Geschichte

der

Girondisten.

Fünfter Band.

Geschichte

der

Girondisten

von

A. de Lamartine.

Aus dem Französischen.

Fünfter Band.

Leipzig,
Brockhaus & Avenarius.
1847.

39 Gg

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Fünfter Band.

Vierunddreißigstes Buch.

Der Tempel. — Ludwig XVI. vor den Schranken des Convents. — Seine Rückkehr in den Tempel. — Herr von Malesherbes. — Charakteristik desselben. — Die Advokaten Deseze und Tronchet. — Testament Ludwig's XVI. — Betrachtungen über das Gericht über den König. — Lanjuinais . . . . S. 1—41.

Fünfunddreißigstes Buch.

Anblick der Stadt und der Versammlung. — Verurtheilung des Königs. — Vergniaud. — Ludwig XVI. — Abbe Firmont. — Letzte Zusammenkunft des Königs mit seiner Familie. — Zug nach der Richtstätte. — Hinrichtung. — Beurtheilung des Gerichts über Ludwig XVI. . . . . S. 42—91.

Sechsunddreißigstes Buch.

Eindruck, durch den Tod Ludwig's XVI. hervorgebracht. — Lepelletier Saint-Fargeau. — Die Cabinete Europas. — Custine. — England. — Pitt. — Fox. — Talleyrand. — Vereinigung nach Außen. — Aushebungen. — Die Armee. — Pache, Kriegsminister. — Dumouriez in Belgien. — Die Fräulein Fernig. — Jemmapes. — Der Herzog von Chartres. — Dumouriez als Sieger . . . . S. 92—178.

Siebenunddreißigstes Buch.

Dumouriez zaudert. — Belgien. — Danton. — Seine Pläne. — Unzufriedenheit Dumouriez'. — Er verläßt Brüssel. — Kommt nach Paris. — Beabsichtigt die Eroberung von Holland. — Kehrt nach Brüssel zurück. — Befehl des Convents. — Beurnonville. — Flucht der Armee. — Dumouriez unterhandelt mit den Feinden. — Gerüchte über seinen Abfall. — Die Familie Orleans. — Commission im Lager Dumouriez'. — Dessen Zurückberufung. — Er verweigert den Gehorsam. — Er überliefert die Commissäre den Oestreichern. — Abfall. — Dumouriez entgeht dem Tode durch die Flucht S. 179—216.

Achtunddreißigstes Buch.

Ereignisse im Innern Frankreichs. — Marat. — Organisation der Comitees. — Volksthümliche Einrichtungen. — Aufstände. — Assignaten. — Betrachtungen. — Das Maximum. — Anklagedecret gegen Marat. — Lyon. — Die Vendee. — Die Armee. — Danton an

der Grenze. — Robespierre. — Die Girondisten. — Insurrectionscomitee. — Tod der Frau Danton's. — Die zweiundzwanzig girondistischen Deputirten. — Complot unter ihnen. — Danton. — Reden. — Das Revolutionstribunal. — Vergniaud. — Reden. — Die Girondisten weisen die Anarchie Danton's zurück. — Wohlfahrtsausschuß. — Madame Roland . . . . S. 217—254.

Neununddreißigstes Buch.

Danton und Robespierre. — Zweite Verheirathung Danton's. — Danton klagt die Girondisten an. — Robespierre verlangt ihre Verurtheilung. — Vergniaud vertheidigt sich. — Danton antwortet. — Marat. — Robespierre's Theorien und ihre Würdigung . . . . S. 255—292.

Vierunddreissigstes Buch.

I.

Der König gewöhnte sich an seine Gefangenschaft. Seine Seele, die für die Ruhe und Stille geschaffen war, sammelte sich im Schutze dieser Mauern, kräftigte sich im Nachdenken, befreite sich im Gebete und tröstete sich durch den fortwährenden Herzenstausch mit den einzigen Wesen, die er immer geliebt hatte, in dem kleinen zärtlichen Kreise, welchen der Kerker noch enger um ihn zog. Die Größe, deren Last ihn erdrückt hatte, gern vergessend, hatte Ludwig XVI. nur einen Wunsch, und zwar den, in diesem Thurme vergessen zu werden, bis die fremde Invasion oder die Rückkehr des Volkes durch die Siege der Republik zu kälterm Blute, oder die unbeständigen Wechselfälle der Revolution ihm nicht den Thron, wohl aber die dunkle Zufluchtsstätte eines angenehmeren Exils und die Freiheit seiner Familie wiedergäbe. Die mindere Strenge seiner Haft, der Ton des Mitleids und der minder gehässige Gesichtsausdruck seiner Wächter unterhielt seit einiger Zeit bei ihm diesen Hoffnungsschimmer. Er glaubte an diesen Anzeichen zu erkennen, daß auch draußen die Wuth sich lege. Sie legte sich in der That, aber nur, weil sie von jetzt an die Gewißheit der baldigen Befriedigung hatte. Es war nicht mehr der Mühe werth, ein Opfer zu hassen, das man nächstens opfern wollte.

II.

Am 11. December ließ sich während des Frühstücks der königlichen Familie ein ungewohnter Lärm um den Tempel hören. Das Wirbeln der Trommeln, das Wiehern der Rosse, der Tritt zahlreicher Bataillone auf dem Pflaster des Hofes setzten die Gefangenen in Erstaunen und Unruhe. Sie drangen lange Zeit in die Commissäre, die ihrem Mahle beiwohnten, ohne eine Antwort zu erhalten. Endlich kündigte man dem Könige an, daß der Maire von Paris und der Gemeindeprocurator ihn im Laufe des Morgens abholen würden, um ihn vor die Schranken des Convents zu führen, damit er sich dort einem Verhöre unterwerfe, und daß diese Truppen seine Begleitung wären. Man machte ihm zugleich auch den Befehl kund, sich wieder in sein Zimmer zurückzubegeben und sich aufs neue von seinem Sohne zu trennen. Er sollte von nun seiner beraubt bleiben, eben so wie jedes Verkehrs mit seiner Familie, bis zum Tage seiner Verurtheilung. Wiewohl nach der Meinung der Gefangenen diese Trennung nur eine vorübergehende sein sollte, so fand sie doch nicht statt ohne herzzerreißenden Schmerz und ohne Thränen. Das Bett des Kindes wurde in das Zimmer der Mutter zurückgebracht. Der König umarmte tiefgerührt seine Familie und sagte, mit Thränen in den Augen sich zu den Commissären wendend: „Wie, meine Herren! Man will mir selbst meinen Sohn entreißen? ein Kind von sieben Jahren!" — „Die Gemeine hat geglaubt," antwortete einer der Municipalbeamten, „daß, da Sie während der ganzen Dauer Ihres Processes in strengem Gewahrsam sein sollen, Ihr Sohn nothwendig auch entweder von Ihnen oder von seiner Mutter abgeschlossen werden müsse, und sie hat diese Entbehrung demjenigen auferlegt, den sein Geschlecht und sein Muth stärker und fähiger erscheinen ließen, sie zu ertragen."

Der König schwieg und ging lange Zeit in seinem Zimmer mit gekreuzten Armen und gebeugtem Haupte auf und ab; dann warf er sich auf einen Stuhl neben seinem Bett und blieb da, das Gesicht in die Hände gedrückt, schweigend die zwei Stunden lang sitzen, die bis zur An-

kunft der Gemeine verflossen. Insgeheim durch die Bemühungen Toulan's von den stürmischen Debatten unterrichtet, welche im Convent in Bezug auf ihn stattgefunden hatten, ließ Ludwig XVI. seine Regierung vor seinem Geiste wieder vorüberziehen und bereitete sich vor, Rechenschaft abzulegen vor seinen Richtern und vor der Nachwelt.

Gegen Mittag traten Chambon, wenige Tage vorher zum Maire von Paris ernannt, und Chaumette, der neue Gemeindeprocurator, begleitet von Santerre und einer Anzahl von Officieren der Nationalgarde und Municipalbeamten, die mit der dreifarbigen Schärpe umgürtet waren, ein. Chambon, der Nachfolger Bailly's und Pethions, war ein gelehrter und menschenfreundlicher Arzt, den mehr die öffentliche Achtung als die revolutionaire Volksgunst durch die Wahl der Hauptstadt zur obersten Magistratur der Stadt Paris erhoben hatte. Gemäßigt in seinen Ansichten, guten und menschenfreundlichen Herzens, durch seinen Beruf an das Mitleid mit allen menschlichen Leiden gewöhnt, der verpflichtete Vollstrecker eines Befehls, der seinem innern Gefühle widerstrebte, verbarg er nur unvollständig in Miene und Blick die Rührung des Menschen hinter die kalte, unempfindliche Haltung des Magistrats. Der König kannte den neuen Maire noch nicht. Er betrachtete ihn forschend mit jener unruhigen Neugierde, mit der man aus dem Aeußeren und der Haltung eines Menschen, von dem ein Theil unsers Schicksals abhängt, seine Sprache und seine Denkart vorher zu errathen sucht.

Chaumette, der Sohn eines Schuhmachers im südlichen Frankreich, der nach und nach Schiffsjunge, Seminarist, Advocatenschreiber, Mönchsnovize, Journalist in Paris und Redner in den Clubs gewesen war, war einer jener Abenteuerer in Ideen wie in äußeren Verhältnissen, die das Glück und ihr eigenes unruhiges Naturell von der einen äußersten Stelle der gesellschaftlichen Ordnung zu der anderen schleudert, bis es sie auf den Gipfel gehoben hat, um sie nur von einer größeren Höhe hinabzustürzen und zu zerschmettern. Seine zugleich irre, gemeine und unverschämte Physiognomie trug den Stempel all der Lebensverhältnisse, die er durchlaufen hatte, bevor er zur zweiten Magistratur der Stadt Paris gelangt war. Er hatte nicht die Scham

der Stärke der Schwäche gegenüber. Man sah in seinen Zügen, man hörte am Tone seiner Stimme, wie er stolz war auf diese gewaltsame Verrückung der Stellungen, über die Chambon erröthete, und wie er innerlich triumphirte, des niederen Standes seines Vaters gedenkend, den Thron vor der Schuhbude demüthigen und als Herr mit einem gefallenen Könige sprechen zu können.

III.

Ehe Chambon dem Könige durch den Gemeindesecretair Colombeau das Decret vorlesen ließ, welches Ludwig vor die Schranken lud, sprach er mit ihm mit der trüben Würde und dem bewegten Tone, wie sie einem Magistrate ziemen, der im Namen des Volkes, aber mit einem gestürzten Fürsten spricht. Colombeau verlas das Decret mit lauter Stimme. Um alle monarchischen Titel aufzuheben und dem Könige, wie einer einfachen Privatperson, nur seinen ursprünglichen Familiennamen zu lassen, nannte ihn der Convent Ludwig Capet. Der König zeigte sich viel empfindlicher gegen die Herabwürdigung des Namens seines Stammes, als gegen die Abschaffung seiner Titel; er machte eine Bewegung des Unwillens bei diesen Worten und erwiederte: „Meine Herren, Capet ist nicht mein Name, es ist der Name eines meiner Vorfahren. Ich hätte gewünscht, daß man mir meinen Sohn wenigstens während der Stunden gelassen hätte, die ich damit zugebracht habe, Sie zu erwarten. Uebrigens steht diese Behandlung ganz im Zusammenhange mit der, welche ich hier schon seit vier Monaten erfahre. Ich bin bereit, Ihnen zu folgen, nicht um dem Convente zu gehorchen, sondern weil meine Feinde die Gewalt in den Hände haben.“ Er verlangte von Clery einen Ueberrock von brauner Farbe, den er über seinen Rock zog, nahm seinen Hut und folgte dem Maire, der ihm vorausging. Unten am Thore des Thurms stieg der König in den Wagen des Maire. Die niedergelassenen Scheiben ließen in das Innere sehen. Der Wagen rollte langsam durch die Höfe; das Rasseln der Räder auf dem Pflaster verkündigte der Königin und den Prinzessinnen, daß der König fort sei. Die Tafeln von Eichenholz, durch die man

den Fuß des Thurmes ihren Blicken entzogen hatte, hinderten die Prinzessinnen, dem Zuge mit den Augen zu folgen. Sie folgten ihm mit dem Ohre und dem Herzen. Sie blieben am Fenster auf den Knien liegen die ganze Zeit über, die der König abwesend war, mit gefalteten Händen, die Stirne auf den Stein niedergebeugt und für ihn betend um den Muth, die Kaltblütigkeit und die Geistesgegenwart, deren er in der Mitte seiner Feinde bedurfte.

IV.

Paris war an diesem Tage ein Kriegslager unter den Waffen; der Anblick der Bajonnete und der Kanonen machte Alles beklommen, selbst die Neugierde; die Wogen des Lebens schienen zu stocken. Alle Wachposten waren verdoppelt. Alle Stunden wurde Appel gehalten, um sich der Anwesenheit der Nationalgardisten zu versichern. Ein Piket von zweihundert Mann hielt Wache in dem Hofe einer jeden der achtundvierzig Sectionen. Eine Reserve mit Geschütz lagerte in den Tuilerien. Starke Patrouillen riefen sich auf allen Plätzen und Straßen ihr „Wer da?" zu.

Die Escorte, welche sich am Morgen im Tempel versammelt hatte, war ein ganzes Armeecorps, bestehend aus Cavalerie, Infanterie und Artillerie. Eine Escadron Nationalgendarmerie zu Pferde marschirte an der Spitze des Zuges. Drei Stück Geschütz mit ihren Pulverwagen rollten hinter ihnen her. Den Kanonen folgte der Wagen des Königs. Er war umschlossen von einer doppelten Reihe Infanterie, welche zwischen den Rädern und den Häusern marschirte; ein Regiment Cavalerie von der Linie bildete den Nachtrab, dem noch drei Stück Geschütz folgten. Jeder einzelne von den Soldaten, die an diesem Tage die bewaffnete Macht von Paris bildeten, war von der Gemeinde auf das Gutachten ihrer Vorgesetzten hin ausgewählt und bezeichnet worden. Die Fusiliere führten sechszehn scharfe Patronen in ihrer Patrontasche. Fertig zum Feuern, marschirten die Bataillone oder Escadronen der Escorte in einer solchen Entfernung von einander, daß sie beim ersten Lärmzeichen den nöthigen Raum hatten, sich in Schlachtordnung aufzustellen. Die feiernden Bürger wurden barsch auf den

Straßen zerstreut und an ihre Arbeit zurückgeschickt. In den Baumgängen, die die Boulevards einschließen, in den Thüren und Fenstern stand Kopf an Kopf. Alle Blicke suchten den König. Der König selbst betrachtete die Menge, sei es, daß seine Augen, lange Zeit des Anblicks einer versammelten Menschenmenge entwöhnt, ganz mechanisch ein Ergötzen daran fanden, dieses Leben und diese Bewegung wiederzusehen, sei es, daß er in der Physiognomie dieses Volkes nach einem Zeichen von Theilnahme und Rührung suchte. Sein durch monatelanges Leiden und Einsperruug verändertes Gesicht machte das Volk betroffen, ohne es zu rühren. Der dunkle Schatten des Tempels hatte seiner Hautfarbe jenen fahlen Ton gegeben, der ein Widerschein des Kerkers zu sein scheint. Sein Bart, den er hatte müssen wachsen lassen, seitdem man ihm alle scharfen Werkzeuge, die er zu seiner Toilette bedurfte, genommen hatte, bedeckte struppig sein Kinn, seine Wangen und seine Lippen mit dichten, borstigen, blonden Haaren, die seinem Munde allen Ausdruck, selbst den der Schwermuth nahmen. Sein kurzsichtiges Auge schweifte irr und geblendet über die Menge hin, als suchte es vergebens ein befreundetes Gesicht, um auf ihm zu ruhen. Seine vorzeitige Wohlbeleibtheit war unter dem Einflusse der fortwährenden Unruhe und der Nachtwachen geschwunden und hatte sich in Magerkeit verwandelt. Die fleischlosen Wangen fielen faltig auf seinen Kragen herab. Seine Kleider, jetzt zu weit für ihn, glitten ihm von den Schultern und schienen fremde Kleider zu sein, mit welchen das Mitleiden die Blöße eines Elenden bedeckt hatte. Seine ganze äußere Erscheinung schien eine Berechnung des Hasses oder eine Fügung des Zufalls zu sein, um den Blicken des Volks mehr etwas Rauhes und Abstoßendes, als etwas Trauriges und Rührendes zu zeigen. Es war das Gespenst des Königthums, das zum Richtplatz geführt wurde in einem Aufzuge, um im Vorübergehen seinen Eindruck und seine Erinnerung in der Menge zu hinterlassen.

V.

Der Zug verfolgte die Boulevards, die Rue des Capucines und den Vendômeplatz, um sich in den Saal des

Convents zu begeben. Eine tiefe Stille herrschte unter der Menge. Ein Jeder schien seine Bewegung und seinen Athem in sich zu verschließen. Man fühlte, daß eine große Schicksalsstunde über Frankreich hinging. Der König erschien noch unempfindlicher, als das Volk. Er betrachtete und erkannte die einzelnen Stadttheile, die Straßen, die Denkmäler; er nannte dem Maire mit lauter Stimme ihre Namen. Als er vor den Thoren St. Denis und St. Martin vorüberkam, fragte er, welcher von diesen beiden Triumphbogen auf Befehl des Convents niedergerissen werden solle.

Als man im Hofe der Feuillants angelangt war, stieg Santerre vom Pferde, faßte, an den Schlag tretend, den Gefangenen am Arme und führte ihn vor die Schranken des Convents.

„Bürger auf den Galerien,“ sagte der Präsident, „Ludwig steht vor den Schranken. Ihr werdet den Königen eine große Lehre, den Völkern ein großes und nützliches Beispiel geben. Gedenket des Stillschweigens, das Ludwig begleitete, als er von Varennes zurückgebracht wurde, des Schweigens, das ein Vorbote des Gerichts der Völker über die Könige ist.“

Der König setzte sich dem Präsidentenstuhle gegenüber in den nämlichen Raum, in dem er die Constitution beschworen hatte. Man verlas die Anklageacte. Es war dies eine lange Aufzählung aller der Beschwerden, welche die Factionen der Revolution nach und nach gegen die Krone erhoben hatten, einschließlich ihrer eignen Handlungen von den Tagen des 5. und 6. Octobers zu Versailles an bis zu dem Tage des 10. August. Alle Versuche des Widerstandes von Seiten des Königs gegen die Bewegung, welche die Monarchie stürzte, wurden Verschwörungen, alle seine Schwächen Verräthereien genannt. Es war mehr eine Anklage seines Charakters und der Verhältnisse, als eine Anklage seiner Verbrechen. Die einzige Schuld, die vorhanden war, traf seine Natur. Aber die Zeit drückte zu schwer auf Allen; man legte ihre ganze Last auf seine Schultern. Er mußte für den Thron, für die Aristokratie, für die Priesterschaft, für die Emigration, für La Fayette, für die Girondisten, ja für die Jacobiner selbst büßen. Er war das

Sühnopfer des Alterthums, das die Sündenschuld Aller auf sich nehmen mußte.

Als man nun vor ihm das Gemälde der Fehler seiner Regierung aufrollte und das Blut wieder aufrührte, das auf dem Marsfelde, am 20. Juni und am 10. August geflossen war, um die Verantwortlichkeit auf ihn allein zu wälzen, da konnten einige der Verschwörer von jenen Tagen, die unter den Richtern verstreut saßen, wie Péthion, Barbaroux, Louvet, Carra, Marat, Danton, Legendre, sich nicht erwehren, zu erröthen und die Augen niederzuschlagen. Ihr Gewissen sagte ihnen innerlich, daß man sich schämen müsse, für den Urheber dieser Attentate denjenigen zu erklären, der ihr Opfer geworden war. Sie hatten sich noch einige Tage vorher laut gerühmt, diese Verschwörungen gegen den Thron angezettelt zu haben. Aber das Gefühl des Rechts ist so stark in den Menschen, daß selbst, wenn sie es verletzen, sie es doch noch heucheln und selbst die erklärtesten Verschwörer, nicht zufrieden mit dem Siege, auch noch die Legalität auf ihrer Seite haben wollen.

VI.

Der König hörte diese Lesung in der Haltung einer gleichmüthigen Aufmerksamkeit an. Nur bei zwei oder drei Stellen, wo die Anklage alle Grenzen selbst der Ungerechtigkeit und Wahrscheinlichkeit überschritt, wo man ihm das Blut seines Volkes vorwarf, das von ihm während seiner ganzen Regierung so heilig geschont worden war, konnte er sich nicht enthalten, durch ein bitteres Lächeln und ein unwillkürliches Zucken der Achseln die verhaltene Entrüstung zu verrathen, die ihn bewegte. Man sah, daß er auf Alles gefaßt war, nur nicht auf die Anklage, ein blutgieriger Fürst gewesen zu sein. Er erhob die Augen zum Himmel und rief Gott zum Zeugen an gegen die Menschen.

VII.

Barrère, der an diesem Tage den Vorsitz im Convent führte, schritt zur Vernehmung des Königs, indem er jeden der einzelnen ausführlichen Artikel der Anklageacte in einige

Worte zusammenfaßte. Einer der Secretäre der Versammlung, Valazé, trat an die Schranke und legte dem Angeklagten der Reihe nach alle Actenstücke vor, welche sich auf die Sache bezogen. Der Präsident fragte den König, ob er diese Actenstücke anerkenne. So legte man ihm alle Papiere vor, die den „Verrath" Mirabeau's und La Fayette's betrafen und in dem eisernen Schranke gefunden worden waren, in den er sie selbst verborgen hatte; seinen vertraulichen Brief an die Bischöfe, um sich gegen die Annahme der Civilconstitution des Klerus zu erklären; andere ihn belastende Briefe, die von ihm unterzeichnet oder ganz eigenhändig von ihm geschrieben waren; endlich geheime Noten des Herrn von Laporte, des Intendanten seines Privatschatzes, welche die Verwendung beträchtlicher Summen zur Bestechung der Jacobiner, der Galerien der Versammlung und der Vorstädte bezeugten.

Ludwig XVI. standen zwei gleich ehrenvolle Weisen der Vertheidigung offen. Die erste war die, jede Antwort zu verweigern und sich in die Unverletzlichkeit des Königs oder in die Resignation des Besiegten zu hüllen; die zweite war die, alle Anstrengungen laut und offen einzugestehen, die er gemacht hatte und hatte machen müssen, um die großen Parteihäupter der Revolution zu mäßigen und auf die Seite des bedrohten Königthums hinüberzuziehen, das zu vertheidigen, er durch sein Blut, seine Stellung und seinen Eid auf die Constitution verpflichtet war, da das Königthum selbst einen Theil dieser Constitution ausmachte. Der König konnte dies um so mehr, da kein einziges der Actenstücke aus dem eisernen Schranke direct ein Einverständniß mit den fremden Mächten gegen Frankreich bewies. Er hatte nicht Geistesgegenwart genug, um auf das eine oder das andere dieser Systeme der Vertheidigung zu verfallen, die, wenn sie ihm nicht das Leben gerettet hätten, wenigstens seine Würde gewahrt haben würden. Anstatt als König mit Stillschweigen oder als Staatsmann mit einem kühnen und motivirten Zugeständnisse seiner Handlungen zu antworten, antwortete er wie ein Angeklagter, der die Wahrheit der Thatsachen bestreitet. Er wollte nichts wissen von den Noten, von den Briefen und von den Actenstücken; er wollte sogar nichts von dem eisernen Schranke wissen,

der, von ihm selbst verschlossen, sich geöffnet hatte, um seine Geheimnisse zu offenbaren. Die innere Bedrängniß seines Geistes ließ ihm nicht Zeit, zu überlegen, was seine königliche Würde von ihm verlangte; vielleicht führte ihn auch die immer weiter fortziehende Gewalt eines ersten Nein dazu, Alles zu leugnen, nachdem er erst etwas geleugnet hatte, um nicht der Lüge offen überführt zu werden, oder vielmehr, um nicht seine Diener durch seine Zugeständnisse zu compromittiren. Er wollte auch ohne Zweifel seinen Vertheidigern volle Freiheit in ihrer Vertheidigung lassen. Endlich dachte er an seine Gattin, an seine Schwester, an seine Kinder mehr, als es sich vielleicht in einem solchen Augenblicke ziemte. So machte er seine Vertheidigung matt und farblos. Von diesem Tage an war er nicht mehr ein König, der mit einem Volke kämpfte, er war ein Angeklagter, der seinen Proceß vor seinen Richtern führte und zwischen die Majestät des Thrones und die Majestät des Schaffots Advocaten ins Mittel treten ließ.

VIII.

Nach dem Verhöre nahm Santerre den König wieder am Arme und führte ihn, begleitet von Chambon und Chaumette, in den Wartesaal des Convents. Die Länge der Sitzung und die Gemüthsbewegung hatten die Kräfte des Angeklagten erschöpft. Er wankte vor Schwäche. Chaumette fragte ihn, ob er etwas essen wolle. Der König schlug es aus. Aber einen Augenblick darauf, als er einen Grenadier von der Escorte dem Gemeindeprocurator die Hälfte eines Brotes bieten sah, näherte sich, von dem Triebe der Natur überwunden, Ludwig XVI. Chaumette und bat ihn mit leiser Stimme um ein Stück Brot. „Sprechen Sie laut, wenn Sie etwas wünschen," antwortete ihm Chaumette, indem er zurücktrat, als ob er sich selbst dem bloßen Verdachte des Mitleids auszusetzen scheute. — „Ich bitte Sie um ein Stück von Ihrem Brote," erwiederte der König, seine Stimme erhebend. — „Hier, brechen Sie sich gleich ab," sagte Chaumette zu ihm, „das ist ein spartanisches Frühstück. Wenn ich eine Rübe hätte, so würde ich Ihnen die Hälfte davon geben."

Man meldete den Wagen. Der König stieg wieder ein, immer noch sein Stück Brot in der Hand; er aß nur die Rinde davon. In Verlegenheit, was er mit dem Uebrigen anfangen sollte, und in Furcht, daß man, wenn er es zum Schlage hinauswürfe, glauben möchte, seine Bewegung sei ein Zeichen, oder er habe ein Billet in die Krume des Brotes verborgen, gab er den Rest Colombeau, dem Gemeindesubstituten, der ihm im Wagen gegenüber saß. Colombeau warf das Brot auf die Straße. „Ah," sagte der König, „das ist nicht recht, das Brot so auf die Straße zu werfen, zu einer Zeit, wo es so selten ist." — Woher wissen Sie denn, daß es selten ist? fragte ihn Chaumette. — „Weil das, was ich esse, nach Staub schmeckt." — Meine Großmutter, erwiederte Chaumette mit jovialer Vertraulichkeit, sagte in meiner Kindheit immer zu mir: Wirf kein Krümchen Brot weg, du kannst nicht wieder soviel wachsen lassen, als du wegwirfst. — „Herr Chaumette, sagt lächelnd der König, ihre Großmutter ist eine verständige Frau gewesen; das Brot kommt von Gott." Die Unterhaltung war auf diese Weise auf der Rückfahrt heiter, fast scherzhaft.

Der König zählte die Straßen und nannte ihre Namen. „Ah, da ist die Rue d'Orléans," rief er aus, als man sie durchschnitt. — „Sagen Sie die Rue de l'Egalité," antwortete barsch Chaumette. — „Ja, ja," sagte der König, „wegen .... Er vollendete nicht und verfiel einen Augenblick in trübes Schweigen.

Eine Weile darauf befand sich Chaumette, der seit dem Morgen nichts genossen hatte, im Wagen übel. Der König zeigte sich etwas sorglich beschäftigt um seinen Ankläger. „Gewiß können Sie, sagte er zu ihm, die Bewegung des Wagens nicht vertragen. Haben Sie je einmal das Rollen eines Schiffes empfunden?" — „Ja," antwortete Chaumette, „ich habe den Krieg unter dem Admiral Lamotte-Piquet mitgemacht." — „Ah," sagte der König, „Lamotte-Piquet, das war ein braver Mann!" Während so die Unterhaltung im Innern des Wagens fortgeführt wurde, sangen die Leute von der Getraidehalle und die Kohlenmänner, die sich in Bataillone zusammengethan hatten, neben den Rädern des Wagens her die wildesten Strophen der Marseillaise.

„Tyrann, das falsche Blut saug unser Boden ein!" *)

Der lang forttönende Ruf: „Es lebe die Revolution!" erhob sich bei der Annäherung des Zuges aus der Mitte der Menge und pflanzte sich auf der ganzen Linie bis zur Bastille fort, so daß er nur einen einzigen Ruf von den Tuilerien bis zum Tempel bildete. Der König stellte sich, als ob er diese Anzeichen des Todes nicht hörte. Bei der Rückkehr in den Hof des Tempels erhob er die Augen und betrachtete lange traurig die Mauern des Thurmes und die Fenster des Zimmers der Königin, wie wenn sein durch die Breter und die Gitter aufgefangener Blick seine Gedanken seinen Lieben hätte mittheilen können. Der Maire begleitete ihn in sein Zimmer zurück und theilte ihm aufs neue das Decret des Convents mit, welches seine Trennung und absolute Abschließung von seiner Familie aussprach. Der Fürst bat den Maire, einen so grausamen Befehl widerrufen zu lassen. Er erlangte wenigstens so viel, daß man die Königin von seiner Rückkehr unterrichtete. Was von ihm abhing, gestattete Chambon. Der Kammerdiener Cléry, den man dem Könige gelassen hatte, hatte eine letzte Zusammenkunft mit den Prinzessinnen und theilte ihnen die Einzelnheiten mit, die ihm sein Herr über das Verhör anvertraut hatte. Cléry gab der Königin die Versicherung der thätigen Intervention der fremden Cabinete, um den König zu retten; er ließ sie hoffen, daß sich die Strafe auf eine Deportation nach Spanien beschränken werde, nach einem Lande, das Frankreich noch nicht den Krieg erklärt hatte. „Hat man von der Königin gesprochen?" fragte voll Angst die Prinzessin Elisabeth. Cléry erwiederte ihr, daß sie in der Anklageacte nicht genannt worden sei. „Ach," antwortete die Prinzessin wie erleichtert von einer Last der Besorgniß, „vielleicht betrachten sie den König als ein nothwendiges Opfer für ihre Sicherheit. Aber die Königin! aber diese armen Kinder! Welche Hindernisse können diese Leben für ihren Ehrgeiz bilden!..." Bei dieser gegen die strengsten Befehle der Gemeinde erlangten geheimen Zusammenkunft kam Cléry mit den Prinzessinnen über einen heimlichen Verkehr überein, der durch die edelmüthige Mitschuld eines der

*) Tyran! qu'un sang impur abreuve nos sillons!

Wächter, Namens Turgy, zwischen den Gefangenen eröffnet werden sollte. Kleider, Möbel, Wäsche, die man sich aus einer Etage in die andere erbat oder zuschickte, gaben die geheimen Chiffern dieser Correspondenz ab, durch die der König sich des geistigen und körperlichen Befindens der Prinzessinnen versichern und die Prinzessinnen ihrerseits die hauptsächlichsten Vorgänge im Processe des Königs erfahren sollten. Nachdem der König diese Maßregeln getroffen hatte, die sein Herz ein wenig beruhigten, aß er zur Nacht und legte sich zur Ruhe, aber ohne aufzuhören, seine Blicke auf die Stelle zu richten, von wo man das Bett seines Sohnes weggenommen hatte, und ohne aufzuhören, ihn selbst von den Commissären zurückzufordern.

IX.

Unterdessen hatten Péthion und Treilhard, sobald der König den Convent verlassen hatte, durchgesetzt, daß man ihm wie jedem Angeklagten gestatte, sich zwei Vertheidiger zu wählen. Vergebens hatten Marat, Duhem, Billaud-Varennes, Chasles mit ihrem Geschrei gegen das Recht der Vertheidigung protestirt, indem sie kühn eine Ausnahmemaßregel von den Grundsätzen der Humanität gegen den wider sein Volk aufrührerischen Tyrannen forderten; vergebens hatte Thuriot gerufen: „Der Tyrann muß seinen Kopf aufs Schaffot tragen!" Der Convent hatte sich fast einmüthig gegen diese Ungeduld des Henkers erhoben und die Würde des Richters bewahrt. Vier seiner Mitglieder, Cambacérès, Thuriot, Dupont von Bigorre und Dubois von Crancé, wurden beauftragt das Decret nach dem Tempel zu bringen, welches dem Könige das Recht gab, sich einen Vertheidigungsrath zu wählen. Das Gesetz gestattete dem Angeklagten ihn aus zwei Vertheidigern zusammenzusetzen.

Der König wählte die beiden berühmtesten Advocaten von Paris, Tronchet und Target. Er gab selbst den Commissären die Adresse des Landhauses, das Tronchet bewohnte; die Wohnung Targets erklärte er nicht zu wissen. Als diese beiden Namen noch in derselben Sitzung dem Convent hinterbracht wurden waren, wurde der Minister der Justiz,

Garat, beauftragt, den beiden Vertheidigern die Wahl mitzutheilen, welche der König zu diesem letzten Dienst der Ergebenheit für sein Wohl auf sie hatte fallen lassen.

Tronchet, ein Advocat, der sich für die politischen Kämpfe in den Stürmen der constituirenden Versammlung gebildet hatte, deren eifriges Mitglied er gewesen war, nahm ohne Zaudern die ruhmvolle Wahl an, die aus dem Herzen eines Geächteten auf seinen Namen fiel.

Target, der eine klangvolle Stimme, aber eine kleinmüthige Seele hatte, erschrak sogar über die Gefahr, als Theilnehmer an dem letzten Gedanken eines Sterbenden zu erscheinen. Er schrieb an den Convent einen gefühllosen und feigen Brief, in welchem er mit sichtbarer Furcht eine Aufgabe von sich wies, deren er sich bei seinen Grundsätzen wie er sagte, nicht hätte versehen können.

Es fehlte nicht an Männern Target zu ersetzen. Der Könige wählte Desèze, einen Advocaten aus Bordeaux, der sich zu Paris niedergelassen hatte. Der junge Desèze verdankte dieser Wahl, deren er würdig war, — denn er war stolz darauf — die Berühmtheit eines langen Lebens, die erste Magistratur der Rechtspflege unter einer andern Herrschaft und die ruhmreiche Fortdauer seines Namens in seinem Geschlechte.

Aber diese beiden Männer waren nur die Advocaten des Königs. Er bedurfte eines Freundes. Zum Troste für seine letzten Tage und zum Ruhme des menschlichen Herzens fand sich dieser Freund.

X.

Es lebte damals nahe bei Paris in der Einsamkeit ein Greis, Namens von Lamoignon, ein berühmter und in den höchsten Magistraturen der alten Monarchie immer wiederkehrender Name. Die Lamoignons gehörten zu jenen Parlamentsfamilien, welche sich von Jahrhundert zu Jahrhundert durch lange Dienste, die sie der Nation erwiesen, und nicht durch die Gunst des Hofes oder durch die Launen der Könige zu den höchsten Aemtern des Königreichs erhoben. Diese Familien bewahrten auf diese Weise in ihren Meinungen und in ihren Sitten etwas Volksthümliches, was sie

im Stillen der Nation werth machte und sie mehr den großen Patrizierfamilien der Republiken als den Krieger- und Emporkömmlingsfamilien der Monarchien gleichen ließ. Der schwache Rest von Freiheit, den die Sitten in der alten Monarchie noch bestehen ließen, beruhte ganz und gar auf dieser Kaste. Diese Magistrate allein riefen von Zeit zu Zeit den Königen in ehrerbietigen Vorstellungen in das Gedächtniß zurück, daß es auch noch eine öffentliche Meinung gäbe. Sie waren die Erbopposition des Landes.

Dieser Greis, Namens von Malesherbes, 74 Jahr alt, war zweimal Minister Ludwigs XVI. gewesen. Seine Ministerien waren von kurzer Dauer und mit Undank und Verbannung belohnt, nicht durch den König, aber durch den Haß des Klerus, des Adels und des Hofes. Als Freisinniger und als Philosoph, war Malesherbes einer jener Vorläufer, welche unter einer Herrschaft der Willkür und des Misbrauches mit der Anwendung der Regeln der Gerechtigkeit und der Vernunft, welche die Ideen fordern, vorangehen, denen aber die Dinge Widerstand leisten. Wenn solche Männer stets an der Spitze der Regierungen stünden, so würde es kaum der Gesetze bedürfen. Sie sind selbst Gesetze, denn sie sind das Licht, die Gerechtigkeit und die Tugend einer Zeit.

Ein Schüler Jean Jacques Rousseau's, ein Freund Turgot's, der zuerst die Philosophie in die Verwaltung gebracht hatte, hatte sich Malesherbes den Philosophen des 18. Jahrhunderts werth gemacht, indem er als Generaldirector des Buchhandels die Einführung der „Encyclopädie," dieser Rüstkammer der neuen Ideen, in Frankreich begünstigte. Unter einer Gesetzgebung des gesetzlichen Dunkels und der Censur hatte Malesherbes kühn die herrschenden Misbräuche preisgegeben und sich zum Mitschuldigen des Lichts erklärt. Die Kirche und die Aristokratie hatten ihm das nie verziehen. Er war einer von denen, die man beschuldigte, die Religion und die öffentliche Gewalt untergraben zu haben, während sie glaubten den Aberglauben und die Tyrannei zu untergraben. Im Grunde seines Herzens war er in der That Republikaner, aber seine Sitten und seine Gefühle waren noch monarchisch. Er war ein lebendiges Beispiel jenes innern Widerspruchs, der in jenen Männern liegt, die

so zu sagen auf der Grenze der Revolutionen geboren werden, deren Ideen der einen Zeit und deren geistige Gewohnheiten der andern angehören. Der Republikanismus Malesherbes' verhielt sich zur Republik des Augenblicks, wie sich die philosophische Idee des Weisen zu den tumultuarischen Bewegungen eines Volkes verhält. Seine Theorie schreckte scheu und entrüstet zurück vor ihrer Verwirklichung. Er verleugnete die Lehren seines Lebens nicht, aber er verhüllte sich das Gesicht, um ihre Ausschweifung nicht zu sehen. Das Unglück des Königs entriß ihm bittere Thränen. Dieser Fürst war die Hoffnung und bisweilen auch die Täuschung Malesherbes' gewesen. Zeuge und Vertrauter seiner Wünsche für das Glück des Volkes und die Reform der Monarchie, hatte Malesherbes in dem jungen Könige einen jener reformatorischen Herrscher zu sehen geglaubt, die sich freiwillig des Despotismus begeben, den Revolutionen ihre Kraft leihen, um sie zu vollenden und im Zügel zu halten, und die Legitimität des Königthums durch die Wohlthaten feststellen, welche sie aus dem Herzen eines Königs und redlichen Mannes zugleich hervorquellen lassen. Einen Augenblick lang Minister, hatte Malesherbes seinen Posten verloren, ohne seine Anhänglichkeit an den König zu verlieren. Er fühlte, daß der Einfluß des Hofes ihm in seinem Herrn zwar seinen Schüler entrissen, aber einen geheimen Freund gelassen habe. Von seinem Exile aus hatte er ihn mit den Augen verfolgt von den Reichsständen an bis zum Kerker des Tempels. Eine geheime Correspondenz hatte mit seltenen Unterbrechungen Ludwig XVI. die Erinnerungen, Wünsche und Beileidsbezeigungen seines alten Dieners gebracht. Bei der Nachricht von dem Processe des Königs hatte Malesherbes seinen stillen Landsitz verlassen und an den Convent geschrieben. Der Präsident Barrère verlas seinen Brief in der Versammlung.

„Bürger Präsident," sagte darin Herr von Malesherbes, „ich weiß nicht, ob der Convent Ludwig XVI. einen Vertheidigungsrath geben und ob er ihm die Wahl desselben überlassen wird. In diesem letztern Falle wünschte ich Ludwig XVI. wissen zu lassen, daß, wenn er mich zu diesem Amt wählen sollte, ich bereit bin mich ihm zu widmen. Ich verlange nicht von Ihnen, dem Convent meinen Wunsch

mitzutheilen, denn ich bin weit entfernt mich für eine Persönlichkeit zu halten, die wichtig genug wäre, daß er sich mit ihr beschäftige. Aber ich bin zweimal in den Rath desjenigen berufen gewesen, der mein Herr war, zu einer Zeit, da dieses Amt das Streben des Ehrgeizes eines Jeden war. Ich bin ihm denselben Dienst schuldig, wenn dieses Amt ein solches ist, daß viele Leute es für gefährlich halten. Wenn ich ein Mittel wüßte, ihn meine Bereitwilligkeit wissen zu lassen, so würde ich mir nicht die Freiheit nehmen, mich an Sie zu wenden. Ich glaubte, daß bei der Stellung, die Sie einnehmen, Sie mehr als irgend Jemand Mittel und Wege haben würden, ihm diese Mittheilung zukommen zu lassen."

Bei dem Namen Malesherbes empfand der ganze Convent jenen elektrischen Schlag, welchen auf jede Versammlung der Name eines rechtschaffenen Mannes hervorbringt, und jenen Schauer, welche die Menge bei einer Handlung des Muthes oder der Tugend durchläuft. Der Haß selbst erkannte die heiligen Rechte der Freundschaft in der Bitte des Herrn von Malesherbes an. Diese Bitte wurde bewilligt. Einige Mitglieder protestirten gegen die Verzögerungen, welche die Formalitäten des Processes fortwährend zwischen den Schuldigen und das Schaffot brächten. „Man will mit diesen Vertagungen diese Sache einen ganzen Monat hinausziehen," sagte Thuriot. — „Die Könige, schrie Legendre, vertagen ihre Rachethaten gegen die Völker nicht und ihr wollt die Uebung der Gerechtigkeit des Volkes gegen einen König vertagen!" — „Man muß die Büste des Brutus zerschlagen, fuhr Billaud-Varennes fort, auf die Bildsäule dieses Römers zeigend; denn er hat nicht geschwankt wie wir, ein Volk an einem Tyrannen zu rächen!"

XI.

Malesherbes, der noch an demselben Tage Einlaß in den Thurm erhielt, in dem sein Herr seufzte, wurde gezwungen an der letzten Thüre zu warten; die Commissäre der Gemeinde, die beauftragt waren, jede heimliche Zutragung irgend einer Waffe, welche den König durch Selbst-

mord dem Schaffote hätte entziehen können, zu verhindern, hielten ihn lange Zeit an dieser Stelle auf. Der Name und das Aussehen des Greises flößten den Wächtern einige Scheu ein. Er wandte selbst alle Taschen vor ihnen um. Er hatte nichts bei sich als einige Urkunden und das Journal der Conventssitzungen. Dorat-Cubières, Gemeinderath, ein mehr aufgeblasener als grausamer Mensch, ein Freiheitsrennomist, ein Schriftsteller der Boudoirs, der in die Tragödien der Revolution verschlagen worden war, hatte den Dienst im Vorzimmer des Königs. Dorat-Cubières kannte Herrn von Malesherbes und verehrte in ihm einen Philosophen, den Voltaire, sein Herr und Meister, oft der Dankbarkeit der Weisen empfohlen hatte. Er ließ den Greis an das Kaminfeuer treten und unterhielt sich vertraulich mit ihm. „Malesherbes, sagte er zu ihm, Sie sind der Freund Ludwig's XVI., wie können Sie ihm die Journale bringen, in denen er die ganze Entrüstung des Volkes gegen ihn ausgesprochen finden wird?" — Der König ist kein Mann wie ein andrer, antwortete Herr von Malesherbes, er hat eine starke Seele; er hat einen Glauben, der ihn über Alles erhebt. — „Sie sind ein rechtschaffener Mann, erwiederte Cubières, aber wenn Sie es nicht wären, so könnten Sie ihm eine Waffe, ein Gift zutragen und ihm einen freiwilligen Tod anrathen." — Die Physiognomie des Herrn von Malesherbes verrieth bei diesen Worten ein Verhehlen seines Innern, welches darauf hinzudeuten schien, daß der Gedanke an einen jener Selbstmorde des Alterthums in ihm auftauchte, die den Menschen über sein Geschick erhoben und ihn in der äußersten Lage des Schicksals zu seinem eignen Richter und seinem eignen Befreier machten; dann sagte er, wie sich selbst seinem Gedanken entziehend: „Wenn der König des Glaubens der Philosophen wäre, wenn er ein Cato oder ein Brutus wäre, so würde er sich tödten können. Aber der König ist fromm, er ist Christ; er weiß, daß ihm seine Religion verbietet einen Versuch gegen sein Leben zu machen; er wird sich nicht tödten." Die beiden Männer wechselten bei diesen Worten einen Blick des Verständnisses und schwiegen, als ob sie bei sich selbst darüber nachdächten, welche von diesen beiden Lehren die muthvollste und heiligste sei: die, welche gestattet, sich dem Schicksale

zu entziehen oder die, welche befiehlt, sein Geschick auf sich zu nehmen und sich ihm zu unterwerfen.

Die Thüre zum Zimmer des Königs öffnete sich. Malesherbes näherte sich gebeugt und wankenden Schritts seinem Herrn. Ludwig XVI. saß an einem kleinen Tische. Er hatte in seiner Hand einen Band des Tacitus und war vertieft in dieses römische Evangelium erhabenen Sterbens. Beim Anblick seines vormaligen Ministers warf der König das Buch weg, erhob sich und stürzte mit ausgebreiteten Armen und feuchten Augen dem Greise entgegen. „Ach, sagte er, ihn in seine Arme drückend, wo finden Sie mich wieder! Wohin hat mich meine Leidenschaft für die Verbesserung des Looses dieses Volkes, das wir Beide so sehr geliebt haben, gebracht! Wo suchen Sie mich auf? Ihre Ergebenheit für mich setzt Ihr Leben in Gefahr und wird das meine nicht retten können!“

Malesherbes sprach dem Könige, seine Hände mit Thränen benetzend, das Glück aus, welches er empfinde ihm seinen kurzen Lebensrest weihen und ihm im Kerker eine Liebe zeigen zu können, die im Palaste immer verdächtig bleibe. Er versuchte dem Könige Hoffnung einzuflößen auf die Gerechtigkeit seiner Richter und auf das Mitleiden des Volkes, das ermüden würde, ihn zu verfolgen! „Nein, nein, antwortete der König; sie werden mich zum Tode gehen lassen, dessen bin ich gewiß; sie haben die Macht und den Willen dazu. Was thut's! Beschäftigen wir uns mit meinem Proceß, als wenn ich ihn gewinnen sollte; und ich werde ihn in der That gewinnen, da ich mein Andenken fleckenlos hinterlassen werde.“

XII.

Tronchet und Desèze, welche alle Tage mit Malesherbes Einlaß in den Tempel erhielten, bereiteten die Elemente der Vertheidigung vor. Der König ging mit ihnen die Artikel der Anklageacte und die verschiedenen Umstände seiner Regierung durch, welche seiner Meinung nach die Anklage widerlegten, und brachte viele Stunden damit zu, seinen Vertheidigern sein öffentliches Leben darzulegen. Tronchet und Desèze kamen um fünf Uhr und entfernten sich wieder

um neun. Herr von Malesherbes kam schon vor der Stunde dieser Sitzungen und wurde alle Morgen zum Könige eingelassen. Er brachte dem Könige die Journale, las sie mit ihm und bereitete die Arbeit des Abends vor.

In diesen vertrauten Unterhaltungen zwischen dem Könige und dem Philosophen wurde das Gemüth des Königs weich und zu erhöhter freier Thätigkeit gestimmt. Die Freundschaft Malesherbes' verwandelte bisweilen diese Gemüthserregung in Hoffnung, immer aber in Trost. Die Rauhheit der Commissäre der Gemeinde unterbrach oft diese Unterhaltungen, indem sie verlangten, daß die Thüre zum Zimmer des Königs offen bleibe, damit sie das Gespräch hören könnten. Der König und der Greis zogen sich dann in das Erkerthürmchen zurück, zogen dessen Thüre hinter sich zu und entgingen so der gehässigen Inquisition dieser Männer, die noch zwischen dem Ohre des Opfers und dem Munde des Trösters Verbrechen nachspürten.

Des Abends, wenn Herr von Malesherbes, Tronchet und Desèze sich entfernt hatten, las der König allein die Reden, welche Tags vorher für oder gegen ihn im Convente gehalten worden waren. Man hätte bei der Unparteilichkeit seiner Bemerkungen glauben können, er lese die Geschichte eines fernen Reiches. „Wie können Sie nur mit so ruhigem Blute diese heftigen Angriffe lesen?" fragte ihn eines Tages Cléry. — „Ich lerne daraus, wie weit die Bosheit der Menschen gehen kann, antwortete der König. Ich würde nicht glauben, daß es etwas Aehnliches geben könnte." Und mit diesen Worten schlief er ein.

Ein Garnknäuel, in den ein Papier gewickelt war, auf welchem Nadelstiche die Buchstaben vertraten, diente den Prinzessinnen zur Correspondenz mit dem Gefangenen. Turgy, der zu gleicher den Tischdienst bei dem Könige und bei der Königin versah, verbarg den Knäuel in einen Schrank im Eßzimmer. Dort fand ihn Cléry und legte an seine Stelle den Knäuel, der die Antwort des Königs enthielt. So machten dieselben Hoffnungen und dieselben Befürchtungen durch die Mauern gleitend in beiden Etagen zugleich die Herzen klopfen und schmolzen die Seelen der Gefangenen in einen Gedanken zusammen.

Später glitt eine Schnur, an deren Ende ein Billet

befestigt war, aus der Hand des Königs in den schrägen Schirm hinab, der in der Form eines Trichters vor dem Fenster der Königin, das gerade unter dem seinigen lag, angebracht war, und stieg wieder herauf, mit vertraulichen und zärtlichen Ergüßen seiner Gattin und seiner Schwester beschwert.

Seitdem er von den Seinigen abgeschlossen worden war, hatte sich der König geweigert in den Garten zu gehen, um Luft zu schöpfen. „Ich kann mich nicht entschließen, allein zu gehen, sagte er; der Spaziergang war mir nur angenehm, wenn ich ihn mit meiner Frau und meinen Kindern genießen konnte." Am 19. Dezember sagte er in der Frühstücksstunde in Gegenwart von vier wachhabenden Municipalbeamten zu Cléry: „Heute vor vierzehn Jahren waren Sie früher auf als heute." Ein trübes Lächeln offenbarte Cléry den Sinn dieser Worte. Der gerührte Diener schwieg, um das Gefühl eines Vaters zu schonen. „Heute ist der Tag, fuhr der König fort, an dem meine Tochter geboren wurde. Heute ist ihr Geburtstag und mir ist nicht vergönnt sie zu sehen!" Thränen rollten auf sein Brot hinab. Die Municipalbeamten schienen stumm und gerührt diese Erinnerung an glückliche Tage zu ehren, die durch das Gefängniß zog, wie um es noch düsterer zu machen.

XIII.

Am folgenden Tage verschloß sich Ludwig allein in sein Cabinet und schrieb lange Zeit. Es war sein Testament, was er schrieb, der letzte Abschied an die Hoffnung. Von diesem Tage an setzte er seine Hoffnung nur noch auf die Unsterblichkeit. Er vermachte in Frieden, was er in seiner Seele zu vermachen hatte, seine Zärtlichkeit seiner Familie, seine Dankbarkeit seinen Dienern, seine Verzeihung seinen Feinden. Nach diesem Acte erschien er ruhiger. Er hatte als Christ die letzte Seite seines Geschickes unterschrieben.

„Ich — das sind die ausdrücklichen, wenn auch etwas zusammengezogenen Worte dieses nachgelassenen Bekenntnisses, in dem der Mensch wie aus jenem Leben zu sprechen scheint, „ich, Ludwig XVI. meines Namens, König von Frankreich, eingeschlossen seit vier Monaten mit meiner Familie in den

Thurm des Tempels zu Paris, durch die, welche meine Unterthanen waren, alles Verkehrs, selbst mit meiner Familie, beraubt seit elf Tagen; außerdem in einen Proceß verwickelt, dessen Ausgang sich in Anbetracht der Leidenschaften der Menschen nicht voraussehen läßt; ohne Jemanden zu haben, den ich zum Zeugen meiner Gedanken aufrufen und an den ich mich wenden könnte, als Gott, erkläre ich hiermit vor ihm meinen letzten Willen und meine Empfindungen. Ich übergebe meine Seele Gott, meinem Schöpfer. Ich bitte ihn, sie in seine Barmherzigkeit aufzunehmen. Ich sterbe im Glauben der Kirche und im Gehorsam des Geistes gegen ihre Bestimmungen. Ich bitte Gott mir alle meine Sünden zu verzeihen. Ich habe sie gewissenhaft zu erkennen, sie abzulegen und mich vor ihm zu demüthigen gesucht... Ich bitte alle die, welche christliche Liebe besitzen, ihr Gebet mit dem meinen zu vereinigen... Ich verzeihe von ganzem Herzen denen, die sich zu meinen Feinden gemacht haben, ohne daß ich ihnen irgend eine Ursache gegeben hätte, und bitte Gott ihnen zu vergeben, ebenso wie denen, welche aus einem falschen Eifer, oder aus einem übelverstandenen Eifer mir viel Uebles zugefügt haben... Ich empfehle Gott meine Frau und meine Kinder, meine Schwester, meine Tanten, meine Brüder und alle die, welche mit mir verknüpft sind durch Bande des Blutes oder auf welche Weise es sonst sei. Ich bitte Gott besonders das Auge seiner Barmherzigkeit auf meine Frau, meine Kinder und meine Schwester zu wenden, die schon so lange mit mir leiden; sie mit seiner Gnade zu unterstützen, wenn sie mich verlieren und so lange sie weilen werden auf dieser vergänglichen Erde...

Ich empfehle meine Kinder meiner Frau, ich habe nie an ihrer Liebe für sie einen Zweifel gehabt. Ich empfehle ihr besonders sie zu lehren, alle Größe dieser Welt, wenn sie je verurtheilt sein sollten, sie zu erproben, nie anders zu betrachten, als gefährliche und wechselnde Güter und ihre Blicke auf die einzig feste und dauerhafte Herrlichkeit des ewigen Lebens zu richten... Ich bitte meine Schwester meinen Kindern ihre Liebe zu bewahren und Mutterstelle an ihnen zu vertreten, wenn sie das Unglück haben sollten, ihre wirkliche Mutter zu verlieren... Ich bitte meine Frau mir

all das Unglück zu verzeihen, das sie meinetwegen erleidet, und allen Kummer, den ich ihr im Laufe unserer Verbindung gemacht haben könnte, so wie sie sicher sein kann, daß ich nichts gegen sie mit mir hinübernehme, wenn sie glauben sollte, sich etwas vorzuwerfen zu haben.

Ich empfehle meinen Kindern insbesondere, nach dem was sie Gott schuldig sind, der Allem vorgeht, immer einig unter sich, unterwürfig und gehorsam gegen ihre Mutter, dankbar für alle die Mühen und Sorgen, die sie sich um sie macht, und meiner eingedenk zu bleiben... Ich bitte sie, meine Schwester wie ihre zweite Mutter zu betrachten...

Ich empfehle meinem Sohne, wenn er das Unglück haben sollte, König zu werden, immer daran zu denken, daß er sich ganz dem Glücke seiner Mitbürger widmen, daß er allen Haß und allen Groll vergessen muß und namentlich was in Beziehung steht zu dem Unglück und dem Kummer, den ich erfahre. Möge er sich erinnern, daß man das Glück des Volkes nur machen kann, wenn man nach den Gesetzen regiert; aber zu gleicher Zeit, daß ein König den Gesetzen nur Achtung verschaffen und das Gute, das er in seinem Herzen trägt, nur ausführen kann, insoweit er das nothwendige Machtansehen besitzt, und daß er auf der andern Seite, wenn allen seinen Handlungen entgegengetreten wird und er selbst keine Achtung einzuflößen vermag, mehr schädlich, als nützlich ist... Möge er bedenken, daß ich eine heilige Schuld eingegangen bin gegen die Kinder derer, die für mich umgekommen, und derer, die meinetwegen unglücklich geworden sind... Ich empfehle ihm die Herren Hue und Chamilly, die ihre ächte Anhänglichkeit für mich vermocht hatte, sich in diesen traurigen Aufenthaltsort einzuschließen. Ich empfehle ihm auch Cléry, mit dessen Sorgfalt für mich ich Ursache habe äußerst zufrieden zu sein, so lange er bei mir ist; da er es ist, der bei mir geblieben ist bis zum Ende, so bitte ich die Gemeinde ihm meine Kleider, meine Bücher, meine Uhr, meine Börse und meine kleinen Meubeln zuzustellen, die man mir genommen und beim Gemeinderathe deponirt hat... Ich verzeihe meinen Wächtern die schlechte Behandlung und die Plackereien, die sie geglaubt haben gegen mich anwenden zu müssen... Ich habe unter ihnen einige fühlende und mitleidige Seelen ge-

funden. Mögen diese in ihrem Herzen den Frieden genießen, den ihnen ihre Denkweise geben muß.... Ich bitte die Herren von Malesherbes, Tronchet und Desèze hier meinen Dank und den Ausdruck meiner tiefen Erkenntlichkeit zu empfangen für alle die Sorge und alle die Mühe, die sie sich um mich gemacht haben....

Schließlich erkläre ich vor Gott und in Bereitschaft vor ihm zu erscheinen, daß ich mir keins der Vergehen vorzuwerfen habe, deren man mich beschuldigt!..

In doppelter Urschrift ausgefertigt im Thurme des Tempels, am 25. Dezember 1792.

Ludwig."

XIV.

So las diese Seele, als sie in ihrer letzten Prüfung vor dem herzenskündigenden Tage der Ewigkeit ihr Innerstes erschloß, in ihren geheimsten Gedanken nur redlichen Willen, Liebe und Vergebung. Der Mensch und der Christ waren gleich fleckenlos. Alles Vergehen, oder vielmehr alles Unglück lag in den Verhältnissen. Dieses Papier mit dem Gepräge seiner Liebe, von seinen Thränen und auch bald von seinem Blute feucht, war ein unwiderlegliches Zeugniß, das sein Gewissen selbst vor Gott ablegte. Welches Volk würde einen solchen Mann nicht zum Himmel erhoben haben, wenn dieser Mann nicht ein König gewesen wäre? Aber welches Volk würde nicht bei kaltem Blute einen solchen König freigesprochen haben, der selbst so sehr zu verzeihen und zu lieben verstand! Dieses Testament, der größte Act im Leben Ludwigs XVI., weil es ein Act seiner eignen Seele allein war, richtet sein Leben und seine Regierung unfehlbarer, als der unbeugsame Richterspruch, den bald erbitterte Männer fällten. Sich so selbst vor der Nachwelt enthüllend, klagte Ludwig, ohne es zu wollen, die Härte der Zeiten an, die ihn zum Tode verurtheilen wollten. Er glaubte verziehen zu haben und hatte sich gerade durch die Erhabenheit seiner Milde auf immer gerächt.

XV.

Am nämlichen Tage legten ihm seine Vertheidiger den vollständigen Plan seiner Vertheidigung vor. Malesherbes und der König selbst hatten die thatsächlichen Beweise, Tronchet die Rechtsgründe beigebracht. Desèze hatte die Vertheidigungsrede abgefaßt. Desèze las diese Vertheidigung vor. Der Schluß wendete sich an das Gefühl des Volkes und bemühte sich die Richter durch die rührende Schilderung des Unglücks der königlichen Familie zu beugen. Diese Anrede an die Nation entriß den Augen Malesherbes' und Tronchet's Thränen. Der König selbst war bewegt von dem Mitleide, das sein Vertheidiger seinen Feinden einflößen wollte. Sein Stolz erröthete indessen, von ihnen ein andres Urtheil zu erflehen, als das Urtheil ihres Gewissens. „Dieser Schluß muß gestrichen werden, sagte Ludwig zu Desèze, ich will meine Ankläger nicht rühren!" Desèze widerstrebte; aber die Würde seines Todes zu wahren, ist ein Recht des Sterbenden. Der Vertheidiger gab nach. Als er sich mit Tronchet entfernt hatte, schien der König, der mit Malesherbes allein geblieben war, von einem geheimen Gedanken gequält zu werden. „Es ist mir noch eine große Sorge zu so vielen andern hinzugekommen, sagte er zu seinem Freunde. Desèze und Tronchet sind mir durch nichts verpflichtet; sie opfern mir ihre Zeit, ihre Mühe und vielleicht ihr Leben. Wie mich erkenntlich zeigen für einen solchen Dienst! Ich habe nichts mehr; wenn ich ihnen ein Legat aussetzen wollte, so würde man es nicht auszahlen. Uebrigens tilgt man eine solche Schuld nicht mit Geld!" — „Sire, sagte Malesherbes, ihr Gewissen und die Nachwelt werden ihre Belohnung übernehmen. Aber sie selbst können ihnen schon jetzt eine zugestehen, die sie höher schätzen werden, als ihre reichsten Gaben, da sie noch glücklich und mächtig waren." — „Und welche?" fragte der König. „Sire, umarmen Sie sie." Am andern Morgen als Desèze und Tronchet in das Zimmer des Gefangenen traten, um ihn zum Convente zu geleiten, näherte sich ihnen der König schweigend, öffnete seine Arme und hielt sie lange umarmt. Der Angeklagte und seine Vertheidiger sprachen nur durch Schluchzen zu einander.

Der König fühlte sich erleichtert. Er hatte ihnen Alles gegeben, was er hatte, einen Druck an sein Herz. Desèze und Tronchet fühlten sich belohnt. Sie hatten Alles empfangen, wonach sie strebten: den Lohn der Thränen eines Unglücklichen, der von allen seinen Unterthanen verlassen war, das Zeichen des Dankes von einem Sterbenden.

XVI.

Einige Augenblicke darauf traten Santerre, Chambon und Chaumette ein, um den König abzuholen und ihn zum zweitenmale mit derselben Aufbietung von Streitkräften in den Convent zu führen. Der Convent ließ ihn fast eine Stunde wie einen gewöhnlichen Clienten in dem Saale warten, der vor seinem Sitzungssaale lag Das Aeußere des Königs war anständiger, sein Anzug weniger ärmlich als bei seinem ersten Verhör. Sein Gesicht verrieth weniger den Aufenthalt im Kerker. Seine Freunde hatten ihm gerathen, sich nicht den Bart zu scheeren, damit die Grausamkeit seiner Kerkermeister auf seinem Gesichte geschrieben stehe und durch den offenen Augenschein die Entrüstung und die Theilnahme des Volkes erwecke. Der König hatte mit Widerwillen dieses theatralische Mittel, Theilnahme für sich zu erwecken, zurückgewiesen. Sein Anspruch auf Mitleid lag in seinem Innersten, er wollte ihn nicht auf den Kleidern tragen. Die Commissäre hatten auf seine Bitte eingewilligt, Cléry eine Scheere zu geben, um damit seinen Herrn zu rasiren. Seine Züge waren gefaßt, seine Augen hell. Mehr geschaffen zum Dulder, als zum Kämpfer mit dem Schicksale wurde Ludwig XVI. immer größer, je näher das höchste Unglück herannahete.

Er wandelte in einer gleichmüthigen Haltung zwischen seinen beiden Vertheidigern mitten unter den Gruppen neugieriger Deputirten umher, die den Sitzungssaal verließen, um ihn zu betrachten. Er unterhielt sich ohne Eifer und ohne Unruhe mit Malesherbes. Der Greis gebrauchte, indem er ihm antwortete, den Titel Majestät, der um so ehrerbietungsvoller war, je übermüthiger das Unglück war. Treilhard hörte diesen Ausdruck. Zwischen den König und Malesherbes tretend, sagte Treilhard zu dem ehemaligen

Minister: „Was gibt Ihnen die gefährliche Kühnheit, hier Titel auszusprechen, die von der Nation geächtet sind?“ „Die Lebensverachtung!“ antwortete geringschätzig Malesherbes und setzte die Unterhaltung fort.

XVII.

Der Convent ließ den König mit seinen Vertheidigern eintreten und hörte in feierlicher Stille die Rede Desèze's. Man sah an der Haltung des Berges, daß keine Bewegung mehr in ihm herrschte, weil er keinen Zweifel mehr hatte. Die Richter hatten die Geduld, die die Gewißheit gibt. Sie schenkten diesem Könige eine Stunde, dem sie im Geiste schon das Leben genommen hatten. Desèze sprach mit Würde, aber nicht glänzend. Er bewahrte die Kaltblütigkeit der Vernunft gegenüber der Glut der politischen Leidenschaft. Seine Vertheidigungsrede hielt sich auf dem Niveau seiner Pflichten als Vertheidiger und erhob sich nur an einigen Stellen zu dem Niveau der Verhältnisse. Er discutirte, während er hätte erschüttern sollen. Er vergaß, daß ein Volk keine andere Ueberzeugung hat, als die Regungen seines Gefühls; daß die Verwegenheit der Worte in gewissen Fällen die höchste Klugheit ist und daß in äußersten Lagen nur eine verzweifelte Beredtsamkeit, die Alles zu verlieren wagt, retten kann.

Das war eines jener Verhängnisse, die an das Leben Ludwig's XVI. geknüpft waren, daß er, um seinen Tod dem Volke streitig zu machen oder vorzurücken, nicht eine jener Stimmen gefunden hat, welche das Mitleid zu gleicher Höhe mit dem Unglück erheben und den Fall von Thronen, den Untergang von Reichen und den Beilschlag, unter dem das Haupt der Könige fällt, von Jahrhundert zu Jahrhundert widerhallen lassen in Worten, die eben so erhaben, eben so groß und eben so feierlich sind, als jene Ereignisse selbst. Hätte ein Bossuet, ein Mirabeau, ein Vergniaud an dem Platze Desèze's gestanden, so würde Ludwig XVI. nicht mit mehr Eifer, mehr Klugheit und mehr Logik vertheidigt worden sein, aber ihre Rede, ganz die des Politikers und nicht die des Advocaten, würde wie eine Rachestimme in dem Geiste der Richter, wie ein Ge-

wissensbiß im Herzen des Volkes widergehallt haben, und wenn der Proceß nicht gewonnen worden wäre vor dem Tribunale, so würde er doch ewig glorreich gewesen sein vor der Nachwelt. In Processen, die nicht die eines Tages sind, ist es ein Fehler, zur Gegenwart zu sprechen; man muß zur Zukunft sprechen, denn sie ist der wahre Richter. Das vergaßen Ludwig XVI. und seine Vertheidiger zu sehr. Doch bleibt von dieser Vertheidigungsrede ein hohes Wort, das die ganze Lage der Dinge in eine directe Anklage zusammenfaßte: „Ich suche unter euch Richter und sehe hier nur Ankläger.“

XVIII.

Der König, der seine eigne Vertheidigung mit einer Theilnahme angehört hatte, die mehr seinen Vertheidiger, als ihn selbst zum Gegenstande zu haben schien, erhob sich, als Desèze seine Rede beendigt hatte: „Man hat Ihnen,“ sagte er, „meine Vertheidigungsgründe dargelegt; ich werde sie nicht wiederholen. Indem ich vielleicht das letzte Mal mit Ihnen spreche, erkläre ich, daß mein Gewissen mir nichts vorwirft und daß meine Vertheidiger Ihnen nur die Wahrheit gesagt haben. Ich habe mich nie davor gescheut, daß mein Thun und Lassen öffentlich geprüft werde; aber es zerreißt mein Herz, in der Anklageacte die Beschuldigung zu finden, daß ich das Blut des Volkes habe vergießen wollen und besonders das Unglück des 10. August mir zugeschoben zu sehen. Ich gestehe, daß mir die mehrfachen Beweise meiner Liebe für mein Volk, die ich zu allen Zeiten gegeben hatte, mich über diesen Vorwurf erhaben hinzustellen schienen, mich, der ich mich selbst preisgegeben haben würde, um einen Tropfen des Blutes dieses Volkes zu schonen.“ Nach diesen Worten verließ er den Saal.

„Man richte ihn, ohne auseinanderzugehen,“ verlangte Bazire. — „Die namentliche Abstimmung jetzt im Augenblick!“ schreit Duhem; „es ist Zeit, daß die Nation erfahre, ob sie Recht hat, frei sein zu wollen, oder ob es ein Verbrechen für sie ist.“ — „Und ich,“ erwidert Lanjuinais, „ich verlange, daß wir das Decret wieder aufheben, durch welches wir uns zu Richtern über Ludwig XVI. gemacht

haben. Das ist meine Antwort auf den Vorschlag, den man euch macht. Ludwig XVI. soll gerichtet werden, ja, das heißt, das Gesetz soll auf seinen Proceß angewendet werden; die wohlthätigen, schützenden Formen, welche jedem Bürger zugesichert sind, sollen ihm gewährt werden wie jedem anderen Menschen; aber daß er gerichtet werden solle von dem Nationalconvent, daß er gerichtet werden solle von den Verschwörern, die sich selbst auf dieser Tribune als die Urheber des 10. August's bekannt haben...." — „Zur Abtei!" rufen die Stimmen des Berges. — „Sie erklären sich zu offen für den Parteigänger der Tyrannei," sagt Thuriot. — „Er ist ein Royalist! Er hat den 10. August angeklagt!" schreien zu gleicher Zeit Duhem, Legendre, Billaud, Duquesnoy. — „Er wird bald uns in Angeklagte und den König in den Richter verwandeln," bemerkt ironisch Julien. — „Ich sage," erwidert Lanjuinais, „daß ihr die erklärten Verschwörer vom 10. August, Feinde, Ankläger, Anklagejury, Urtheilsjury und Richter zu gleicher Zeit sein würdet!..." — „Bringt ihn zum Schweigen! Er predigt den Bürgerkrieg! Ich verlange, ihn anzuklagen, mit den Beweisen in der Hand!" sagt Choudieu. — „Ihr werdet mich hören;" erwiderte Lanjuinais. — „Nein! nein! Herunter von der Tribune, vor die Schranke, vor die Schranke der Angeklagten!" rufen tausend Stimmen. — „Nach der Abtei! Nach der Abtei!" antworten die Stimmen von den Galerien. Die Ruhe stellt sich wieder her.

„Ich habe," fährt kaltblütig Lanjuinais fort, „die Verschwörung vom 10. August nicht angeklagt, ich behaupte, daß es geheiligte Verschwörungen gegen die Tyrannei gibt; ich weiß, daß Brutus, dessen Bildniß ich dort sehe, einer jener glorreichen und heiligen Verschwörer gewesen ist; aber ich fahre in meiner Beweisführung fort und sage: Ihr könnt nicht Richter eines entwaffneten Menschen sein, für dessen tödtliche und persönliche Feinde ihr euch selbst erklärt habt! Ihr könnt nicht Richter sein, da ihr Alle, oder fast Alle eure Meinung im voraus erklärt habt und Einige mit einer empörenden Wildheit. (Zorniges Murren erhebt sich aufs neue auf einigen Bänken.) Es gibt ein natürliches, unverjährbares, positives Gesetz, das bestimmt, daß jeder Angeklagte unter dem Schutze des Gesetzes seines

Landes gerichtet werde. Wenn es also wahr ist, daß wir nicht Richter bleiben können; wenn es wahr ist, daß ich und viele Andere lieber sterben wollen, als selbst den abscheulichsten Tyrannen mit Verletzung der Gerechtigkeit zum Tode zu verurtheilen (eine Stimme ruft: Sie wollen lieber das Wohl des Tyrannen, als das Wohl des Volkes?... Lanjuinais sucht mit den Augen den Unterbrecher, wie um ihm zu danken für den Faden, den er ihm darbietet.) „Ich höre vom Wohle des Volkes reden," erwiderte Lanjuinais, „das ist ein glücklicher Uebergang, den ich gerade brauche. Also politische Fragen fordert man euch auf zu discutiren, nicht aber richterliche. Ich habe also Recht gehabt, euch zu sagen, daß ihr hier nicht als Richter sitzen solltet, sondern als Gesetzgeber. Will die Politik, daß der Convent herabgewürdigt werde? Will die Politik, daß der Convent der stürmischen Beweglichkeit der öffentlichen Meinung nachgebe? Sicherlich ist in der öffentlichen Meinung nur ein Schritt vom Haß und der Wuth zur Liebe und zum Mitleid! Und auch ich sage euch: denket an das Wohl des Volkes! Das Wohl des Volkes will, daß ihr euch eines Urtheils enthaltet, welches entsetzliches Unheil für die Nation erzeugen wird; eines Urtheils, das euern Feinden bei ihren schrecklichen Verschwörungen dienen wird, die sie gegen euch anzetteln!" Lanjuinais verläßt unter Murren die Rednerbühne.

„Man fragt," antwortet Amar, „wer werden die Richter sein? Man sagt euch: ihr seid alle betheiligte Parteien! Aber wird man euch nicht auch sagen, daß auch das französische Volk betheiligte Partei ist, da gegen dieses die Streiche des Tyrannen geführt worden sind? An wen soll man sich also wenden? Ohne Zweifel an die Planeten." — „Nun, an eine Versammlung von Königen!" fügt Legendre mit lautem Gelächter hinzu, das auf den Galerien ein Echo findet. — „Richten wir ihn, ohne auseinanderzugehen," wiederholt Duhem; „als die Oestreicher Lille bombardirten, gingen sie nicht auseinander."

„Still mit diesen Declamationen," erwiderte Kersaint, „wir sind seine Richter und nicht seine Henker!" Einige Mitglieder, die ermüdet oder unentschieden sind, verlangen die Vertagung der Versammlung auf eine andere Sitzung.

Der Präsident bringt sie zur Abstimmung. Die Majorität spricht sie aus. Vierundzwanzig Mitglieder des Berges stürzen von ihren Bänken nach der Rednerbühne und bedrohen den Präsidenten. Julien bemächtigt sich der Rednerbühne unter dem Beifallsrufe des Berges. — „Man will uns auflösen," sagt Julien, unterstützt durch das aufmunternde Kopfnicken Robespierre's und durch die Geberden Legendre's und St. Just's. „Ja, aber ihr wollt das!" ruft ihm Louvet entgegen. — „Man will die Republik auflösen, erwidert Julien, „indem man den Convent in seinen Grundlagen angreift. Aber nein, wir, die Freunde des Volkes, wir haben geschworen, zu sterben für die Republik und das Volk. Ich bewohne die Höhen," fährt Julien fort, mit der Hand nach den erhöhten Bänken der rechten Seite zeigend, „sie werden die Thermopylen des Volkes sein." „Ja, ja, wir werden Alle sterben!" antworten, sich in Masse erhebend und die Hände nach Julien ausstreckend, die Deputirten, die auf dem Berge sitzen. Julien klagt den Präsidenten der Parteilichkeit und des Einverständnisses mit Malesherbes an. Der Präsident rechtfertigt sich. Die Ordnung wird wiederhergestellt. Quinette legt den Entwurf eines Decrets vor, welches die Art und Weise des Verfahrens bei dem Gerichte über den König regelt. Camille Desmoulins, Robespierre verlangen, diesen Entwurf zu bekämpfen.

Couthon läßt sich auf die Rednerbühne tragen. „Bürger," sagt er, „Capet ist großer Verbrechen angeklagt; nach meiner moralischen Ueberzeugung ist er überführt. Da er angeklagt ist, muß er auch gerichtet werden; denn es liegt in der ewigen Gerechtigkeit, daß jeder Schuldige verurtheilt werde. Durch wen wird er gerichtet werden? Durch euch! denn die Nation hat euch als großen Staatsgerichtshof eingesetzt. Ihr habt euch nicht zu Richtern ernennen können, sondern ihr seid es durch den obersten Willen des Volkes." Salles will im Sinne Lanjuinais' sprechen, der Lärm übertönt seine Stimme. „Ich erkläre," schreit Salles, „daß man uns mit dem Dolche auf der Brust berathen läßt."

Péthion, der dreimal zurückgetrieben wird durch das Geschrei des Berges und durch die Zurufe Marat's, der

herbeistürzt, um ihn von der Rednerbühne zu reißen, gelingt es endlich, sich verständlich zu machen. Bei den ersten Worten, die er spricht, schreit ihm Duhem zu: „Wir wollen keine Meinung à la Péthion!" — „Wir brauchen keine Lehren!" fügt Legendre hinzu. — „Nieder mit dem Könige Jerôme Péthion!" brüllen die nämlichen Galerien, die vier Monate vorher Péthion den König des Volkes nannten.

Barbaroux, Serres, Rebecqui, Duperret, alle die jungen Deputirten, die mit Roland befreundet waren, stürzen nach den Sitzen des Berges, von wo die Zurufe gegen Péthion ausgehen. Die Geberden, die Drohungen, die Angriffe drängen sich einander. „Wir appelliren an das Volk! Wir appelliren an die Departements. Feiglinge! Räuber! Mörder! Royalisten!" Die Worte genügen der Wuth nicht mehr, die Geberden ergänzen die Worte. Der Präsident bedeckt sein Haupt, zum Zeichen, daß die Versammlung gefährdet ist. Der Convent erstaunt, die Ruhe kehrt wieder.

XIX.

Péthion beginnt wieder: „Bürger! werden so die großen Interessen eines Reichs verhandelt? Wollen wir uns so wegen Meinungsverschiedenheiten gegenseitig als Feinde der Freiheit, als Royalisten behandeln? Haben wir nicht Alle geschworen, daß wir keinen König mehr haben wollen? Und wer von uns würde seinen Eid brechen? Wer würde einen König wollen! Wir wollen ihn nicht!" — „Nein, nein, Niemand! nie!" rief sich erhebend der ganze Convent. Der Herzog von Orleans, der in der Mitte einer Gruppe von Deputirten des Berges stand, ließ noch länger als seine Collegen diesen Schwur des Hasses gegen das Königthum hören und schwenkte den Hut über seinem Kopfe, um sich mit größerer Augenfälligkeit dem Enthusiasmus anzuschließen, der die Könige verwarf.

„Aber," fährt Péthion fort, „es handelt sich hier weder darum, einen Spruch zu fällen über das abgeschaffte Königthum, noch über das Schicksal des Königs (denn Louis Capet ist es nicht mehr), sondern es handelt sich darum, einen Spruch über das Schicksal eines Menschen zu fällen. Sie haben sich zu seinen Richtern gemacht, Sie

müssen. also richten können mit einer vollen Ueberzeugung über die Thatsachen. Die wahren Freunde der Freiheit und der Gerechtigkeit sind die, welche prüfen wollen, ehe sie richten. Mehrere Mitglieder wollen mit Lanjuinais, daß man das Decret wieder aufhebe, durch welches ausgesprochen worden ist, daß Ludwig gerichtet werden solle; andre wollen, daß man über sein Schicksal einfach durch eine politische Maßregel entscheide. Ich bin der ersteren Meinung. Aber man darf keiner präjudiciren. Ich verlange, daß der von Couthon beantragte Beschluß gefaßt werde, aber mit Vorbehalt der Frage, die im Laufe der Sitzung erhoben worden ist." Der Convent, zu ruhiger Ueberlegung zurückgeführt durch die muthvolle und noch immer imposante Stimme Péthion's, nahm den Antrag Couthon's und den Vorbehalt Péthion's an, der Stunden, Eventualitäten und Reflexionen offen hielt zwischen dem Beschlusse des Volkes und dem Leben des Königs.

XX.

Während diese unruhigen Auftritte im Sitzungssaale die Beklemmung und Unentschlossenheit der Richter verriethen, warf sich der König bei der Rückkehr in den Saal der Inspectoren des Convents in die Arme Desèze's. Er drückte die Hände seines Vertheidigers zwischen den seinigen, trocknete ihm die Stirn mit seinem Taschentuche und wärmte ihm selbst das Hemd, das mit dem gewechselt werden sollte, das durch den Schweiß von fünf Stunden auf der Rednerbühne auf dem Leibe Desèze's ganz durchnäßt worden war. Bei diesen vertraulichen Dienstleistungen, denen seine Stellung und sein Rang mehr Werth gaben, schien der König zu vergessen, daß es sich bei dem Tumulte im benachbarten Saale um sein eignes Leben handelte. Man hörte ein ununterbrochnes Murmeln und den Laut der Stimmen, welche aus dem Sitzungssaale des Convents drangen, ohne daß man hätte die Worte unterscheiden oder das Resultat der Verhandlungen vorher vermuthen können. Die Aufmerksamkeit, mit der Desèze gehört worden war, die ruhigen Mienen und die günstigere Stimmung der öffentlichen Mei-

nung, die sich seit einiger Zeit in den Theatern und an den öffentlichen Orten zeigte, gaben Ludwig XVI. einigen Hoffnungsschimmer. Die Eile, mit der seine Bedeckung ihn diesmal mit Vermeidung der mehr bevölkerten Stadttheile nach dem Tempel zurückführte, ließ den König glauben, daß seine Freunde wachten. Am andern Morgen übernahm es ein Commissär, Namens Vincent, der in dieser amtlichen Stellung nur die Gelegenheit suchte, das harte Schicksal der Gefangenen zu mildern, der Königin heimlich ein gedrucktes Exemplar der Vertheidigungsrede Desèze's zu bringen. Bei der Rückkunft in den Tempel band der König, der nichts Anderes zu bieten hatte, sein Halstuch ab und gab es seinem Advocaten.

Am 1. Januar näherte sich Clery beim Erwachen seines Herrn dessen Bett und brachte ihm mit leiser Stimme seine Wünsche für das Ende seiner Leiden dar. Der König empfing diese Wünsche mit Rührung und hob die Augen zum Himmel, sich der Tage erinnernd, wo dieselben Ergebenheitsbezeigungen, welche ihm heute sein einziger Kerkergefährte ganz leise zuflüsterte, ihm von einem ganzen Volke in den Galerien seines Palastes dargebracht worden waren. Er stand auf, schien mit mehr Inbrunst als gewöhnlich zu beten und beschwor einen Municipalbeamten Erkundigungen über das Befinden seiner kranken Tochter einzuziehen und der Königin und seiner Schwester die gefesselten Glückwünsche eines Gefangenen zu bringen. Bis zum 16. Januar änderte sich nichts in der Tagesordnung des Königs, außer daß Herr von Malesherbes vergebens am Thore des Tempels erschien. Herr von Malesherbes war bei seinen verschiedentlichen Versuchen, den König wiederzusehen, von einem jungen Royalisten begleitet, den schon früh ein edelmüthiger Zug zum Unglück hinzog und der später, in bessern Tagen, der Minister und gewissenhafte Rathgeber der Monarchie der Bourbons wurde, die er mit der Freiheit aussöhnen wollte. Dieser junge Mann nannte sich Hyde de Neuville; er lieh Herrn von Malesherbes seinen Arm und unterstützte seine wankenden Schritte, wenn der ehrwürdige Vertheidiger Ludwig's XVI. sich in den Tempel oder in den Convent begab.

Der König brachte seine Zeit damit zu, die Geschichte

Englands zu lesen und besonders den Band, der die Verurtheilung und den Tod Karls I. enthielt, als ob er einen Trost darin gesucht hätte, auf dem Throne noch ein zweites Beispiel seines eignen Unglücks zu finden, und als ob er sich habe im Sterben üben und sich für seine letzten Augenblicke die eines enthaupteten Königs habe zum Vorbilde machen wollen.

XXI.

Während dieser Tage, in denen nichts von Außen in sein Gefängniß drang, fuhren die beiden Parteien, welche um die Herrschaft im Convent stritten, fort, sich unter einander zu zerfleischen, indem sie um sein Leben kämpften. Saint.-Just nahm am 27. Dezember abermals das Wort und widerlegte in kurzen und schneidenden axiomatischen Sätzen die Vertheidigung vom vorigen Tage. Er faßte seine Rede in folgende Worte zusammen: „Wenn der König unschuldig ist, so ist das Volk schuldig! Ihr habt das Kriegsgesetz proclamirt gegen die Tyrannen der ganzen Welt und ihr wolltet euren eignen verschonen! Die Revolution beginnt nicht eher, als wenn der Tyrann endet." Barbaroux sprach ohne Schlüssigkeit und gab durch ein Verhehlen seiner eigentlichen Meinung, das seinem energischen Charakter so sehr zuwiderlief, das erste Anzeichen der Schwankungen im Geiste der Girondisten.

Lequinio sprach zur Erwiderung gegen Barbaroux: „Wenn ich mit dieser Hand," sagte er, „alle Tyrannen mit einem Schlage ermorden könnte, ich würde sie augenblicklich treffen." Als hierauf Beifallruf im Saale erscholl und der Präsident drohte zur Gewalt greifen zu wollen, um die Ordnung herzustellen, erhob sich ein lauter Sturm in der Versammlung. Vergniaud beklagte sich über diese tumultuarischen Auftritte, die die junge Republik unter der häßlichen Gestalt der Anarchie erscheinen ließen. Er verlangte, daß die Namen der zur Ordnung gerufenen Deputirten in die Departements geschickt würden. — „Wir sind nicht der Convent von Paris," rief Buzot aus, „sondern der Convent Frankreichs und der Departements!"

In der Sitzung vom 17. theilte der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Lebrun, Noten des spanischen Hofes mit. Der Gesandte dieses Hofes verwendete sich für das Leben Ludwig's XVI. und versprach um diesen Preis die Entfernung der Truppen, welche Spanien an der Pyrenäengrenze zusammengezogen hatte. — „Jeder fremde Einfluß bleibe fern von uns," erwiderte Thuriot — „Wir unterhandeln nicht mit den Königen, sondern mit den Völkern!" fügte Chasles hinzu; „erklären wir, daß künftig keiner unsrer Agenten mit einem gekrönten Haupte unterhandeln werde, bevor nicht die Republik anerkannt worden ist."

Der Uebergang zur Tagesordnung antwortete voll Verachtung den Versuchen des spanischen Gesandten.

Man nahm die Verhandlung über die Verurtheilung des Königs wieder auf. Buzot und Brissot unterstützten die Berufung ans Volk. Carra, obschon Girondist, bekämpfte sie. Gensonné wendete sich in einer directen Rede lange an Robespierre: „Es gibt eine Partei, sagt ihr, die den Convent von Paris verlegen und die Bürger durch Bürger morden lassen will! Beruhige Dich, Robespierre, Du wirst nicht ermordet werden, und ich glaube selbst, daß ihr Niemanden werdet ermorden lassen. Die Gutmüthigkeit, mit der ihr unaufhörlich diese süße Behauptung wieder vorbringt, läßt mich nur fürchten, daß dies nicht euer bitterstes Leid ist. Es ist nur zu wahr, daß die Liebe zur Freiheit auch ihre Heuchelei und ihre Tartuffe hat. Man erkennt sie an ihrem Hasse gegen Aufklärung und Philosophie, an ihrer Geschicklichkeit, den Vorurtheilen und den Leidenschaften des Volkes zu schmeicheln. Es ist Zeit, diese Partei der ganzen Nation zu bezeichnen. Sie ist's, die bei den Jacobinern herrscht und ihre Hauptführer sitzen unter uns. Was wollen sie? Was ist ihr Zweck? Welche eigenthümliche Regierung nehmen sie sich vor, Frankreich zu geben? Sagen sie nicht, daß kein Republikaner auf dem Boden Frankreichs übrig bleiben werde, wenn Ludwig nicht zum Tode geschickt wird, und daß man alsdann einen Vertheidiger der Republik ernennen müsse? Wie! ihr bildet keine Faction und ihr bezeichnet euch selbst mit dem Namen der Deputirten vom Berge, als ob ihr diese Bezeichnung ge-

wählt hättet, um uns an jenen asiatischen Tyrannen zu erinnern, der in der Geschichte nur durch die Horde von Mördern bekannt ist, die er durch einen fanatischen Gehorsam gegen die Blutbefehle ihres Führers mit sich fortzog. Hat euch Robespierre nicht mit einer kostbaren Naivetät gesagt, daß das Volk weniger eifersüchtig darauf sehen müsse, selbst seine souveränen Rechte auszuüben, als sie Männern anzuvertrauen, die davon einen guten Gebrauch machen werden? Die Apologie des Despotismus hat stets so begonnen! . . . Das Urtheil über Ludwig XVI. darf in den Augen Europas nicht als das Werk dieser Partei erscheinen. Das Volk allein soll das Volk retten!"

XXII.

Eine gegen Vergniaud, Guadet, Brissot und Gensonné auf vormaliges Einverständniß mit dem Hofe gerichtete Anklage antwortete am folgenden Tage auf den Angriff Gensonné's. Ein Brief, den diese vier Deputirten vor dem 10. August an den Maler des Königs, Boze, gerichtet hatten und in dem sie diesem Fürsten Rathschläge gaben, bewies, daß der Republikanismus in ihnen auch seine Momente des Schwankens und der Nachgiebigkeit gehabt hatte und daß die Constitution von 1791, wenn sie auch ihren Principien nicht genügte, doch ihrem Ehrgeize genügt haben würde, vorausgesetzt, daß sie ihre Lenker gewesen wären. Diese übrigens sehr constitutionelle Correspondenz schloß ein andres Vergehen nicht in sich. Guadet, Gensonné und Vergniaud reinigten sich leicht von dieser Anklage mit Hilfe ihrer gewöhnlichen Beredtsamkeit und der Majorität, die sie noch besaßen. Nichtsdestoweniger rief diese Anklage, welche so unerwartet aus den Händen der Freunde Robespierre's auf sie geschleudert worden war, und der Verdacht, den sie im Geiste des Volkes zurückließ, in ihnen das Gefühl der Nothwendigkeit hervor, diesem Verdacht durch unzweideutige Handlungen des Hasses gegen die Monarchie zu antworten und selbst ihren Titel als Republikaner mit einigen Tropfen königlichen Blutes zu besiegeln. Von diesem Tage an begannen sie zu berathschlagen, ob sie das Leben des Königs zum

Opfer bringen sollten oder ihre eigne Stellung. Eine Partei, die von dem Hauche der Volksgunst gelebt hatte, konnte sie nicht verlieren, ohne unterzugehn. Sie wollte leben. Also mußte der König sterben.

XXIII.

Camille Desmoulins, der mit dem Tode immer die Ironie verband und das Blut der Opfer nie bitter genug fand, wenn es nicht durch einen beißenden Spott gewürzt wurde, bekämpfte die Berufung an das Volk in einer Rede, die er nicht halten konnte, die er aber drucken ließ. Folgendes ist der Decretentwurf, in den er diese Rede zusammenfaßte: „Es soll ein Schaffot auf dem Carrouselplatze errichtet werden. Auf dieses Schaffot soll Ludwig geführt werden, eine Tafel tragend, auf der vorn die Worte stehen: Meineidiger Verräther der Nation, und hinten: König! Der Convent beschließt noch außerdem, daß die Begräbnißgruft der Könige zu St. Denis von nun an die Grabstätte der Räuber, Mörder und Verräther sein soll!"

Merlin von Thionville, Hausmann und Rewbel, die Commissäre des Convents bei den Armeen, schrieben ebenfalls von den Grenzen: „Wir sind umgeben von Verwundeten und von Todten. In Ludwig Capet's Namen erwürgen die Tyrannen unsre Brüder und wir hören, daß Ludwig Capet noch lebt!" Cambacérès verlangte die Berufung ans Volk. Danton schlug eine Weise der Berathung vor, welche Alles, was bisher beschlossen worden war, wieder in Frage stellte. Danton schien darunter die geheime Absicht zu verbergen, den König unter der Verwirrung, die diese Vermehrung der Streitfragen hervorrufen mußte, zu retten. „Es ist sehr betrübend," bemerkte Couthon, „wenn man die Verwirrung in die Versammlung werfen sieht. Schon drei Stunden lang vergeuden wir die Zeit um einen König. Sind wir Republikaner? Nein, wir sind feige Sklaven!" Endlich beschloß der Convent auf Fonfrède's Antrag die namentliche Abstimmung über jede der drei aufeinander folgenden Fragen: Ist Ludwig schuldig?

Soll die Entscheidung des Convents der Genehmigung des Volkes unterworfen werden? Was soll seine Strafe sein?

Auf die erste Frage antworteten mit Ausnahme Lalande's von der Meurthe, Baraillon's von der Creuse, Lafond's von der Corrèze, L'homond's von Calvados, Henri Larivière's, Ysarn Valady's, Noël's von den Vogesen, Morisson's von der Vendée, Waudelincourt's von der Haute-Marne und Rouzet's von der Haute-Garonne, die die Abstimmung verweigerten, indem sie sich auf ihre Unzuständigkeit und die Unvereinbarlichkeit der Thätigkeit als Gesetzgeber und als Richter beriefen, alle, das heißt sechshundertdreiundachtzig Mitglieder: Ja, Ludwig ist schuldig.

XXIV.

Bei der Frage über die Berufung ans Volk stimmten zweihunderteinundachtzig Stimmen für die Berufung ans Volk, vierhundertdreiundzwanzig Stimmen gegen jeden Recurs an die Nation. Unter den ersten bemerkte man: Rebecqui, Barbaroux, Duprat, Durand, de Mailhane, Duperret, Fauchet, Chambon, Buzot, Péthion, Brissot, Vergniaud, Guadet, Gensonné, Grangeneuve, Lanjuinais, Louvet, Salles, Hardy, Mollevault, Valazé, Manuel, Dusaulx, Bertucat von der Saône und Loire, Sillery, den Freund des Herzogs von Orleans, der sich von den Jacobinern und diesem Prinzen abzuwenden und den Grundsätzen und dem Schaffote der Girondisten zuzuneigen begann.

Unter den andern sah man alle Mitglieder des Berges und einige Glieder der Girondistenpartei, in denen Jugend Leidenschaft und revolutionairer Rausch jeden Zweifel erstickten. Das Resultat dieser Probe bestürzte die muthigen Männer dieser Partei und entschied die Unentschiednen.

Danton, der bis dahin ein stummer Beobachter gewesen war, ergriff gleich am nächsten Tage, dem 16. Januar, die erste Gelegenheit einen ungeduldigen Blutdurst zu zeigen, der gar nicht in seiner Seele war, den er aber heuchelte, um sich seine Stellung zu erhalten.

Man berieth über einen Befehl zu Schließung der Theater, der von dem ausübenden Rathe gegeben worden

war. „Ich möchte euch gestehen, Bürger,“ sagte Danton, indem er sich erhob und wieder die Haltung des Septembermannes annahm, „daß ich glaubte, es gäbe andre Dinge, die uns beschäftigen sollten, als die Komödie.“ — „Es handelt sich dabei um die Freiheit!“ antworten einige Stimmen. — „Ja, es handelt sich um Freiheit!“ fährt Danton fort, „es handelt sich um die Tragödie, die ihr den Nationen vorführen sollt; es handelt sich darum, unter dem Beile der Könige den Kopf eines Tyrannen fallen zu lassen! Ich verlange, daß wir ohne auseinanderzugehen den Spruch über das Schicksal Ludwig's fällen.“

Man nahm den Antrag Danton's an. Als Lanjuinais hierauf den Antrag gestellt hatte, daß die Strafe mit zwei Drittel Stimmen und nicht mit absoluter Stimmenmehrheit ausgesprochen werden sollte, nahm Danton nochmals das Wort, wie ein Mann, der einer Lage bald ein Ende machen will, die ihm drückend ist. „Man behauptet,“ sagte er, „daß die Bedeutung dieser Frage so groß ist, daß, um sie zu entscheiden, die gewöhnlichen Formen jeder berathenden Versammlung nicht hinreichten. Ich frage, weshalb nicht, wenn man mit einfacher Stimmenmehrheit über das Schicksal einer ganzen Nation entschieden hat! Wenn man selbst nicht daran gedacht hat, diese Frage aufzuwerfen, als es sich darum handelte, das Königthum abzuschaffen, will man da jetzt den Spruch über das Schicksal eines Individuums, eines Verschwörers unter ängstlicheren und feierlicheren Formen fällen? Wir fällen das Urtheil als Volksvertreter nach dem Rechte der Souverainetät. Ich frage, ob ihr nicht mit absoluter Majorität die Republik, den Krieg votirt habt? Und ich frage, ob das Blut, das inmitten der Schlachten fließt, nicht unwiederbringlich dahinfließt? Haben die Mitschuldigen Ludwig's XVI. nicht ihre Strafe unmittelbar ohne alle Berufung an das Volk erlitten? Verdient der, welcher die Seele dieser Complotte gewesen ist, eine Ausnahme?“ Man rief ihm Beifall zu.

Lanjuinais ließ sein Gewissen von diesem durch die Worte Danton's hervorgerufenen Beifallssturme nicht fortreißen. „Ihr habt alle Formen verworfen, welche die Gerechtigkeit und sicherlich die Menschlichkeit forderten, das Recusationsrecht, die geheime Stimmsammlung, welche die Frei=

heit der Gewissen und der Abstimmungen schützt; man scheint hier in einem freien Convent zu berathen, aber es geschieht unter den Dolchen und den Kanonen der Aufwiegler." Die Versammlung wies diese Aeußerungen zurück und erklärte die Sitzung für permanent bis zum Spruch des Urtheils. Man begann den letzten Namensaufruf um acht Uhr Abends.

Fünfunddreissigstes Buch.

I.

Der Anblick der Stadt war drohend, der Anblick des Saales war unheimlich. Die Gemeine und die Jacobiner, welche beschlossen hatten, Ludwig's XVI. Verurtheilung wie einen über ihre Feinde davonzutragenden persönlichen Sieg zu erringen und den moralischen Zwang bis zur Gewaltthätigkeit zu treiben, hatten seit einigen Tagen alle Kräfte in Paris versammelt, über die zu verfügen ihnen ihre Journale, ihre Correspondenzen und ihre Verbindungen mit den Departements erlaubten. Die Rädelsführer der Vorstädte hatten ihre Banden von zerlumpten Weibern und Kindern zusammengebracht, welche in den in der Nähe des Convents befindlichen Straßen mit Geschrei den Tod des Tyrannen verlangen sollten. Théroigne von Méricourt und Saint-Huruge, die Todtschläger von Avignon, die Septembermörder, die Kämpfer des 10. August, die vor ihrem Abmarsch nach den Grenzen in Paris sich zusammendrängenden Föderirten, Freiwillige und Soldaten, die von dem Kriegsminister Pache in Paris zurückgehalten wurden, um die Empörungen eher bedeutender zu machen, als sie zu unterdrücken, eine jeder politischen Leidenschaft fremde Bevölkerung,

die aber ohne Arbeit und Brod war, und ihre Verzweiflung vor Aufregung nicht zum Ausbruch kommen ließ, die Massen von Neugierigen, welche große Schauspiele, wie Bienenschwärme beim Herannahen der Gewitter aus ihren Körben kommen, aus ihren Häusern hervorlocken und die, ohne persönliche Leidenschaft, die Leidenschaft Einzelner dem Anscheine nach von einer großen Anzahl unterstützt erscheinen lassen, die Gegenwirkungen des Augusts und des Septembers, welche noch die Phantasie erschütterten, die den lärmenden Auftritten günstige Nacht; die strenge Jahreszeit, welche die Fibern anspannte und zur Verzweiflung stimmte, endlich der Name König, der alles Elend, alles Unrecht, allen Verrath zusammenfaßte, welche dem Königthum Schuld gegeben wurden, und der das Volk glauben machte, daß, wenn der Mann, der diesen Titel trug, hingeopfert würde, auch mit dem nämlichen Schlage das Unglück, die Verbrechen, die Erinnerungen und die Hoffnungen einer verworfenen Institution hingeopfert werden würden — Alles gab der Nacht des 16. Januar das Merkmal einer unwiderstehlichen Anregung, welche einer populären Aeußerung die Kraft eines Elements mittheilt.

II.

Als am Morgen einer der Bastillenstürmer, Namens Louvain, in seiner Section zu sagen gewagt hatte, daß die Republik befestigt werden könnte, ohne daß das Blut Ludwig's XVI. vergossen würde, stieß ihm ein Föderirter statt der Antwort seinen Säbel ins Herz. Das Volk schleppte den Verwundeten bei den Füßen auf dem Straßenpflaster herum, bis er seinen Geist aufgegeben hatte.

Am Abend trat ein Herumträger von Büchern und Journalen aus einem des Royalismus verdächtigen Lesecabinete in der Galerie des Palais Royal; er wurde von einem Vorübergehenden beschuldigt, Schriften zu vertheilen, welche der Berufung an das Volk günstig wären, und von den Spaziergängern im Garten mit dreißig Messerstichen ermordet. Banden von Missethätern, welche von den Septembermördern aus den Gefängnissen der Conciergerie und des Châtelet befreit worden waren, hatten Zusammenrottungen

von Bösewichtern veranlaßt, indem sie in der öffentlichen Aufregung die Gelegenheit suchten, unvermerkt und ungeahndet Frevelthaten begehen zu können. Dragoner der Republik, die eigenmächtig ihre Kasernen verlassen hatten, verbreiteten sich mit dem Säbel in der Faust auf den öffentlichen Plätzen, im Palais Royal, in den Tuilerien, indem sie ihre Waffen schwenkten und patriotische Lieder sangen. Von dort begaben sie sich in die Kirche des Val-de-Grâce, wo die Herzen mehrerer Könige und Königinnen, die über Frankreich geherrscht hatten, in Gefäßen von vergoldetem Silber sich eingeschlossen befanden. Sie zerbrachen diese Todtengefäße, traten diese Reliquien des Königthums mit Füßen und warfen sie in eine Schleuße. Dieser entweihende Fanatismus, der, wie das Thier es thut, an leblosen Resten für lange Zeit geduldig und abergläubisch ertragene Knechtschaft Rache nahm, verkündete weniger die Stärke als den Irrsinn der Freiheit. Er ließ an solchen Angriffen deutlich genug sehen, welches Mitleiden das lebende Königthum erwartete, wenn das todte Königthum zu solchen Rachegefühlen Anlaß gab.

III.

Die Zugänge und das Innere des Saales des Convents schienen eher für eine Hinrichtung als für ein Gericht angeordnet zu sein. Die Stunde, der Ort, die engen Gänge, die winklichen Höfe, die düstern Gewölbe des alten Klosters, die wenigen Laternen in der dunkeln Winternacht, welche die Gesichter bleich erscheinen ließen, die Waffen, welche an allen Thüren erglänzten und klirrten, die Geschütze, welche die Kanoniere an den beiden Hauptthüren mit brennender Lunte bewachten und zwar, wie es schien, weniger um das Volk einzuschüchtern, als um diese Kanonen gegen den Saal zu richten, wenn der verhängnißvolle Urtheilsspruch dort nicht erklänge, das dumpfe Brausen einer unzähligen Menge, die in den benachbarten Straßen wachte und sich von allen Seiten an die Mauern drängte, als ob sie ihnen den Spruch abzwingen wollte, das Schreiten der Patrouillen, die nur mit Mühe dieses Menschenmeer theilten, um den Repräsentanten, die sich verspätigt hatten, Platz

zu verschaffen; die Anzüge, die Physiognomien, die rothen Mützen, die Carmagnolen, die verzerrten Gesichter, die rauhen Stimmen, die schrecklichen und bedeutsamen Geberden — Alles schien darauf berechnet, durch jeden Sinn in die Seele der Richter den im voraus vom Volke gefällten Urtheilsspruch dringen zu lassen: „Entweder sein Tod oder der deinige,“ das waren die einzigen Worte, welche zwar leise, aber mit gebieterischem Tone an das Ohr jedes Deputirten erklangen, welcher durch die Haufen schritt, um sich an seinen Posten zu begeben.

Die Leute, welche gewöhnlich den Sitzungen des Conventes beiwohnten und welche alle Gesichter kannten, hatten sich immer in einiger Entfernung von einander aufgestellt. Diese Spione des Volkes nannten die Deputirten mit lauter Stimme, bezeichneten die Unschlüssigen, bedrohten die Furchtsamen, schmähten die Nachsichtigen, zollten den Unerbittlichen Beifall. Bei den Namen Marat, Danton, Robespierre, Collot d'Herbois, Camille Desmoulins öffneten sich die Reihen mit Ehrerbietung und ließen die vorbeigehen, welche den Zorn und das Vertrauen des Volks personificirten. Bei den Namen Brissot, Vergniaud, Lanjuinais, Boissy d'Anglas verkündeten erbitterte Gesichter, geballte Fäuste über ihren Köpfen, geschwenkte Piken und Säbel deutlich, daß das Volk verlange, es solle ihm gehorcht oder es solle gerächt werden. Selbst die Schildwachen, welche aufgestellt waren, um für die Sicherheit der Deputirten zu sorgen, gaben das Beispiel zu Schmähungen und gewaltthätigem Betragen. Der vormalige Marquis v. Villette, Voltaire's Zögling und Freund, der Mitglied des Convents geworden war, wurde in einem der zur Versammlung führenden Gänge der Reitbahn erkannt, bei den Kleidern erfaßt und sah, wie zwanzig Säbelspitzen bereit waren, sein Herz zu durchbohren, wenn er sich nicht verbindlich machte, für den Tod des Tyrannen zu stimmen. Villette, der in einem schwächlichen Körper ein unerschrocknes Herz trug und der nicht glaubte, daß die Philosophie als Fußgestell Schaffote hätte, machte sich von dem ihn zurückhaltenden Volke los, stieß mit beiden Händen die seine Brust bedrohenden Säbel weg und sah ruhig die Leute, welche die andern gegen ihn aufwiegelten an: „Nein“, sagte er, „ich werde nicht für den Tod stim-

men und ihr werdet mich nicht ermorden. Ihr werdet in mir mein Gewissen, die Freiheit und die Nation achten." Und er ging vorbei.

Die Gänge des Convents, welche die blutdürstigsten Häupter der Aufstände zu Paris inne hatten, waren ebenfalls von Haufen bewaffneter Leute versperrt. Diese standen aus Achtung vor dem Orte in Ordnung und schweigend da; aber sie waren hier wie lebende Anzeichen des Schreckens aufgestellt, welchen ihre Namen, ihre Waffen und die Erinnrung frührer Thaten den Richtern des Königs einflößen mußten. Maillard, Fournier der Amerikaner, Jourdan der Kopfabschneider gaben ihren frühern Mitschuldigen durch Zeichen Befehle, indem sie ihnen durch einen Wink mit den Augen die Namen und die Gesichter andeuteten, welche sie beobachten und sich merken sollten. Man mußte dicht vor ihnen vorbei, um in den Saal zu gelangen. Sie schienen die persönliche Erscheinung eines Jeden ihrem Gedächtnisse einzuprägen. Sie waren die Bildsäulen des Mordes, die an den Thoren des Gerichtes des Volkes aufgestellt worden waren, um den Tod zu verlangen. Jeder Deputirte mußte an sie anstreifen, wenn er hineinging.

IV.

Der Saal selbst war auf ungleiche Weise erleuchtet. Die Lampen des Bureaus und der von oben herabstrahlende unter dem Gewölbe der Decke hängende Kronleuchter beleuchteten einige Theile des Saales mit einem grellen Lichte und ließen andre dunkel. Die öffentlichen Galerien, welche stufenweise, wie ein Amphitheater bis zu den hohen Bänken des Berges, mit denen sie zusammenstoßen, herabstiegen, waren wie in dem römischen Cirkus, dichtgedrängt voll Zuschauer. Wie bei Schauspielen des Alterthums sah man in der ersten Reihe dieser Galerien viele junge mit dreifarbigen Stoffen geputzte Frauen sitzen, die sorglos mit einander sich unterhielten, Worte, Winke, Lächeln austauschten und nur dann erst wieder ernst und aufmerksam wurden, wenn sie die Stimmen zählten, und sie mit einer Stecknadel auf einer Karte in dem Augenblick, wo die Stimmen auf der Rednerbühne abgegeben wurden, bezeichneten. Diener des Saales

gingen zwischen den stufenartig sich erhebenden Sitzen hin und her und trugen Sorbet, Eis, Orangen herum, welche sie an diese Frauen vertheilten. Auf den höchsten Sitzen standen Männer aus dem Volke, in den gewöhnlichen, zu ihren verschiednen Beschäftigungen passenden Kleidern, die aufmerksam zuhörten, sich einander laut den Namen und das Votum des Deputirten mittheilten, der gerufen worden war und ihn mit Beifallsbezeigungen oder mit Gemurr verfolgten, bis er seinen Platz wieder eingenommen hatte. Auf den ersten Bänken dieser populären Galerien saßen Fleischergesellen, welche ihre blutigen Schürzen an einer Seite in ihren Gürtel gesteckt hatten, und welche die Griffe der langen Messer ihrer Profession mit Absicht aus den Falten der Leinewand, welche denselben als Scheide dienten, hervorsehen ließen.

Der freie Platz am Fuße des Bureaus, die Schranke, die Gänge an den Thüren, die großen Ausgänge, welche zu den Bänken der Deputirten und zu den öffentlichen Galerien führten, waren beständig von hin- und hergehenden Deputirten bedeckt, unter die sich Zuschauer mischten, welche in den Galerien keinen Platz gefunden hatten und welche in den für die Gesetzgeber bewahrten Raum eingedrungen waren. Diese Gruppen, die unaufhörlich von den Deputirten, die auf der Rednerbühne gerufen wurden, oder von denen, die herabstiegen, aufgelöst oder wieder gebildet wurden, glichen weniger der Versammlung bei einem Gerichte, als dem Getümmel auf einem öffentlichen Platze.

Die Bewegung hörte nur auf, wenn der Name eines bedeutenden Deputirten vom Huissier ausgerufen wurde, wo dann alle Augen sich auf den Abstimmenden richteten, um einen Augenblick früher an seiner Haltung oder an der Bewegung seiner Lippen zu ersehen, ob er das Leben oder den Tod aussprechen würde. Die Bänke der Deputirten waren fast leer. Ermüdet von einer funfzehnstündigen Sitzung, die ohne Unterbrechung bis zum Schlusse des Gerichtes dauern sollte, unterhielten sich die einen, in einzelnen Gruppen am äußersten Ende der höchsten Sitze zerstreut, heimlich mit dem Ausdrucke geduldiger Ergebung; andre stützten sich mit ausgestreckten Beinen, mit rückwärts gebeugtem Leibe auf die Rücklehne ihrer verlassenen Bank, waren wie unter

der Last ihrer Gedanken zum Schlafe gebeugt und wachten nur auf, wenn ein energischer begründetes Votum ein lauteres Geschrei entstehen ließ. Die meisten wurden unaufhörlich von der innern Aufregung ihrer Gedanken von einem Platze zum andern getrieben und gingen beständig aus dem Saale hinaus und wieder hinein. Man sah sie von einer Gruppe zur andern sich begeben, hastig einige leise Worte mit ihren Collegen wechseln, auf ihren Knien schreiben, ausradiren, was sie geschrieben hatten, ihr Votum wieder schreiben, es wieder ausradiren, bis der Ruf des Huissiers sie bei dieser Unschlüssigkeit überraschte und ihren Lippen das verhängnißvolle Wort abnöthigte, das sie eine Minute später vielleicht in das entgegengesetzte Wort verwandelt hätten und das sie vielleicht bereuten, noch ehe sie es ausgesprochen hatten.

V.

Die ersten von der Versammlung gehörten Stimmen ließen die Gemüther noch in Ungewißheit. Der Tod und die Verbannung schienen bei dem abwechselnden Ansagen der Stimmen sich durch gleiche Anzahl aufzuwiegen. Das Schicksal des Königs hing vom ersten Votum ab, welches einer der Führer der girondistischen Partei abgeben würde. Dieses Votum würde ohne Zweifel das wahrscheinliche Votum der ganzen Partei sein und die Zahl der zu dieser Partei gehörenden Männer würde unwiderruflich die Majorität bestimmen. Leben oder Tod lagen also gleichsam auf Vergniaud's Lippen.

Aengstlich wartete man darauf, bis bei dem namentlichen Aufruf der Departements der Buchstabe G an die Reihe kam und die Deputirten der Gironde auf die Rednerbühne rief. Vergniaud sollte hier zuerst erscheinen. Man erinnerte sich an seine unsterbliche Rede gegen Robespierre, in welcher er seinen Feinden das Gericht über den entthronten König streitig gemacht hatte. Man kannte seinen Widerwillen und seinen Abscheu vor der Partei, welche die Hinrichtung wollte. Man wiederholte vertrauliche Unterredungen, in denen er zwanzig Mal sein Mitgefühl mit dem Schicksale eines Fürsten bekannt hatte, dessen größtes Verbrechen

in seinen Augen eine Schwäche war, die an Unschuld streifte. Man wußte, daß am Abend und einige Stunden vor der Eröffnung der Abstimmung Vergniaud, der mit einer Frau, welche die Gefangnen des Tempels innig bedauerte, speiste, bei seiner Beredsamkeit und bei seinem Leben geschworen hatte, daß er den König retten würde. Niemand zweifelte an dem Muthe des Redners. Dieser Muth war in diesem Augenblicke in der Ruhe seiner Stirn und an dem strengen Ausdrucke seines für jede vertrauliche Mittheilung verschlossenen Mundes zu sehen.

Bei Vergniaud's Namen hörten alle Unterhaltungen auf und alle Blicke richteten sich auf ihn. Er stieg langsam die Stufen der Rednerbühne hinauf, sammelte sich einen Augenblick, mit gesenktem Blicke, wie ein Mann der zum letzten Male nachdenkt, ehe er handelt; hierauf sagte er mit dumpfer Stimme, wie wenn er in seiner Seele gegen den Ruf seines Gefühles ankämpfte: Der Tod.

Schweigen und Staunen hielten das Gemurr und selbst das Athemholen der Anwesenden zurück. Robespierre lächelte auf fast unbemerkbare Weise und in diesem Lächeln glaubte der Blick mehr Verachtung, wie Freude zu bemerken. Danton zuckte mit den Achseln: „Rühmt doch eure Redner", sagte er leise zu Brissot. „Großartige Worte, feige Thaten! Was soll man mit solchen Männern machen? Sprechen Sie mir nicht mehr davon, es ist eine Partei, die vorbei ist."

Die Hoffnung erstarb im Gemüthe der kleinen Anzahl der im Saale und in den Galerien verborgnen Freunde des Königs. Man fühlte, daß das Opfer durch Vergniaud's Hand überliefert worden war. Umsonst schien Vergniaud sein Votum, nachdem er es abgegeben, noch zurückhalten zu wollen, indem er, wie Mailhe, verlangte, die Versammlung möge, nachdem sie für den Tod gestimmt, noch darüber berathschlagen, ob es mit der öffentlichen Sicherheit vereinbar wäre, einen Aufschub der Vollziehung des Urtels zu gestatten. Die Jacobiner sahen ein, daß, wenn einmal die Gerechtigkeit des Urtels zugestanden worden wäre, die Girondisten ihnen nicht die Dringlichkeit desselben streitig machen würden. Vergniaud selbst erklärte, daß sein Votum für den Tod davon unabhängig wäre, ob der Aufschub gestattet oder verweigert würde. Dies hieß sich selbst im voraus die Mög-

lichkeit nehmen, das Haupt, welches er preisgab, wieder zu retten. Er stieg mit gesenktem Haupte die Stufen der Rednerbühne herab und verlor sich unter der Menge.

VI.

Der Aufruf wurde fortgesetzt. Alle Girondisten, Buzot, Péthion, Barbaroux, Isnard, Lasource, Salles, Rebecqui, Brissot stimmten mit ihm für den Tod. Die meisten verbanden mit ihrem Votum die Bedingung eines Aufschubs der Hinrichtung. Sieyès, der im Rathe und bei den geheimen Unterredungen seiner Partei am meisten darauf bestanden hatte, Robespierre diese Freude, den Jacobinern diesen Triumph, der Revolution das nutzlose, gefährliche Vergießen dieses Blutes zu versagen, hielt, nach dem Siege der Jacobiner bei dem namentlichen Aufrufe, jeden Widerstand für unnütz. Robespierre allein diesen mit Blut erkauften Anspruch auf das verzweifelte Vertrauen des Volkes lassen, hieß in seinen Augen, vom ersten Schritte an auf die Regierung der Republik und vielleicht auf das Leben Verzicht leisten. Weil man die Bewegung nicht aufhalten konnte, so mußte man sich, dachte er, mitten hineinwerfen, um sie zu leiten. Sieyès stieg, als die Reihe ihn traf, auf die Rednerbühne und sprach ein einziges Wort aus: der Tod. Er sprach es wider Willen mit der Kälte eines Mathematikers, der einen Satz angibt, und mit der Niedergeschlagenheit eines Besiegten, der dem Verhängnisse folgt, aus. Er fügte nicht das spottende Wort hinzu, welches ihm Schuld gegeben wird. Sein Votum war lakonisch, nicht grausam. Condorcet, seinen Principien getreu, weigerte sich Blut zu vergießen: er verlangte, Ludwig XVI. sollte zu der härtesten Strafe nach der Todesstrafe verurtheilt werden. Lanjuinais, Dusaulx, Boissy d'Anglas, Kersaint, Rabaut-Saint-Etienne, Sillery, Salles widerstanden dem Beispiel ihrer Führer und der Einschüchterung der Jacobiner. Sie stimmten fast alle für Gefängniß während des Krieges, für Verbannung nach dem Friedensschlusse. Manuel selbst, den das Schauspiel des königlichen Misgeschicks, das er im Tempel in der Nähe ansah, besiegt hatte, stimmte für das Leben. Daunou, ein republikanischer Philosoph, der, wie

er sagte, nur zwei uneigennützige Leidenschaften, Gott und die Freiheit in seiner Seele hatte, trennte mit lauter Stimme in seinem Votum das Recht, die Könige zu richten und abzusetzen, von dem Rechte, sie wie Schlachtopfer umzubringen. Er zeigte, daß die Wissenschaften die Gerechtigkeit in dem Herzen des Schriftstellers stärken, indem sie seinen Verstand erleuchten und daß er bei seiner Beschäftigung mit den Werken der Alten den Muth erlangt hatte, ihre Maximen der Großmuth dem Tode gegenüber auszuüben. Der Berg stimmte fast ohne Ausnahme für den Tod. Robespierre, der in einigen Worten seine erste Rede zusammenfaßte, suchte seinen Abscheu vor der Todesstrafe mit der Verurtheilung, welche seine Lippen aussprachen, in Uebereinstimmung zu bringen. Er that es, indem er sagte, daß die Tyrannen eine Ausnahme der Menschheit wären, und indem er erklärte, daß seine Neigung zu den Unterdrückten in seinem Gemüthe den Sieg über sein Mitleiden mit den Unterdrückern davontrüge.

Die Deputirten von Paris, Marat, Danton, Billaud-Varennes, Legendre, Panis, Sergent, Collot d'Herbois, Fréron, Fabre d'Eglantine, David, der jüngere Robespierre folgten dem Beispiele Robespierre's und wiederholten, wie ein eintöniges Echo, einundzwanzig Mal hintereinander das Wort Tod, als sie auf der Rednerbühne vorüberzogen.

Der Herzog von Orleans wurde zuletzt aufgerufen. Bei seinem Namen entstand tiefe Stille. Sillery, sein Vertrauter und sein Günstling, hatte gegen den Tod gestimmt. Man erwartete, der Fürst würde wie sein Freund stimmen oder sich im Namen der Natur und seiner Abstammung vom Gerichte zurückziehn. In den Augen der Jacobiner selbst war er als Richter verworfen. Er zog sich nicht zurück. Er stieg langsam und ohne Aufregung die Stufen der Rednerbühne hinauf, entfaltete ein Papier, das er in der Hand hielt, und las mit stoischer Stimme die folgenden Worte: „Einzig und allein meine Pflicht im Auge habend und überzeugt, daß alle die, welche die Souverainetät des Volkes angetastet haben, oder noch in der Folge antasten werden, den Tod verdienen, stimme ich für den Tod.“ Diese Worte wurden selbst von der Partei, welcher der

Herzog von Orleans sie als ein Unterpfand zu geben schien, mit Schweigen und Staunen aufgenommen. Er fand auf dem Berge nicht einen Blick, nicht eine Geberde, nicht eine Stimme, um ihm Beifall zu bezeigen. Die Leute vom Berge konnten wol, indem sie einen gefangnen und wehrlosen König zum Tode verurtheilten, die Gerechtigkeit verletzen und der Menschlichkeit zuwiderhandeln; allein sie handelten nicht der Natur zuwider. Die Natur empörte sich in ihnen gegen das Votum des ersten Prinzen von Geblüte. Ein Schauder durchlief die Bänke und die Galerien der Versammlung. Der Herzog von Orleans stieg in Verwirrung von der Rednerbühne herab, indem er bei diesen ersten Anzeichen an der That, die er vollzogen, zweifelhaft wurde. Der wahre Heldenmuth der Freiheit bringt das menschliche Herz nicht zum Schaudern. Man hat keinen Abscheu vor dem, was man bewundert. Die Tugenden, wie die des Brutus stehen den Lastern so nahe, daß das Gewissen der Republikaner selbst dieser That gegenüber in Verwirrung kam. Die Natur den Gesetzen aufopfern, scheint beim ersten Anblick schön zu sein; aber die Blutsverwandtschaft ist auch ein Gesetz und es gibt keine Tugend gegen eine Tugend!

Wenn dieses Votum ein Opfer zu Gunsten der Freiheit war, so ließ der Abscheu des Convents den Herzog von Orleans sehen, daß dieses Opfer nicht angenommen wurde; war es ein Unterpfand, so verlangte man nicht so viel von ihm; war es ein Zugeständniß, wodurch er sich sicher stellen wollte, so war es ein zu theurer Preis für sein Leben. Er war schon von Girondisten angegriffen worden, wurde kaum von Robespierre geduldet, war Danton's Client, und wenn er dem Berge etwas verweigert hätte, würde derselbe seinen Kopf verlangt haben. Er hatte nicht die Seelengröße, ihm denselben anzubieten. Die Zukunft würde dafür seinem Namen mehr als den Werth desselben bezahlt haben. Robespierre selbst, als er am Abend wieder in Duplay's Haus zurückkehrte und sich über die Verurtheilung des Königs unterhielt, schien gegen die Abstimmung des Herzogs von Orleans zu protestiren. „Der Unglückliche", sagte er zu seinen Freunden; „ihm war es erlaubt, nur die Stimme seines Herzens zu hören und sich zu-

rückzuziehn, er hat es nicht gewollt, oder nicht gewagt, Die Nation würde großmüthiger, wie er, gewesen sein!"

VII.

Das Zählen der abgegebnen Stimmen dauerte lange und geschah unter Zweifel und Angst. Wie bei einem Kampfe hatte bald der Tod, bald das Leben die Oberhand, je nachdem der Zufall auf den von den Sekretären verfaßten Listen die Stimmen zusammengestellt hatte. Es schien, als ob das Schicksal Mühe habe, das verhängnißvolle Wort auszusprechen. Alle Herzen schlugen ängstlich: die einen aus Hoffnung, der Republik diese Trauer zu ersparen, die andern aus Furcht, dieses Opfer zu verlieren. Endlich erhob sich der Präsident, um den Urtheilsspruch zu verkündigen. Es war Vergniaud. Er war bleich; man sah, wie seine Lippen und seine Hände, als er das Papier hielt, von dem er die Zahl der Stimmen ablesen wollte, zitterten. Durch eine unheimliche Fügung des Zufalls oder durch einen grausamen Spott der Wahl seiner Collegen legte die Rolle des Präsidenten Vergniaud auf, den Beschluß der Entsetzung in der gesetzgebenden Versammlung, das Todesurtel im Convente zu verkünden. Er hätte mit seinem Blute die gemäßigte Monarchie und das Leben Ludwig's XVI. beschützen mögen; er war zwei Mal in drei Monaten dazu berufen, sein Herz Lügen zu strafen und den Meinungen seiner Feinde als Organ zu dienen. Seine falsche und peinliche Stellung bei beiden Gelegenheiten war das Bild der Stellung seiner ganzen Partei; sie waren die Pilatus der Monarchie und des Königs; sie gaben jene dem Volke preis, ohne von ihren Fehlern überzeugt zu sein; diesen den Jacobinern, ohne von seiner Strafwürdigkeit überzeugt zu sein; sie vergossen öffentlich ein Blut, das sie insgeheim bedauerten; sie fühlten, wie die Stimme ihres Gewissens das Urtel bekämpfte, das ihre Zunge aussprach, und wuschen sich vor der Nachwelt die Hände in Unschuld!

VIII.

In diesem Augenblicke ließ sich ein Deputirter, Namens Duchâtel, in seine Bettdecken eingehüllt, von Drohungen

begleitet, in den Convent tragen und votirte mit sterbender Stimme gegen den Tod. Man kündigte eine neue Vermittlung des Königs von Spanien zu Gunsten Ludwig's XVI. an. Danton nahm das Wort, ohne es zu verlangen... — „Du bist noch nicht König, Danton," rief ihm Louvet zu! — „Ich bin über die Frechheit einer Macht erstaunt", fuhr Danton fort, „welche sich nicht scheut, darauf Anspruch zu machen, einen Einfluß auf unsre Berathung auszuüben. Wenn Jedermann mit mir übereinstimmte, so würde deshalb augenblicklich der Krieg mit Spanien votirt. Wie! man erkennt unsre Republik nicht an, und man will ihr Gesetze vorschreiben? Indessen mag, wenn man will, dieser Gesandte angehört werden. Aber der Präsident möge ihm eine des Volkes, dessen Organ er sein wird, würdige Antwort geben: er möge ihm sagen, daß die Sieger von Jemmapes den Ruhm, den sie erlangt, nicht Lügen strafen und daß sie ihre Stärke wiederfinden werden, um alle gegen uns verschwornen Könige zu vernichten! Kein Vergleich mit der Tyrannei! Das Volk würde seine Vertreter richten, wenn seine Vertreter es verrathen hätten!"

Vergniaud sagte mit schmerzlichem Ausdrucke: „Bürger, Sie werden eine große That der Gerechtigkeit ausüben. Ich hoffe, die Menschlichkeit wird sie dazu vermögen das feierlichste Schweigen zu beobachten. Wenn die Gerechtigkeit gesprochen hat, muß die Menschlichkeit sich ihrerseits hören lassen."

Er las das Ergebniß der Abstimmung vor. Der Convent zählte siebenhunderteinundzwanzig Stimmende. Dreihundertvierunddreißig hatten für die Verbannung oder das Gefängniß gestimmt, dreihundertsiebenundachtzig für den Tod, wenn hierbei die Stimmen derer mitgezählt wurden, die für diese Strafe unter der Bedingung, daß sie aufgeschoben werden sollte, gestimmt hatten. Für den Tod waren also dreiundfunfzig Stimmen mehr, als für die Verbannung; aber, wenn davon die sechsundvierzig abgezogen werden, die sich nur dafür ausgesprochen, indem sie verlangten, daß die Vollstreckung des Urtels suspendirt werden sollte, blieb nur eine Majorität von sieben Stimmen für den Tod. So hätten drei Männer, welche anders gestimmt hätten, der Abstimmung und dem Urtheilsspruch eine andre Gestalt ge-

geben. Es waren also die zwölf oder funfzehn Führer der Gironde, deren Hand in die fast im Gleichgewicht schwebende Wage das entscheidende Gewicht geworfen hatten. Der Tod, welcher ein Wunsch der Jacobiner war, wurde die That der Girondisten. Vergniaud und seine Freunde machten sich zu Robespierre's Henkern. Der Tod des Tyrannen war bei dem Volke Leidenschaft, bei der Gironde ein Zugeständniß. Die einen verlangten diesen Kopf als das Zeichen des Wohles der Republik, die andern gaben ihn zum Wohle ihrer Partei preis. Wenn die Leidenschaft der einen blind und und unerbittlich war, welchen Namen soll man dann dem Zugeständnisse der andern geben? Wenn in dem Morde aus Rache Ein Verbrechen liegt, so liegen in dem Morde aus Feigheit zwei.

IX.

Während dieser Abstimmung wußte der König, der seit dem Tage seiner letzten Erscheinung vor seinen Richtern ohne Verbindung mit der Außenwelt war, nur, daß sein Leben und sein Tod in diesem Augenblicke in der Hand der Menschen lag. Durch das Unglück, das Nachdenken und die Uebereinstimmung seines Innern mit dem Willen Gottes war er zuletzt zu jenem erhabnen Gleichmuthe gelangt, wo der Mensch, gegen Furcht und Hoffnung gleichgültig, nur auf die von oben kommende Entscheidung achtet, einem überirdischen Zustande der Seele, in welchem der Mensch über seine eignen Wünsche sich erhebt, allen Unbilden des Geschickes trotzt, nur mit dem Körper leidet und keinen andern Wunsch kennt, als den Befehl der Vorsehung. Die Philosophie gab solchen Rath bei Misgeschick den Weisen im Alterthume; das Christenthum machte aus dieser Ergebung ein Dogma und gab von einem Kreuze herab der neuen Welt das Beispiel derselben.

Ludwig XVI. betrachtete unaufhörlich dieses Kreuz und verklärte durch dasselbe seinen Tod. Hätte er es verlangt, so hätte er in den letzten Tagen mit seiner Familie zusammensein können. Durch die Wölbung hindurch hörte er über sich die Tritte und die Stimmen seiner Frau und seiner Kinder. Er fürchtete, daß der grausame Uebergang vom Leben zum

Tode, von der Hoffnung zur Verzweiflung, durch die Gegenwart geliebter Wesen empfindlicher werden und sein Gemüth zu weich stimmen könnte und nur zu oft durch fortwährende Erneurung des Schmerzes die Herzen wieder zum Bluten brächte, die er liebte. Er wollte lieber allein den Kelch der Trennung mit einem einzigen Zuge trinken, als ihn seine Familie tropfenweise leeren lassen.

Am 19. öffneten sich Morgens die Thüren des Thurmes und der König sah Hrn. v. Malesherbes hereintreten. Er stand auf, um seinem Freunde entgegenzugehen. Der Greis fiel zu den Füßen seines Gebieters nieder, benetzte sie mit seinen Thränen und blieb lange, ohne sprechen zu können. Wie der Maler des Alterthumes das Gesicht des Schmerzes verhüllte, weil er fürchtete, daß es nicht genug das Zerrissensein des menschlichen Herzens ausdrückte, ebenso überließ es Malesherbes seiner Haltung und seinem Stillschweigen das Wort auszudrücken, welches er nicht auszusprechen wagte. Der König verstand es, sprach es aus, ohne zu erbleichen, hob seinen Freund auf, drückte ihn an sein Herz und schien nur damit beschäftigt, den ehrwürdigen Boten seines Todes zu trösten und zu beruhigen. Er erkundigte sich mit ruhiger Neugierde, wie wenn ihn sein eignes Schicksal nichts anginge, nach den Umständen, nach der Zahl der Stimmen, dem Votum einiger Männer im Convent, die er kannte. — „Was Péthion und Manuel betrifft“, sagte er zu Hrn. v. Malesherbes, „so erkundige ich mich nicht nach ihnen, denn ich bin überzeugt, sie haben nicht für meinen Tod gestimmt!“ Er fragte, wie sein Cousin der Herzog von Orleans gestimmt habe. Malesherbes erzählte es ihm. — „Ach“, sagte er, „dieser betrübt mich mehr, wie alle andern!“ Es war Cäsars Wort, der das Gesicht des Brutus unter seinen Mördern entdeckt; dieser brachte ihn allein zum Sprechen.

X.

Die Minister Garat und Lebrun, der Maire Chambon und der Gemeineprokurator Chaumette kamen, von Santerre, dem Präsidenten und dem öffentlichen Ankläger des Criminalgerichtshofes begleitet, zum König und stellten ihn mit

aller Feierlichkeit, welche das Gesetz verlangt, wenn es einem Schuldigen das Leben abspricht, das über ihn gefällte Urtel zu. Stehend, mit erhobnem Haupte, das Auge auf seine Richter geheftet, hörte er mit der Unerschrockenheit eines Gerechten zu, als ihm angekündigt wurde, daß er in vierundzwanzig Stunden den Tod erleiden sollte. Ein einziger Blick, den er gen Himmel warf, schien eine Berufung seines Gemüthes an einen unfehlbaren, höchsten Richter zu sein. Als das Urtel verlesen war, schritt Ludwig XVI. auf Grouvelle, Sekretär des ausübenden Rathes, los, nahm das Dekret aus seinen Händen, faltete es, steckte es in seine Brieftasche; hierauf wandte er sich zu Garat und sagte mit einer Stimme, in welcher sich, während er als Bittender auftrat, der Ausdruck königlicher Würde wiederfand: — „Herr Justizminister, ich bitte Sie, diesen Brief dem Convente zuzustellen.“ Garat zögerte, das Papier anzunehmen: „Ich will Ihnen den Brief vorlesen“, sagte der König und las: „Ich verlange von dem Convente einen Aufschub von drei Tagen, um mich vorzubereiten, vor Gott zu erscheinen; ich verlange deshalb, daß ich ungehindert den Geistlichen sehen kann, welchen ich den Commissären bezeichnen werde, und daß derselbe wegen der That der Liebe, welche er mir zu Gefallen vollziehen wird, keine Untersuchung zu befürchten hat. Ich verlange von der beständigen strengen Aufsicht befreit zu werden, der ich seit einigen Tagen unterworfen bin.... Ich verlange während dieser letzten Augenblicke meine Familie, wenn ich es wünsche und ohne Zeugen sehen zu können. Ich wünsche sehnlichst, der Convent möge sich sogleich mit dem Schicksal meiner Familie befassen und ihr erlauben, sich ungehindert an den Zufluchtsort, den aufzusuchen sie für geeignet halten würde, zurückziehn zu dürfen.... Ich empfehle der Wohlthätigkeit der Nation alle Personen an, die mit mir in näherer Verbindung gestanden haben.... Unter diesen gibt es viele Greise, Frauen und Kinder, welche nur durch meine Wohlthaten ihr Leben fristeten und die in Dürftigkeit sich befinden müssen. Ausgestellt im Thurme des Tempels den 20. Januar 1792.“

Der König übergab Garat zu gleicher Zeit ein zweites Papier, worauf die Adresse des Geistlichen stand, dessen Zusprache und Tröstungen er bei seinen letzten Stunden

verlangte. Diese von einer andern Hand, als der des Königs geschriebne Adresse lautete: „Herr Edgeworth von Firmont, Bacstraße." Als Garat die beiden Papiere an sich genommen hatte, trat der König einige Schritte zurück, indem er sich verneigte, wie wenn er bei einer Audienz bei Hofe das Zeichen der Entlassung gab, um anzuzeigen, daß er allein zu sein wünsche. Die Minister gingen fort.

XI.

Nachdem sie sich entfernt hatten, ging der König mit festem Schritte in seinem Zimmer auf und nieder und verlangte sein Mahl. Da er kein Messer hatte, so zerschnitt er sein Essen mit dem Löffel und brach sein Brot mit den Händen. Diese Vorsichtsmaßregeln der Municipalbeamten machten einen tiefern Eindruck auf ihn, als sein Todesurtheil. — „Hält man mich für so feige", sagte er laut, „daß ich meinen Feinden mein Leben entziehen möchte? Man gibt mir Verbrechen Schuld, aber ich bin unschuldig und ich werde ohne Schwäche sterben. Ich wollte, mein Tod könnte zu dem Glücke der Franzosen beitragen und das Unglück beschwören, welches ich für die Nation voraussehe!"

Um sechs Uhr kamen Santerre und Garat wieder zurück und überbrachten ihm die Antwort des Conventes. Ungeachtet der wiederholten Anstrengungen Barbaroux', Brissot's, Buzot's, Péthion's, Condorcet's, Chambon's, Thomas Payne's hatte der Convent schon Tags vorher sich dahin entschieden, daß jeder Aufschub der Hinrichtung verweigert werden sollte. Fournier der Amerikaner, Jourdan der Kopfabschneider und ihre Genossen hatten ihre Säbel im Verbindungsgange des Conventes über das Haupt Barbaroux' und Brissot's erhoben und ihnen mit der Spitze ihrer Waffe auf dem Herzen die Wahl zwischen Schweigen und dem Tode gelassen. Diese muthigen Deputirten trotzten dem Tode und kämpften fünf Stunden lang, um den Aufschub zu erlangen. Umsonst protestirten Cazenave, Brissot, Manuel, v. Kersaint, der letztere in einem Briefe, der in einem solchen Augenblicke die heldenmüthigste Todesverachtung enthielt, deren das Gemüth eines Bürgers fähig ist. Eine Majorität von vierunddreißig von Thuriot, Couthon, Marat,

Robespierre aufgebrachten Stimmen wies den Aufschub zurück. Kersaint's Brief lautete folgendermaßen: „Bürger! Es ist mir unmöglich, die Schande zu ertragen, noch längere Zeit im Saale des Convents unter Blutmenschen meinen Sitz einzunehmen, wenn ihre Ansicht, gestützt auf den Schrecken, die der rechtlichen Leute überwiegt; wenn Marat Péthion überwiegt. Wenn die Liebe zu meinem Vaterlande mich das Unglück, der College der Lobredner und Anstifter der Mordthaten des 2. Septembers zu sein, hat ertragen lassen, so will ich wenigstens mein Andenken davon befreien, ihr Mitschuldiger gewesen zu sein. Dazu habe ich nur einen Augenblick, den jetzigen; morgen wird es nicht mehr Zeit sein."

Der Convent, der durch solche Worte mehr aufgebracht, als erschüttert wurde, beauftragte den Justizminister auf Ludwig's XVI. Antrag zu antworten, es stehe ihm frei den von ihm bezeichneten Geistlichen kommen zu lassen und seine Familie ohne Zeugen zu sehen, aber daß das Verlangen eines Aufschubs von drei Tagen, um sich zum Tode vorzubereiten, zurückgewiesen worden wäre und daß die Vollziehung des Urtheils in den nächsten vierundzwanzig Stunden stattfinden sollte.

XII.

Der König erhielt diese Mittheilung des ausübenden Rathes, ohne sich zu beklagen. Er mochte mit dem Tode nicht um Minuten markten; alles was er verlangte, war, sich einige Stunden in der letzten Zeit zwischen Leben und Ewigkeit sammeln zu können. Seit einigen Wochen beschäftigte er sich damit, seinen Opfertod zu heiligen. In einer dieser Unterredungen beauftragte er Herrn v. Malesherbes mit einer geheimen Botschaft an einen ehrwürdigen in Paris verborgnen fremden Priester, dessen Beistand er für den Fall, daß er sterben müßte, anflehte. — „Es ist ein sonderbarer Auftrag für einen Philosophen," sagte er mit einem wehmüthigen Lächeln zu Herrn v. Malesherbes. „Aber ich habe immer meinen christlichen Glauben bewahrt, als einen Zügel gegen die Verlockungen der Allmächtigkeit und als einen Trost in meinem Misgeschicke.

Ich finde ihn in meinem Gefängnisse wieder; wenn Sie dazu bestimmt sein sollten, je einen solchen Tod wie ich zu erleiden, so wünsche ich, daß Sie in Ihren letzten Augenblicken den nämlichen Trost finden mögen."

Malesherbes entdeckte die Wohnung des Gewissensrathes des Königs und theilte ihm die Bitte seines Gebieters mit. Der Mann Gottes wartete die Stunde ab, wo die Thüre des Kerkers seiner christlichen Liebe sich öffnen würde; sollte es ihm auch das Leben kosten, er zauderte nicht. Als helfender Berather im Todeskampfe schuldete er seinen geheiligten Dienst den letzten Augenblicken des Sterbenden: das ist der Heldenmuth des christlichen Priesters. Außerdem vereinte seit langer Zeit eine heilige Freundschaft den Priester mit dem Könige. Dieser Geistliche war oft an den hohen christlichen Festtagen insgeheim in die Tuilerien eingeführt worden und hatte die Beichte des Königs angehört. Der christliche Glaube, der den Menschen sich zu den Füßen des Priesters und den König zu den Füßen des Unterthanen niederwerfen läßt, stellt zwischen dem Beichtiger und den Beichtenden einerseits eine väterliche, andrerseits eine kindliche Vertraulichkeit her, welche, obgleich sie ihrem Principe nach übernatürlich ist, sich doch oft in menschliche Zuneigung zwischen zwei Seelen, die einander so nahe gestanden, verwandelt. Gott ist das Band dieser geistigen Vereinigung. Aber dieses im Himmel geknüpfte Band zerreißt nicht immer ganz auf Erden. Bei diesem vollständigen Austausche der Seelen erschließen sich oft auch die Herzen einander. Das war der Fall mit dem Könige und dem Priester. Ludwig XVI. besaß in dem Abbé von Firmont einen Freund, der im Geheimen sein Vermittler zwischen dieser und jener Welt war. Er berief ihn in schweren Zeiten zu sich und bewahrte sich ihn für die äußersten Wechselfälle seines Geschicks auf.

XIII.

Mittwochs den 20. Januar klopfte mit Einbruch der Nacht ein Unbekannter unversehens an die Thüre des verborgnen Zufluchtsortes, wo der arme Priester sein Leben im Geheimen zubrachte, und befahl ihm, ihm an den Ort

zu folgen, wo die Sitzungen des Ministerrathes stattfanden. Hr. v. Firmont folgte dem Unbekannten. Als er in den Tuilerien anlangte, wurde er in das Cabinet geführt, in welchem die Minister über die Vollziehung der Hinrichtung, für welche der Convent sie verantwortlich gemacht hatte, berathschlagten. Garat, ein gefühlvoller Philosoph, Lebrun, ein kalter Diplomat, Roland, ein milder Republikaner, der sich nicht enthalten konnte, den König als Menschen zu lieben, hätten gern um jeden Preis von ihrem Herzen, von ihrem Namen, von ihrem Andenken den unheimlichen Auftrag entfernt, welchen ihnen ihr Schicksal auferlegte. Es war keine Zeit mehr. Solidarisch verbunden mit den Girondisten, Geißeln der Jacobiner im Ministerium, mußten sie das Urtheil vollstrecken oder sterben. Ihr Gesicht, ihre Aufregung, ihre Bestürzung ließen das Schreckliche ihrer Lage erkennen. Sie suchten sich selbst das Harte derselben durch rücksichtsvolles Betragen und durch Mitleiden zu verbergen. Sie standen auf, umringten den Priester, ehrten seinen Muth, beschützten sein Vorhaben. Garat ließ den Beichtiger in seinen Wagen steigen und brachte ihn in den Tempel. Während des Weges ließ der Minister des Convents seine Verzweiflung gegen den Diener Gottes laut werden. — „Großer Gott," rief er aus, „welcher schreckliche Auftrag ist mir zu Theil geworden! Welcher Mann!" fügte er hinzu, indem er von Ludwig XVI. sprach. „Welche Ergebung! welcher Muth! Nein, die Natur allein könnte nicht so viel Kraft geben, es gibt hier etwas Uebermenschliches!" Der Priester schwieg aus Besorgniß, den Minister zu beleidigen, oder seinen Glauben zu verleugnen. Nach diesen Worten herrschte zwischen beiden Männern Schweigen, bis sie an das Thor des Thurmes gelangten. Auf Garat's Namen wurde es geöffnet. Der Minister und der Priester schritten durch einen mit bewaffneten Leuten angefüllten Saal und kamen in einen größern. Die Wölbungen, die verfallnen architektonischen Verzierungen, die Stufen eines umgestürzten Altars zeigten an, daß sie sich in einer frühern, seit langer Zeit entweihten Kapelle befanden. Zwölf Commissäre der Gemeine hielten in diesem Saale Rath. Ihre Physiognomien, ihre Reden, der gänzliche Mangel von gefühlvoller Gesinnung und selbst von Anstand in der Nähe

eines zum Tode Verurtheilten, der sich auf ihren Gesichtern ausdrückte, ließen sie als Männer erkennen, deren rohe Natur unfähig war, vor irgend etwas bei einem Feinde Achtung zu haben, selbst nicht einmal vor dem letzten Schmerze und vor dem Tode. Ein oder zwei nur, die jünger als die andern waren, warfen hinter den Rücken ihrer Collegen dem Priester einige verstohlne Blicke des Einverständnisses zu. Der Minister stieg hinauf, während der Abbé v. Firmont durchsucht wurde. Hierauf wurde der Priester zu dem Könige geführt. Als der König Hrn. v. Firmont erblickte, eilte er auf ihn zu, zog ihn mit sich in sein Zimmer und machte die Thüre zu, um ohne Zeugen die Gegenwart des Mannes, den er so sehnlich herbeigewünscht hatte, zu genießen. Der Priester fiel zu den Füßen seines Beichtkindes nieder. Er weinte, ehe er ihn tröstete. Der König selbst konnte seine Thränen nicht zurückhalten. — „Verzeihen Sie mir," sagte er zu dem Geistlichen, indem er ihn aufhob, „diesen Augenblick der Schwäche. Ich lebe so lange mitten unter meinen Feinden, daß die Gewohnheit mich gegen ihren Haß unempfindlich gemacht hat, und daß mein Herz den Empfindungen der Zärtlichkeit sich verschlossen hat. Aber der Anblick eines treuen Freundes gibt mir das Gefühl wieder, das ich schon erstorben glaubte, und rührt mich wider meinen Willen." Hierauf führte er ihn in das abgelegnere Erkerthürmchen, in das er sich gewöhnlich zurückzog, wenn er seinen Gedanken nachhing. Ein Tisch, zwei Stühle, ein kleiner Ofen von Steingut, den tragbaren Oefen ähnlich, mit denen die armen Arbeiterfrauen ihre Dachstuben erwärmen, einige Bücher, ein aus Elfenbein geschnitztes Crucifix machten das Geräth dieser Zelle aus. Der König ließ Hrn. Edgeworth niedersetzen und setzte sich ihm gegenüber auf die andere Seite des Ofens. — „So wäre ich denn," sagte der Verurtheilte zu ihm, „bei der großen und einzigen Angelegenheit, die mich noch im Leben beschäftigen muß, angelangt: es rein und der Vergebung Gottes gewiß zu verlassen, um mir und den Meinigen eine bessere ...." Bei diesen Worten zog er aus dem Busen ein Papier hervor und erbrach das Siegel. Es war sein Testament. Er las es zweimal langsam, indem er jede Silbe betonte, damit keines der Gefühle, die er darin

ausgesprochen, der aufmerksamen Beachtung des Mannes Gottes, den er als Richter anerkannte, entgehen möchte. Der König schien zu fürchten, daß in den Ausdrücken selbst, in denen er der Welt seine Verzeihung hinterlassen, ohne sein Wissen Zeichen des Grolls oder irgend ein Vorwurf eingeflossen und seinem Abschiede von der Welt etwas von seiner Sanftheit und Heiligkeit nehmen könnten. Seine Stimme wurde nur weich und seine Augen nur feucht, als er die Zeilen las, in denen der Name der Königin, seiner Schwester und seiner Kinder vorkam. Man sah, daß sein Gefühl, welches er in Bezug auf sich selbst unterdrückt oder geschwächt hatte, nur bei dem Namen, bei dem Bilde und bei dem Gedanken an das Schicksal der Seinigen wieder erwachte. Es gab nichts mehr auf Erden, für dessen Leben und Leiden er noch fühlte, als seine Familie.

Auf das Verlesen des Testamentes folgte eine freie und ruhige Unterhaltung über die Begebenheiten der letzten Monate, welche dem Könige unbekannt waren. Er erkundigte sich nach dem Schicksal mehrerer, ihm theurer Personen, bedauerte die Verfolgungen der einen und freute sich über die Flucht und die Rettung der andern; er sprach von allen, und zwar nicht mit der Gleichgültigkeit eines Mannes, der sein Vaterland für immer verläßt, sondern mit der theilnahmvollen Neugierde eines Mannes, der wiederkommt und sich nach Allen, die er geliebt hat, erkundigt. Obgleich die Uhr der benachbarten Thürme schon die Stunden der Nacht schlug und obgleich die Dauer seines Lebens nur noch nach Stunden gezählt werden konnte, so verschob er doch die Andachtsübungen, weshalb er den Priester hatte kommen lassen. Um sieben Uhr sollte er die letzte Zusammenkunft mit seiner Familie haben. Das Heranrücken dieses so gewünschten und doch so schrecklichen Augenblicks beunruhigte ihn tausendmal mehr, als der Gedanke an das Blutgerüst. Er wollte nicht, daß diese letzten erschütternden Auftritte seines Lebens die Ruhe seiner Vorbereitung auf den Tod störten, oder daß seine Thränen sich unter sein Blut bei dem Opfer mischten, welches er in seiner Person einen Augenblick später den Menschen und Gott bringen würde.

XIV.

Unterdessen hatten die Königin und die Prinzessinnen, welche an den Fenstern horchten, während des Tages durch die Stimme der öffentlichen Ausrufer, die in allen Quartieren von Paris das Urtheil ausschrien, die Verwerfung des Aufschubes und die Festsetzung der Hinrichtung in den nächsten vierundzwanzig Stunden erfahren. Jede Hoffnung war in ihrem Gemüthe von nun an erstorben und ihre Angst wurde nur noch durch einen Zweifel angeregt: würde der König sterben, ohne sie wiedergesehen, umarmt, gesegnet zu haben. Ihr Hoffen, ihr Wünschen, ihr Bitten beschränkte sich auf einen letzten Austausch zärtlicher Gesinnungen zu seinen Füßen, eine letzte Umarmung, ein letztes Wort, das sie hören und im Gedächtniß behalten, einen letzten Blick, den sie in ihrem Gemüthe bewahren wollten. Seit dem Morgen standen sie, ohne zu sprechen, betend und weinend in dem Zimmer der Königin, erklärten sich jedes Geräusch nach ihrem Sinne, frugen mit ihren Blicken jedes Gesicht und erfuhren erst spät, daß ein Beschluß des Convents ihnen erlaubte, den König zu sehen. Es war eine Freude bei dem Todeskampfe. Sie bereiteten sich lange darauf vor, ehe es Zeit dazu war. Sie standen dicht an der Thüre, wendeten sich bittend an die Commissäre und Schließer, frugen sie unaufhörlich und es schien ihnen, als ob ihre Ungeduld den Lauf der Stunden beschleunigte und als ob das ängstliche Schlagen ihres Herzens die Thüre eher öffnen würde.

XV.

Der König war seinerseits zwar äußerlich ruhiger, aber in seinem Innern nicht weniger aufgeregt. Er hatte in seinem Leben nur eine Liebe gekannt, die zu seiner Gemahlin; nur eine Freundschaft, die zu seiner Schwester; nur eine Freude, seine Tochter und sein Sohn. Diese zärtlichen Gesinnungen des Menschen, welche auf dem Throne zwar nie erloschen, aber doch Zerstreuung gefunden hatten und erkaltet waren, hatten sich, seit ihn das Misgeschick getroffen

und mehr noch in der Einsamkeit seines Gefängnisses in seiner Seele gesammelt, gesteigert und gleichsam mit derselben verwachsen. Es war so lange her, daß die Welt für ihn nur aus dem kleinen Kreise der Personen bestand, in denen sich seine Befürchtungen, seine Freuden, seine Schmerzen vervielfältigten! Außerdem heißt so viel zusammen gefürchtet, gehofft und gelitten haben, miteinander mehr gedacht und gelebt haben. Die Thränen, welche Personen zusammen und übereinander vergießen, binden die Herzen fester aneinander. Die gemeinschaftlich ertragnen Leiden vereinigen tausendmal mehr als gemeinschaftliche Freuden. Die fünf Seelen waren nur ein einziges Fühlen. Eine Sache störte im voraus diese Unterredung: es war der Gedanke, daß bei dieser letzten Zusammenkunft, wo das natürliche Gefühl mit der ganzen stürmischen Gewalt der Verzweiflung und mit der hingebendsten Zärtlichkeit zum Ausbruch kommen mußte, Kerkermeister die Zuschauer sein würden; daß die geheimsten Herzensregungen des Gatten, der Gattin, des Bruders, der Schwester, des Vaters, der Tochter vom Auge ihrer Feinde gezählt, beobachtet, vielleicht als schuldig beurtheilt werden würden! Der König stützte sich auf die Ausdrücke des Beschlusses des Convents, um zu verlangen, daß diese Zusammenkunft ohne Zeugen stattfinden sollte. Die Commissäre, welche der Gemeine gegenüber verantwortlich waren und die indeß auch nicht gradezu dem Convente ungehorsam zu sein wagten, berathschlagten mit einander, um die Absicht des Decretes mit der Strenge des Gesetzes in Uebereinstimmung zu bringen. Man kam überein, diese Zusammenkunft solle in dem Speisesaale, von welchem aus eine Glasthüre in das Zimmer der Commissäre ging, stattfinden; die Thüre solle hinter dem Könige und seiner Familie zugemacht werden, aber die Commissäre würden sie durch die Scheiben beobachten. Wenn auf diese Weise auch die Haltung, die Geberden, die Thränen von fremden Blicken entweiht wurden, sollten wenigstens die Worte unverletzlich sein. Der König ließ kurz vorher, ehe die Prinzessinnen herabkommen sollten, seinen Beichtiger in dem Erkerthürmchen; er empfahl ihm an, sich nicht zu zeigen, weil er befürchtete, der Anblick eines Dieners Gottes möchte die Königin zu sehr an den Tod erinnern. Er ging in den

Speisesaal, um die Stühle hinzustellen und den für die letzte Unterredung nöthigen Raum einzurichten. „Bringen Sie etwas Wasser und ein Glas," sagte er zu seinem Diener. Auf dem Tische stand eine Flasche mit Eiswasser. Clery zeigte sie ihm. „Bringen Sie Wasser ohne Eis," sagte der König; „denn wenn die Königin von diesem da tränke, könnte es ihr schlecht bekommen." Endlich ging die Thüre auf. Die Königin, welche ihren Sohn an der Hand hielt, eilte zuerst in die Arme des Königs und machte eine schnelle Bewegung, als ob sie ihn in sein Zimmer ziehen wollte, um den Zuschauern aus den Augen zu kommen. „Nein, nein," sagte der König mit dumpfer Stimme, indem er seine Gattin an seinem Herzen festhielt und sie nach dem Saale geleitete, „ich kann Sie nur hier sehen!"

Die Prinzessin Elisabeth folgte mit der jungen Prinzessin. Clery machte hinter ihnen die Thüre zu. Der König nöthigte zärtlich die Königin, sich rechts, seine Schwester sich links neben ihn auf einen Stuhl zu setzen; er setzte sich zwischen sie. Die Stühle standen so nahe nebeneinander, daß die Prinzessinnen, indem sie sich vorwärts beugten, die Schultern des Königs mit ihren Armen umschlangen und ihren Kopf an seine Brust stützten. Die junge Prinzessin hatte das Haupt gesenkt, ihre Haare bedeckten die Knie ihres Vaters; sie war gleichsam über ihn hingestreckt. Der Dauphin saß auf den Knien seines Vaters und hatte einen Arm um seinen Hals geschlungen. Diese fünf Personen, welche das Gefühl ihrer Zärtlichkeit so aneinander drängte und die krampfhaft, die Gesichter an der Brust des Königs verbergend, einander in die Arme preßten, boten den Blicken nur ein einziges Ganze von Köpfen, von Gliedern, von Armen, die vom Schauder des Schmerzes durchzuckt wurden, oder zu Liebkosungen sich erhoben, dar, aus welchem in abgebrochnen Worten, in dumpfen Flüstern, in einzelnen ausgestoßnen herzzerreißenden Lauten die Verzweiflung dieser fünf in eine Seele verschmolznen Seelen hervordrang, um in einer einzigen Umarmung zu ersticken, auszubrechen, zu enden.

XVI.

Länger wie eine halbe Stunde konnte kein Wort über ihre Lippen dringen. Es war nur ein Wehruf, in dem sich alle die Stimmen des Vaters, der Frauen, der Kinder in dem gemeinschaftlichen Klagen verloren, aufhörten, sich riefen, sich antworteten, durch Schluchzen neues Schluchzen hervorriefen und sich von Zeit zu Zeit zu einem so grellen und herzzerreißenden Schrei steigerten, daß dieser Schrei durch die Thüren, die Fenster, die Mauern des Thurmes drang und in den benachbarten Quartieren gehört wurde. Endlich brachte die Erschöpfung der Kräfte auch diese Anzeichen des Schmerzes zur Ruhe. Die Thränen trockneten; die Häupter näherten sich dem Haupte des Königs, als ob alle Seelen an seine Lippen sich hefteten, und eine leise Unterredung, die von Zeit zu Zeit von Küssen und von Händedrücken unterbrochen wurde, dauerte zwei Stunden lang, während welcher sie sich nicht aus den Armen ließen. Niemand außerhalb des Zimmers hörte die Mittheilungen des Sterbenden an die Ueberlebenden. Grab und Kerker erstickten sie in wenig Monaten zugleich mit ihren Herzen. Die Tochter des Königs allein behielt die Spuren davon in ihrem Gedächtnisse und offenbarte später, was vertrauliche Mittheilung, die Politik und der Tod von den zärtlichen Gefühlen eines Vaters, dem Gewissen eines Sterbenden und den geheimen Lehren eines Königs zu enthüllen gestatten. Gegenseitige Erzählung ihrer Gedanken seit ihrer Trennung, wiederholte Anempfehlungen, Gott alle Rache zu überlassen, wenn jemals der Wankelmuth der Völker, der das Glück der Könige ist, ihre Feinde in ihre Hand gäbe; übernatürlicher Aufschwung der Seele Ludwig's XVI. zum Himmel; plötzliche Rührung und Rückblick auf die Erde bei dem Hinblick auf die geliebten Wesen, deren Arme ihn umschlangen und ihn wieder zurückzurufen und zurückzuhalten schienen; unbestimmte Hoffnung, die durch eine fromme Lüge gesteigert ward, um den Schmerz der Königin zu mildern; der Vorsatz, Alles mit Ergebung Gott anheim zu stellen; der erhabne Wunsch, daß sein Leben seinem Volke keinen Tropfen Blutes kosten möge; mehr christliche als

königliche seinem Sohne gegebne und wiederholte Lehren — alles dies von Küssen, Thränen, Umarmungen, gemeinschaftlichem Gebete, von zärtlichern, geheimern, der Königin allein ins Ohr geflüsterten Abschiedsworten unterbrochen, füllte die beiden Stunden aus, welche diese letzte Unterredung vor dem Tode des Königs dauerte. Draußen hörte man nur ein zärtliches, unbestimmtes Flüstern. Die Commissäre warfen von Zeit zu Zeit einen verstohlnen Blick durch die Scheiben, als ob sie den König daran mahnen wollten, daß die Zeit verstrich.

Als die Herzen sich in Zärtlichkeit, die Augen in Thränen, die Lippen in Worten erschöpft hatten, stand der König auf und drückte seine ganze Familie zugleich in einer langen Umarmung an sein Herz. Die Königin warf sich ihm zu Füßen und beschwor ihn, zu gestatten, daß sie in dieser letzten Nacht bei ihm bleiben dürften. Er verweigerte es aus Zärtlichkeit für sie, da diese rührenden Auftritte ihnen an das Leben griffen. Als Vorwand gab er an, daß er selbst einige Stunden Ruhe nöthig habe, um sich mit allen Kräften auf den folgenden Tag vorzubereiten. Aber er versprach, sie am nächsten Tage um acht Uhr rufen zu lassen. „Warum nicht um sieben Uhr?" sagte die Königin. — „Nun denn ja, um sieben Uhr," antwortete der König. — „Sie versprechen es uns?" riefen alle aus. — „Ich verspreche es," erwiderte der König. Die Königin hing sich mit beiden Händen an den Hals des Königs, als sie durch das Vorzimmer schritten; seine Tochter umschlang ihn mit beiden Armen; die Prinzessin Elisabeth hielt von derselben Seite seinen Leib umfaßt; der Dauphin auf der einen Seite von der Hand der Königin, auf der andern von der des Königs in die Höhe gehalten, strauchelte zwischen den Füßen seines Vaters, zu dem er das Gesicht und die Augen emporhob. Ihre Klagen wurden immer lauter, je näher sie der neben der Treppe befindlichen Thüre kamen. Sie rissen sich einander aus den Armen, in die sie die Gewalt ihres Schmerzes und ihrer Liebe wieder zurückführte. Endlich eilte der König einige Schritte rückwärts, streckte von dort aus die Arme nach der Königin aus: „Lebe wohl! . . . Lebe wohl! . . ." rief er ihr mit einer Geberde, einem Blicke und einem Tone zu, in denen zu gleicher

Zeit eine ganze Vergangenheit voll Zärtlichkeit, eine ganze Gegenwart voll Angst und eine ganze Zukunft ewiger Trennung lag, aber in denen man jedoch auch einen Ausdruck von Heiterkeit, Hoffnung und religiöser Freude erkennen konnte, der sie auf ein unbestimmtes, aber mit Zuversicht erwartetes Wiedersehen und eine Wiedervereinigung in einem ewigen Leben hinzuweisen schien.

Bei diesem Lebewohl glitt die junge Prinzessin ohnmächtig aus den Armen der Prinzessin Elisabeth und fiel regungslos zu den Füßen des Königs nieder. Clery, ihre Tante, die Königin stürzten sich auf sie zu, um sie wieder aufzuheben, und unterstützten sie, indem sie sie nach der Treppe zogen. Während dieser Bewegung eilte der König weg, indem er die Augen mit den Händen bedeckte; auf der Schwelle seines Zimmers drehte er sich noch einmal um und rief ihnen zum letztenmale zu: „Lebt wohl!" Seine Stimme erstickte unter Schluchzen, das aus seinem Herzen brach. Die Thüre schloß sich. Er eilte in das Erkerthürmchen, wo sein Tröster ihn erwartete. Der Todeskampf des Königthums war vorüber.

XVII.

Erschöpft warf sich der König in einen Stuhl und blieb lange Zeit sitzen, ohne sprechen zu können. „Ach!" sagte er zum Abbé Edgeworth, „welche Zusammenkunft habe ich gehabt! Warum muß ich so sehr lieben! .... Und warum," fügte er nach einer Pause hinzu, „muß ich leider so geliebt werden! .... Aber mit der Zeit habe ich nun abgeschlossen," fuhr er dann mit kräftigerm Tone fort, „wir wollen uns mit der Ewigkeit beschäftigen!" In diesem Augenblicke trat Clery hinein und bat den König, etwas zu sich zu nehmen. Der König weigerte sich anfänglich; dann, als er darüber nachdachte, daß er Kraft nöthig habe, um als Mann die Zurüstungen und den Anblick alles dessen, was auf seine Hinrichtung Bezug hatte, zu ertragen, aß er etwas. Das Mahl dauerte nur fünf Minuten. Der König nahm stehend nur etwas Brod und Wein zu sich, wie ein Reisender, der sich auf seinem Wege nicht hinsetzt. Der Priester, welcher Ludwig's XVI. Glauben an das christliche Meßopfer kannte

und sich vorbehielt, ihm die letzte Freude zu bereiten, demselben in seinem Kerker beizuwohnen, frug ihn hierauf, ob es ein Trost für ihn sein würde, es am folgenden Morgen vor Tagesanbruch feiern zu sehn, und dabei von seiner Hand den Gott, der Mensch geworden, um für uns zu leiden, und der sich zur Nahrung für die Seelen in Brot verwandelt, von seiner Hand zu empfangen? Der König, der so lange, ganz der frommen Gewohnheit der Fürsten seines Stammes zuwider, nicht bei der Feier heiliger Ceremonien zugegen gewesen war, wurde vor Staunen und Ueberraschung bei diesem Gedanken gerührt. Es schien ihm, als ob der Gott Golgatha's ihn in der letzten Stunde in seinem Kerker wie ein Freund, der einem andern entgegenkommt, heimsuchte. Nur verzweifelte er daran, diese Gunst von der Härte und der Religionsverachtung der Commissäre der Gemeine zu erlangen.

Der Priester, den die Zeichen von Ehrerbietung, mit denen Garat seine Sendung betrachtet hatte, ermuthigten, hatte mehr Zuversicht. Er stieg in den Rathssaal hinab, verlangte ermächtigt zu werden, in dem Zimmer des Königs das göttliche Opfer feiern zu dürfen, und forderte die Mittel dazu. Dies waren die Hostie, der Wein, die heiligen Bücher, ein Kelch und Priesterkleider. Die Commissäre waren unschlüssig, sie fürchteten einerseits einem Sterbenden den höchsten Trost in seiner letzten Stunde zu verweigern, andrerseits des Fanatismus angeklagt zu werden, wenn sie unter ihren Augen die Gebräuche eines verstoßnen Cultus zuließen, und berathschlagten lange mit leiser Stimme. „Wer steht uns dafür ein,“ sagte einer von diesen Männern zu dem Geistlichen, „daß Sie den Verurtheilten nicht mit der Hostie selbst vergiften, in der Sie ihm den Leib seines Gottes darbieten; wäre es denn das erstemal, daß man die Könige mit dem Brote des Lebens vergiftet hätte?“ Der Priester benahm den Municipalbeamten jeden Vorwand zum Verdacht, indem er sie bat, ihm selbst den Wein, die Hostie, die Gefäße und die Zierrathen des Altars zu liefern. Er kam zurück und verkündigte dem König dieses Glück.

XVIII.

Der König sah dieses letzte freudige Ereigniß wie einen Strahl der Unsterblichkeit an. Er sammelte sich, kniete nieder, prüfte vor Gott die Thaten, die Gedanken, die Absichten seines ganzen Lebens; er unterwarf sich noch bei seinem Leben, nicht vor der Nachwelt, nicht vor den Menschen, sondern vor Gottes Auge dem Gerichte, das die Könige von Egypten nur in ihrem Grabe zu bestehen hatten. Diese Prüfung seines Gewissens und diese Anklage seiner selbst dauerten bis spät in die Nacht. Das Gericht Gottes, bei welchem immer Vergebung ist, ist nicht das Gericht der Menschen. Der König stand, wenn auch nicht unschuldig, doch freigesprochen wieder auf. Der Priester, der in der christlichen Beichte die Vergehen mit freiwilliger Strafe belegt, gab dem Könige als Büßung auf, den Tod, den er zu erleiden hatte, mit religiöser Ergebung zu ertragen und das Opfer seines Blutes zu bringen, um den Thron von allen Vergehen seines Stammes rein zu waschen. Er versprach dem Könige, ihm bei der Communion am folgenden Morgen den Leib des gekreuzigten Christus zum Zeichen der Versöhnung und der Hoffnung zu geben. Das Gefühl der Läuterung der Seele, welches der Christ nach der Beichte empfindet, hatte die Sinne des Königs beruhigt. Dieses aufmerksame Aufsuchen der Schwächen seines Lebens hatte seine Gedanken von der Gegenwart abgezogen. Seine Regierung war in seinem Gewissen tadelloser, als in der Geschichte. Selbst in seinen Fehlern fand er gute Absichten. Indem er sich vor Gott rein fand, hielt er sich für unschuldig vor den Menschen. Er mußte glauben, von der Nachwelt, wie von Gott freigesprochen zu werden.

XIX.

Die Nacht war zur Hälfte vergangen. Der Verurtheilte legte sich nieder und schlief so plötzlich und so friedlich ein, als ob auf diese Nacht ein Tag hätte folgen sollen. Der Priester brachte die Nacht in Clery's Stube, die von der des Königs durch eine Breterwand getrennt war, mit

Beten zu. Man hörte das gleichmäßige, sanfte Athemholen des Königs, welches anzeigte, daß er fest schlief und daß die Bewegungen seines Herzens regelmäßig waren, gleichsam wie die einer Uhr, die bald stehen bleiben soll. Um fünf Uhr mußte er geweckt werden. — „Hat es schon fünf geschlagen?“ fragte er Clery. — „Von der Thurmuhr noch nicht,“ antwortete Clery, „allein bereits haben mehrere Glocken in der Stadt fünf geschlagen.“ — „Ich habe gut geschlafen?“ sagte der König, „ich hatte es nöthig, der gestrige Tag hatte mich angestrengt.“ Clery zündete das Feuer an und half seinem Gebieter beim Ankleiden. Er machte den Altar in der Mitte der Stube zurecht. Der Priester las hier die Messe. Der König lag mit einem Gebetbuch in der Hand auf den Knien und schien seine Seele mit der ganzen Bedeutung, mit allen Worten dieser Ceremonie zu vereinigen, bei welcher der Priester das Gedächtniß des letzten Mahles, des Todeskampfes, des Todes, der Auferstehung und der Transsubstantiation Christi, der sich seinem Vater als Opfer darbietet und seinen Brüdern als Nahrung gibt, feiert. Er erhielt den Leib Christi unter der Form des geweihten Brotes. Er fühlte sich gegen den Tod gestärkt, indem er das göttliche Unterpfand eines andern Lebens in sich zu besitzen glaubte. Nach der Messe ging der König, während der Priester sich umkleidete, in das Erkerthürmchen, um sich zu sammeln. Clery kam hinein, um ihn auf den Knien um seinen Segen zu bitten; Ludwig XVI. gab ihm denselben, indem er ihn beauftragte, ihn in seinem Namen allen denen zu ertheilen, die ihm ergeben waren, und namentlich denen seiner Wächter, die wie Turgy sich während seiner Gefangenschaft mitleidig gegen ihn gezeigt und die Strenge derselben gemildert hatten; hierauf zog er ihn in die Fensterbrüstung, gab ihm verstohlen ein Petschaft, das er von seiner Uhr losmachte, ein kleines Paket, das er aus seiner Brusttasche nahm und einen Trauring, den er vom Finger zog. — „Uebergeben Sie,“ sagte er zu ihm, „nach meinem Tode dieses Petschaft meinem Sohne, diesen Ring der Königin. Sagen Sie ihr, daß ich mich mit Schmerz davon trenne und nur deswegen, damit er nicht mit meinem Leibe entweiht werde! . . . . Dieses kleine Paket enthält Haare von meiner ganzen Familie; über-

geben Sie ihr es auch. Sagen Sie der Königin, meinen lieben Kindern, meiner Schwester, daß ich ihnen versprochen hatte, sie diesen Morgen zu sehn, daß ich ihnen aber den Schmerz einer so grausamen, zweimal sich erneuenden Trennung ersparen wollte. Was kostet es mich nicht, fortzugehn, ohne sie zum letzten Male zu umarmen! . . . ." Schluchzen erstickte seine Stimme. „Ich trage Ihnen auf," fügte er hinzu, während die Zärtlichkeit ihm die Worte nur abgebrochen hervorbringen ließ, „ihnen mein Lebewohl zu überbringen! . . ." Clery verließ ihn, indem er in Thränen zerfloß.

Einen Augenblick später trat der König aus seinem Kabinet heraus und verlangte eine Scheere, damit sein Diener ihm die Haare, das einzige Erbe, das er seiner Familie hinterlassen konnte, abschneiden möchte. Man verweigerte ihm diese Vergünstigung. Clery bat die Municipalbeamten darum, seinen Gebieter begleiten zn dürfen, um ihn auf dem Schaffote zu entkleiden, damit die Hand eines treuen Dieners bei diesem letzten Dienste die entehrende Hand des Henkers ersetze. „Der Scharfrichter ist gut genug für ihn," antwortete einer von den Commissären. Der König zog sich von neuem zurück.

XX.

Als sein Beichtiger in das Thürmchen trat, fand er ihn, wie er sich an dem Ofen wärmte und mit wehmüthiger Freude daran zu denken schien, daß das Ende seiner Widerwärtigkeiten gekommen sei. — „Mein Gott", rief der König aus, „wie glücklich bin ich nicht, daß ich auf dem Throne meinen Glauben bewahrt habe! Wie würde es heute mit mir ohne diese Hoffnung stehen! Ja, es gibt dort oben einen unbestechlichen Richter, der gewiß im Stande sein wird, mir die Gerechtigkeit zu Theil werden zu lassen, welche mir die Menschen auf Erden verweigern!"

Der Tag begann bereits durch die Eisenstäbe und die Breter, welche das Licht des Himmels abhielten, in den Thurm zu dringen. Man hörte deutlich das Wirbeln der Trommeln, welche in allen Quartieren die Bürger unter die Waffen riefen, das Stampfen der Pferde der Gendar-

merie und das Rasseln der Kanonen und Pulverwagen, die in den Höfen des Thurmes bald hier bald dort aufgefahren wurden. Der König hörte diesen Lärm mit Gleichgültigkeit an und erklärte ihn seinem Beichtiger. — „Wahrscheinlich fängt man an, die Nationalgarde zu versammeln,“ sagte er bei dem ersten Appelschlagen. Einige Augenblicke später hörte man die Hufschläge einer zahlreichen Kavalerie auf dem Pflaster am Fuße des Thurmes erdröhnen und vernahm die Stimme der Offiziere, welche ihre Escadrons in Schlachtordnung aufstellten. — „Jetzt kommen sie,“ sagte er, indem er das Gespräch unterbrach und dann wieder aufnahm. Er war ohne Ungeduld und ohne Furcht, wie Jemand, der zuerst zu einer verabredeten Zusammenkunft eingetroffen ist und den man warten läßt. Er wartete lange. Während zwei Stunden kamen hinter einander Leute und klopften unter verschiednem Vorwande an die Thüre seines Kabinetes. Jedesmal glaubte der Geistliche, man wolle den König zum Todesgange abrufen. Der König stand ohne Unruhe auf, öffnete die Thüre, antwortete und setzte sich wieder hin. Um neun Uhr lassen sich lärmende Schritte bewaffneter Leute auf der Treppe hören; die Thüren gehen geräuschvoll auf; Santerre erscheint, von zwölf Municipalbeamten begleitet, an der Spitze von zehn Gendarmen, die er in der Stube in zwei Reihen aufstellt. Der König macht bei diesem Geräusch die Thüre seines Kabinets halb auf: „Sie wollen mich holen,“ sagt er mit fester Stimme und gebietrischer Haltung zu Santerre, „Sie können in einem Augenblick über mich verfügen, erwarten Sie mich hier!“ Er zeigt mit dem Finger auf die Schwelle seines Zimmers, macht die Thüre wieder zu und kniet vor dem Priester nieder. „Alles ist vollbracht, mein Vater,“ sagt er zu ihm, „geben Sie mir Ihren letzten Segen und beten Sie zu Gott, daß er mir bis zum letzten Augenblicke Kraft verleihe.“ Er steht wieder auf, öffnet die Thüre, schreitet mit heiterm Angesicht, die Majestät des Todes in seiner Haltung und in seinen Zügen, durch die doppelte Reihe der Gendarmen vorwärts. In der Hand hielt er ein zusammengefaltetes Papier; es war sein Testament. Er wendet sich an den ihm gegenüberstehenden Municipalbeamten: „Ich bitte Sie,“ sagt er zu ihm, „dieses Papier der Königin zu übergeben!!!“

Eine Regung des Erstaunens, welche bei diesen Worten auf den Gesichtern der Republikaner bemerkbar wird, gibt ihm zu verstehen, daß er einen falschen Ausdruck gewählt hat: „meiner Gemahlin,“ sagt er sich verbessernd. Der Municipalbeamte weicht zurück. „Das geht mich nichts an,“ sagt er rauh, „ich bin nur hier, um Sie zum Schaffot zu führen.“ Dieser Beamte war Jacques Roux, ein Priester, der seinen Stand verlassen und mit seinem Kleide sich aller christlichen Liebe entäußert hatte. „Das ist richtig,“ sagte der König leise und sichtbar traurig. Hierauf sah er die Gesichter an, wandte sich zu dem, dessen sanfterer Ausdruck ihm ein weniger unbarmherziges Herz anzeigte und näherte sich einem Municipalbeamten, Namens Gobeau. „Ich bitte Sie, übergeben Sie dieses Papier meiner Gemahlin; Sie können es lesen, es sind Verfügungen, von denen die Gemeine Kenntniß nehmen soll.“ Der Municipalbeamte nahm mit Beistimmung seiner Collegen das Testament an sich.

Clery, der wie der Kammerdiener Karl's I. besorgt war, daß, wenn der König vor Frost zitterte, es den Anschein haben möchte, als ob er vor dem Schaffote zitterte, bot ihm seinen Mantel an. „Ich brauche ihn nicht,“ sagte der König, „geben Sie mir blos meinen Hut.“ Indem er ihn nahm, ergriff er die Hand seines treuen Dieners und drückte sie stark zum Zeichen des Einverständnisses und des Abschiedes, hierauf wandte er sich zu Santerre, blickte ihm ins Gesicht und sagte mit entschlossener Geberde und dem Tone des Befehles: „Gehen wir! ....“

Santerre und seine Begleitung schienen mehr ihm zu folgen, als ihn zu escortiren. Mit festem Schritte ging der König die Thurmtreppe hinab; als er im Vorplatze den Thürschließer des Thurmes, Mathey, der ihm Tags vorher unehrerbietig begegnet war und dem er mit Heftigkeit seine Frechheit verwiesen hatte, antraf, näherte er sich ihm. „Mathey,“ sagte er zu ihm mit Herzlichkeit, „ich bin gestern etwas heftig gegen Sie gewesen; vergeben Sie es mir, um dieser Stunde willen.“ Mathey, statt ihm zu antworten, drehte den Kopf weg und zog sich zurück, als ob die Berührung eines Sterbenden ansteckend wäre.

Als der König zu Fuße über den ersten Hof ging,

wandte er sich zweimal nach dem Thurme um und richtete auf die Fenster der Königin einen Blick, in welchem seine ganze Seele allem, was er im Gefängnisse zurückließ, ein stummes Lebewohl zu sagen schien.

Am Eingange des zweiten Hofes erwartete ihn ein Wagen; zwei Gendarmen standen an der Wagenthüre; der eine stieg zuerst hinein und setzte sich auf den Vordersitz; hierauf stieg der König ein und ließ seinen Beichtiger den Platz an seiner linken Seite einnehmen; der zweite Gendarm stieg zuletzt ein und machte den Schlag zu. Der Wagen fuhr ab.

Sechzig Trommler gingen wirbelnd vor den Pferden her. Eine stets im Marsch begriffne Armee, aus Nationalgardisten, Föderirten, Linientruppen, Kavalerie, Gendarmerie und Batterien bestehend, marschirte vor, hinter und zu beiden Seiten des Wagens. Ganz Paris war in seine Häuser consignirt. Ein Tagesbefehl der Gemeine untersagte jedem Bürger, der nicht zur bewaffneten Miliz gehörte, über die in die Boulewards ausmündenden Straßen zu gehen oder sich an den Fenstern zu zeigen, wenn der Zug vorbeikäme. Selbst die Märkte waren geleert. Ein mit Wolken bedeckter Himmel, ein eisiger Nebel ließen nur einige Schritte weit den Wald von Piken und Bajonetten erkennen, die vom Bastillenplatze aus bis an den Fuß des Schaffotes auf dem Revolutionsplatze in unbeweglichen Reihen aufgestellt waren. In Zwischenräumen verstärkten diese doppelte stählerne Mauer Infanterieabtheilungen aus dem Lager bei Paris, das Gepäck auf dem Rücken und mit geladenen Gewehren, wie am Tage der Schlacht. Mit Kartätschen geladne Kanonen, brennende Lunten daneben, standen mit der Mündung gegen die hauptsächlichsten Ausgänge der Straßen, wo der Zug vorbeikam, gerichtet. Tiefes Schweigen lag wie ein Schrecken auf der Stadt. Keiner wagte es, seinem Nachbar seine Gedanken mitzutheilen. Selbst die Physiognomien waren unerschütterlich, als ob der Blick des Angebers auf ihnen ruhe; alle Gesichter, alle Geberden, alle Blicke dieser Menge zeigten etwas Stumpfes. Man hätte sagen können, Paris hätte seiner Seele sich entäußert, um zu zittern und zu gehorchen. Der König, auf dem Rücksitze des Wagens und wie verdeckt von den Bajonnetten und bloßen Säbeln

der Escorte, war kaum zu sehen. Er trug einen braunen Rock, schwarzseidne kurze Hosen, weiße Weste und Strümpfe. Sein Haar war unter seinem Hute zusammengerollt. Der Lärm der Trommeln, der Kanonen, der Pferde und die Gegenwart der Gendarmen im Wagen hinderten ihn, sich mit seinem Beichtiger zu unterhalten. Einmal nur bat er den Abbé Edgeworth, ihm sein Brevier zu leihen, und mit dem Finger und dem Auge suchte er daselbst die Psalmen auf, welche Klagen und Hoffnungen enthielten, die auf seine Lage paßten. Diese heiligen Gesänge, welche seine Lippen flüsterten und die in seiner Seele widerhallten, zogen ihn so während der ganzen Fahrt vom Gefängniß bis zum Tode von dem Lärm und dem Anblicke des Volkes ab. Der Priester betete an seiner Seite. Auf den Gesichtern der gegenübersitzenden Gendarmen drückten sich Staunen und Verwunderung über diese fromme Seelenruhe des Königs aus. Der Ruf Gnade ertönte einige Male beim Abfahren des Wagens in der am Eingang der Tempelstraße zusammengedrängten Menge. Dieser Ruf erstarb, ohne ein Echo zu finden, in dem Tumulte und in der allgemeinen Unterdrückung der öffentlichen Gefühle. Keine Beleidigung, keine Verwünschung erhob sich aus der Menge. Wenn man jeden einzelnen der zweimalhunderttausend Bürger, die bei diesem Leichenbegängnisse eines Lebenden handelnd oder als Zuschauer auftraten, gefragt hätte: Soll dieser Mann, der Einer gegen Alle steht, sterben? so würde vielleicht kein Einziger ja geantwortet haben. Aber die Lage der Dinge war durch das Unglück und die Strenge der Zeiten so gestaltet worden, daß alle, ohne zu zögern, vollführten, was jeder einzeln nicht hätte vollführen mögen. Diese Menge hinderte sich durch den Druck, den sie gegenseitig auf sich selbst ausübte, ihrer Rührung oder ihrem Schrecken nachzugeben; sie war dem Gewölbe eines Bogens gleich, wo jeder einzelne Stein zu weichen und zu fallen strebt, wo aber alle von dem Widerstande, den der Druck ihrem Falle entgegensetzt, an ihrem Platze erhalten werden.

XXI.

Zwischen den Thoren Saint-Denis und Saint-Martin, wo die zahlreichen auf den Boulevard gehenden Straßen

zusammenkommen, an einem Orte, wo die Straße breiter wird und wo ein Abhang des Bodens die Pferde langsamer gehen machte, hielt plötzlich eine Strömung in der Menge den Zug auf. Sieben oder acht junge Leute, die alle auf einmal aus der Beauregard-Straße hervorkamen, drängten sich durch die Menge, durchbrachen das Spalier und stürzten sich mit dem Säbel in der Faust auf den Wagen los, indem sie schrien: „Hierher alle, die den König retten wollen.“ Unter ihnen war der Baron von Batz, ein abenteuerlicher Verschwörer, und sein Sekretär Devaux. Dreitausend junge, insgeheim für diesen Handstreich angeworbne und bewaffnete Leute sollten auf dieses Zeichen antworten und hierauf, von Dumouriez unterstützt, in Paris einen Aufstand zu erregen suchen. Als diese unerschrockenen Verschwörer, die sich in Paris verborgen hatten, sahen, daß ihnen Niemand folgte, so brachen sie sich, von der Ueberraschung und der Verwirrung begünstigt, durch das Spalier der Nationalgarde Bahn und verloren sich in den benachbarten Straßen. Eine Abtheilung der Gendarmerie verfolgte sie und erreichte einige, die diesen Versuch mit ihrem Leben bezahlten.

Der Zug, der einen Augenblick aufgehalten worden war, ging wieder durch das schweigende und unbewegliche Volk vorwärts bis zur Ausmündung der Rue royale auf den Revolutionsplatz. Hier ließ ein Strahl der Wintersonne, welcher durch den Nebel brach, den mit hunderttausend Köpfen bedeckten Platz sehen und beleuchtete die Regimenter der Besatzung von Paris, welche das Carré um das Schaffot her bildeten, die Henker, welche ihr Opfer erwarteten und das Instrument der Hinrichtung, welches über die Menge hinaus mit blutroth angestrichnen Bretern und Pfosten hervorragte.

Dieses Instrument war die Guillotine. Diese Maschine war in Italien erfunden und von einem menschlich gesinnten berühmten Arzte in der constituirenden Versammlung Namens Guillotin in Frankreich eingeführt worden; sie war an die Stelle der schrecklichen und entehrenden Hinrichtungen getreten, welche die Revolution hatte abschaffen wollen. Außerdem war bei ihr, dem Sinne der Gesetzgeber der constituirenden Versammlung nach, der Vortheil, daß das Blut des Menschen nicht von der Hand eines andern

Menschen und oft nach einem schlechtgeführten Streiche vergossen wurde, sondern daß die Tödtung von einem Werkzeuge ohne Seele, unempfindlich wie das Holz, unfehlbar wie das Eisen vollzogen wurde. Auf das Zeichen des Nachrichters fiel das Beil von selbst. Dieses Beil, dessen Schwere durch Gewichte, die unter dem Schaffote angebracht waren, ungemein vermehrt wurde, glitt mit zugleich horizontaler und senkrechter Bewegung, wie die einer Säge zwischen zwei Fugen herab und trennte durch die Wucht seines Falles und mit der Schnelle des Blitzes das Haupt vom Rumpfe. So verschwand Schmerz und Zeit bei Erleidung der Todesstrafe. Die Guillotine erhob sich an diesem Tage mitten auf dem Revolutionsplatze vor der großen Allee des Tuileriengartens, wie zum Spott dem Palaste der Könige gegenüber, ungefähr an demselben Platze, wo heutiges Tages die der Seine zunächst liegende sprudelnde Fontaine das Pflaster unaufhörlich rein zu waschen scheint.

Seit Tagesanbruch waren die Umgebungen des Schaffots, die Brücke Ludwig's XVI., die Terrassen der Tuilerien, die Brustlehnen am Flusse, die Dächer der Häuser der Rue royale, selbst die von ihren Blättern entblößten Zweige der Bäume auf den Champs Elysées mit einer unzählbaren Menschenmenge bedeckt, welche aufgeregt das Ereigniß mit summendem Geräusche erwartete, als ob sie nicht an die Hinrichtung hätte glauben können, bis sie dieselbe mit eignen Augen gesehen. Den Platz in der unmittelbaren Nähe des Schaffots hatten aus Vergünstigung der Gemeine oder aus Gefälligkeit von Seiten der Commandanten der Truppen die Blutmenschen der Cordeliers, der Jacobiner und der Septembertage eingenommen, die unfähig waren zu zaudern, oder Mitleiden zu empfinden. Sie stellten sich selbst um das Schaffot, wie die Zeugen der Republik herum und wollten, daß die Hinrichtung vollzogen und beifällig aufgenommen würde.

Als der Wagen des Königs nahte, überkam plötzlich eine feierliche Unbeweglichkeit diese Menge und diese Männer selbst. Der Wagen hielt einige Schritte weit vom Schaffot still. Die Fahrt hatte zwei Stunden gedauert.

XXII.

Als der König bemerkte, daß der Wagen zu rollen aufgehört hatte, schlug er die Augen auf, die er auf das Buch geheftet hielt, und beugte sich wie Jemand, der einen Augenblick lang mit Lesen inne hält, an das Ohr des Priesters und sagte mit leisem fragenden Tone: „Ich glaube, wir sind angelangt?" Dieser antwortete ihm nur durch ein stummes Zeichen. Einer der drei Brüder Samson, der Scharfrichter von Paris, öffnete die Wagenthüre, die Gendarmen stiegen aus. Aber der König machte den Schlag wieder zu, legte seine rechte Hand mit einer Geberde des Schutzes auf das Knie seines Beichtigers und sagte mit Würde zu den Nachrichtern, den Gendarmen und den Municipalbeamten, die sich um den Wagen drängten: „Meine Herren, ich empfehle Ihnen diesen Herrn hier! Tragen Sie Sorge, daß ihm nach meinem Tode keine Beleidigung zugefügt wird. Ich gebe Ihnen auf, darauf zu achten." Niemand antwortete. Der König wollte diesen Auftrag den Nachrichtern noch einmal mit mehr Nachdruck wiederholen. Einer von ihnen unterbrach ihn. „Ja, ja," sagte er mit unheimlichem Tone, „sei ruhig, wir wollen für ihn Sorge tragen, laß uns machen." Ludwig stieg aus. Drei Henkersknechte umringten ihn und wollten ihn am Fuße des Schaffotes entkleiden. Er wies sie mit Majestät zurück, zog selbst seinen Rock aus, nahm sein Halstuch ab und machte sein Hemd bis auf den Gürtel blos. Die Scharfrichter drangen von neuem auf ihn ein. „Was wollt ihr machen," sagte er halblaut mit Unwillen. — „Sie binden," antworteten sie und faßten schon seine Hände, um die Stricke darum zu winden. „Mich binden!" erwiderte der König mit einem Tone, worin sich der ganze Ruhm seines Stammes gegen die Schande auflehnte. „Nein! nein! ich werde nie darein willigen! Thut euer Handwerk, aber ihr werdet mich nicht binden; verzichtet darauf!" Die Scharfrichter bestanden darauf, sprachen lauter, riefen Hülfe herbei, erhoben die Hand, machten sich bereit, Gewalt zu brauchen. Ein entwürdigender Kampf, Mann gegen Mann, schien dem Opfer noch am Fuß des Schaffotes bevorzustehen. Der

König, aus Achtung vor der Würde seines Todes und der Ruhe seiner letzten Gedanken, sah den Priester an, als ob er ihn um Rath fragen wollte. „Ew. Majestät,“ sagte der Diener Gottes, „unterwerfen Sie sich ohne Widerstand dieser neuen Schmach, als einem letzten Zug von Aehnlichkeit zwischen Ihnen und dem Gott, der Ihr Lohn sein wird.“ Der König erhob die Augen zum Himmel mit einem Ausdrucke im Blicke, in welchem Vorwurf und Ergebung zugleich zu liegen schien. „Wahrlich,“ sagte er, „ich habe nichts weniger als das Beispiel eines Gottes nöthig, um eine solche Schmach zu ertragen.“ Hierauf kehrte er sich um und reichte selbst den Scharfrichtern die Hände hin. „Thut, was ihr wollt,“ sagte er, „ich werde den Kelch bis auf den Grund leeren.“

Er stieg, vom Arm des Priesters unterstützt, die hohen und glatten Stufen des Schaffots hinauf. Die Schwere seines Körpers schien eine Niedergeschlagenheit seines Geistes anzuzeigen; allein als er auf der obersten Stufe angekommen war, verließ er schnell seinen Beichtiger, ging mit festem Schritt quer über das Schaffot hinweg, warf im Vorüberschreiten einen Blick auf das Beil und wandte sich dann plötzlich links, so daß er seinem Palaste gegenüber und auf der Seite stand, wo ihn die größte Masse des Volks sehen und hören konnte; hierauf gab er den Trommlern ein Zeichen, daß sie aufhören sollten. Die Trommler gehorchten mechanisch. „Volk,“ sagte Ludwig XVI. mit einer Stimme, die durch die Stille hallte und die deutlich am andern Ende des Platzes gehört werden konnte, „Volk! Ich sterbe frei von allen Verbrechen, welche man mir Schuld gibt! Ich verzeihe den Urhebern meines Todes und ich bitte Gott, daß das Blut, welches ihr vergießt, niemals auf Frankreich zurückfallen möge! . . .“ Er wollte fortfahren; ein Schauder durchlief die Menge. Der Chef des Generalstabes der Truppen des Lagers bei Paris, Beaufranchet, Graf d'Oyat, ein Sohn Ludwig's XV. und einer Favoritin, Namens Morphise, befahl den Trommlern, die Trommeln zu rühren. Ein ungeheures, anhaltendes Wirbeln übertäubte die Stimme des Königs und das Gemurmel der Menge. Der Verurtheilte ging allein wieder langsam auf die Guillotine zu und überlieferte sich den Scharfrichtern. Als man ihn auf das Bret

band, warf er noch einen Blick auf den Priester, der am Rande des Schaffots auf den Knien betete. Er lebte, er besaß seine Seele ganz bis zu dem Augenblicke, wo er sie durch die Hand des Henkers seinem Schöpfer wiedergab. Das Bret schlug um, das Beil glitt herab, der Kopf fiel.

Einer der Scharfrichter nahm den Kopf des Hingerichteten bei den Haaren, zeigte ihn dem Volke und besprützte die Ränder des Schaffotes mit Blute. Fanatische Föderirte und Republikaner stiegen hinauf, tauchten die Spitzen ihrer Säbel, ihrer Lanzen und Piken in das Blut und schwenkten sie unter dem Rufe: Es lebe die Republik! gen Himmel. Das Entsetzen vor dieser Handlung erstickte den nämlichen Ruf auf den Lippen des Volkes. Der Zuruf glich eher einem ungeheuern Klagelaute. Artilleriesalven verkündigten den entferntesten Vorstädten, daß das Königthum mit dem Könige hingerichtet worden war. Die Menge verlief sich schweigend. Die Ueberreste Ludwig's XVI. wurden in einem bedeckten Karren auf den Magdalenenkirchhof gebracht und in die Grube wurde Kalk geworfen, damit die Gebeine des Opfers der Revolution verzehrt und nicht später Reliquien des Royalismus würden. Die Straßen wurden leer. Banden von bewaffneten Föderirten durchzogen die Quartiere von Paris, indem sie den Tod des Tyrannen verkündigten und den blutdürstigen Refrain der Marseillaise sangen. Keine Begeisterung antwortete ihnen, die Stadt blieb stumm. Das Volk verwechselte eine Hinrichtung nicht mit einem Siege. Bestürzung war mit der Freiheit in die Wohnungen der Bürger eingezogen. Der Körper des Königs war noch nicht auf dem Schaffote erkaltet, als das Volk schon an dem Akte, den es vollzogen, zweifelte und sich mit einer, Gewissensbissen ähnlichen Aengstlichkeit fragte, ob das Blut, welches es vergossen, ein Flecken auf dem Ruhme Frankreichs oder das Siegel der Freiheit wäre? Das Gewissen der Republikaner selbst gerieth vor diesem Schaffote in Unruhe. Der Tod des Königs ließ der Nation ein Problem zu lösen übrig.

XXIII.

Dreiundfunfzig Jahre sind seit diesem Tage verflossen; dieses Problem bewegt noch immer das Gewissen des mensch-

lichen Geschlechtes und theilt die Geschichte selbst in zwei Parteien. Je nach dem verschiednen Standpunkte der Betrachtung zählt dieser Akt als Verbrechen oder als Stoicismus. Den einen erscheint er wie Vatermord, den andern ist er eine Heldenthat, durch welche die Freiheit selbst sich Gerechtigkeit verschaffte, ein politischer Akt, der mit Königsblut die Rechte des Volks aufschrieb, der für alle Zeiten Königthum und Frankreich einander feindlich gegenüber stellen sollte, der Frankreich keine andre Wahl gestattete, als die Rache der Despoten über sich ergehen zu lassen, oder sie zu besiegen, und so die Nation zwang, den Sieg zu erringen, da bei der Größe des Vergehens Vergebung unmöglich war.

Was uns betrifft, die wir dem Opfer Gerechtigkeit und Mitleiden, aber auch den Richtern Gerechtigkeit schuldig sind, so fragen wir jetzt am Schlusse dieser traurigen Erzählung: wer soll angeklagt, wer losgesprochen werden? Der König, seine Richter, die Nation, das Schicksal? Und wenn es möglich ist, unparteiisch zu bleiben, wenn das Gemüth ergriffen ist, so wollen wir folgende Frage stellen, bei der die Geschichte zaudert, die Gerechtigkeit zweifelt, die Menschheit zittert: Hatte die Nation das Recht, Ludwig XVI. gesetzlich und mit Beobachtung der Form zu richten? — Nein: denn wer Richter sein soll, muß unparteiisch und unbetheiligt sein, und die Nation war weder das Eine noch das Andre. In dem furchtbaren aber nothwendigen Kampfe, den Königthum und Freiheit unter dem Namen Revolution mit einander um die Freisprechung oder die Unterjochung der Bürger führten, personificirte Ludwig XVI. den Thron, die Nation dagegen die Freiheit. Ihre Schuld war dies nicht, denn es lag in ihrem Wesen. Darum waren alle Versuche friedlicher Einigung vergeblich. Jedem Willen zum Trotz bekämpften sich die in jeder verschiednen Wesenheit begründeten Gegensätze. Für beide Gegner, König und Volk, von denen der eine die Rechte der Nation behaupten, der andre entreißen wollte, gab es kein andres Gericht, als den Kampf, keinen andern Richter, als den Sieg. Hiermit wollen wir nicht sagen, daß nicht noch über beiden Parteien ein moralisches Princip der Sache und der Handlungen gestanden habe, welches den Sieg selbst richtet. Diese Gerech-

tigkeit geht niemals unter, selbst wenn das Ansehen der Gesetze vernichtet und Staaten umgestürzt werden; nur hat sie keinen Gerichtshof, vor den sie gesetzlicher Weise die Angeklagten vorladen könnte; sie ist die Staatsgerechtigkeit, die Gerechtigkeit, die weder Richter noch geschriebne Gesetze hat, die aber ihre Urtel im Gewissen ausspricht und deren Gesetzbuch die Billigkeit ist.

Ludwig XVI. konnte in Rücksicht auf Politik und Billigkeit nur durch einen Staatsproceß gerichtet werden.

Besaß die Nation das Recht, ihn so zu richten? Das heißt so viel als fragen: besaß sie das Recht, ihn zu bekämpfen und zu besiegen, das heißt fragen: ist der Despotismus unverletzlich, ist die Freiheit eine Auflehnung gegen das Gesetz, gibt es im Himmel nur für die Könige Gerechtigkeit, gibt es für die Völker kein andres Recht als das, zu dienen und zu gehorchen? Schon der bloße Zweifel ist eine Ruchlosigkeit gegen die Völker.

Die Nation, welche in sich selbst die unveräußerliche Souverainetät trug, die auf der Vernunft, auf dem Rechte beruht und auf dem Willen jedes Einzelnen der Bürger, die in ihrer Gesammtheit das Volk ausmachen, hatte gewiß auch die Befähigung, die äußere Form ihrer Souverainetät zu verändern, ihre Aristokratie niederzudrücken, ihrer Kirche die Güter zu nehmen, ihrem Throne eine niedrigere Stelle anzuweisen oder ihn ganz verschwinden zu lassen, um selbst durch ihre eignen Obrigkeiten zu regieren. Sobald nun die Nation das Recht hatte, zu kämpfen und sich frei zu machen, besaß sie auch im nämlichen Augenblicke das Recht, die Ergebnisse ihres Sieges zu überwachen und zu befestigen. Wenn also Ludwig XVI., ein König, dem erst vor kurzem die Allmächtigkeit entzogen worden, ein König, dem jede Wiedererstattung der Gewalt an das Volk als Verlust der Krone erscheinen mußte, der nicht zufrieden gestellt mit dem Antheile an der Regierung, der ihm geblieben, den andern Theil wieder zu erlangen trachtete, der hin- und hergezogen wurde, hier von einer anmaßenden Versammlung, dort von einer unruhigen Königin, von einem gedemüthigten Adel, vom Klerus, der den Himmel zu Hülfe rief, von einer unversöhnlichen Emigrantenschaar, von seinen Brüdern, die in seinem Namen in ganz Europa der Revolution Feinde zu

erwecken suchten; wenn Ludwig XVI. als König der Nation als eine lebendige Verschwörung gegen ihre Freiheit erschien; wenn die Nation ihn im Verdachte hatte, in seinem Herzen eine entschwundne Gewalt zu betrauern, mit Vorsatz die neue Constitution zum Straucheln zu bringen, um von ihrem Falle Nutzen zu ziehen, der Freiheit Fallen zu stellen, sich über die Anarchie zu freuen, das Vaterland zu entwaffnen, ihm insgeheim Unglücksfälle zu wünschen, mit seinen Feinden in Verbindung zu stehen — dann hatte die Nation auch das Recht, ihn auf seinem Throne zur Verantwortung zu ziehen, ihn von demselben herabsteigen zu lassen, ihn vor die Schranken des Gerichts zu fordern und ihn im Namen ihrer eignen Diktatur und ihres eignen Wohles abzusetzen. Hätte die Nation dieses Recht nicht gehabt, so wäre ja in der neuen Constitution das Recht, die Völker unbestraft zu verrathen, eins der königlichen Vorrechte gewesen!

XXIV.

Wenn wir soeben gesehen haben, daß kein geschriebnes Gesetz auf den König seine Anwendung finden konnte, und daß, da seine Richter zu gleicher Zeit seine Feinde waren, das Gericht, welches über ihn gehalten wurde, kein legales Gericht, sondern eine große Staatsmaßregel sein konnte, deren Billigkeit allein die Beweggründe erwägen und das Urtel sprechen konnte, was sagte die Billigkeit und welche Strafe konnte sie verhängen, wenn der Sieger das Recht hat, dem Besiegten eine Strafe aufzuerlegen?

Ludwig XVI., der königlichen Würde verlustig, entwaffnet und gefangen, vielleicht schuldig im strengsten Sinne des Worts, war er schuldig seinen Gesinnungen nach, wenn der moralische und geistige Zwang, den seine traurige Lage ihn erleiden ließ, in Anschlag gebracht wird? War er Tyrann? Nein. War er Unterdrücker des Volks? Nein. Ein Begünstiger der Aristokratie? Nein. War er Feind der Freiheit? Nein. Von seiner Thronbesteigung an gab seine Regierung Zeugniß, wie er mit philosophischem Scharfblick aus Liebe zu seinem Volke dazu geneigt war, das Königthum gegen die Versuchungen des Despotismus zu verwahren, den Gesetzen vom Throne aus Geltung zu verschaffen,

die Nation selbst zu Rathe zu ziehn, und durch und in sich die Rechte und die Interessen des Volks zur Herrschaft zu bringen. Revolutionairer Fürst, hatte er selbst die Revolution für sich zu Hülfe gerufen. Er hatte ihr viel geben wollen; sie wollte ihm noch mehr entreißen: daher kam der Kampf.

Bei diesem Kampfe ist jedoch der König nicht von allem Vorwurfe frei zu sprechen. Der Mangel an Einheit und die Reue bei den Maßregeln, die er ergriff, verrieth Schwäche und hatte oft den stürmischen Auftritten und den Attentaten von Seiten des Volks als Vorwand gedient. So hatte Ludwig XVI. die Reichsstände zusammenberufen; er wollte das Recht der Berathung beschränken und der moralische Aufstand bei Gelegenheit des Schwurs im Ballhause hatte ihn zur Nachgiebigkeit genöthigt. Er hatte gewagt, die constituirende Versammlung durch Zusammenziehung von Truppen bei Versailles einzuschüchtern und das Volk nahm die Bastille ein und brachte die Gardes-Françaises auf seine Seite. Er hatte daran gedacht, den Sitz der Nationalversammlung von der Hauptstadt zu entfernen, und der Pariser Pöbel war nach Versailles gezogen, in seinen Palast gedrungen, hatte seine Garden gemordet und seine Familie in den Tuilerien gefangen gehalten. Er hatte zu fliehen versucht, um bei seiner Armee und selbst bei einer fremden Armee eine Zuflucht zu suchen, und die Nation hatte ihn wieder gefesselt auf seinen Thron zurückgeführt und ihm die Constitution von 91 aufgenöthigt. Er hatte mit den Emigranten und mit den Königen, die ihn rächen sollten, verhandelt und der Pariser Pöbel hatte den 20. Juni gemacht. Er hatte Gesetzen, die der Wille des Volks hervorgerufen, seine Bestätigung versagt und die Girondisten, vereint mit den Jacobinern, hatten den 10. August gemacht. Je nach dem verschiednen Gefühle, welches bei der Betrachtung dieser Wechselfälle seiner Regierung von Anfange der Revolution an vorherrschte, gab es Gelegenheit, den König anzuklagen oder zu bedauern. Er war weder unbedingt unschuldig, noch unbedingt schuldig; er war vor Allem unglücklich. Wenn das Volk ihm Schwäche und Verrath vorwerfen konnte, so hatte er, der König dem Volke Aeußerungen zügelloser Ungebundenheit vorzuwerfen. Die

Wirkung und die Gegenwirkung, der Schlag und der Gegenschlag waren wie in einem Gefechte von beiden Seiten mit solcher Schnelligkeit auf einander gefolgt, daß sich schwer entscheiden ließ, wer zuerst angegriffen hatte. Die Fehler waren gegenseitig, das Mistrauen auf beiden Seiten, die Gefahren gleich. Wer hatte da das Recht, den andern zu verdammen und ihm mit Gerechtigkeit und Unparteilichkeit zu sagen: Du mußt sterben? Keiner von beiden. Der König konnte im Fall des Sieges ebenso wenig das Volk richten, wie das Volk den König gesetzlich nicht richten konnte. Es gab hier keinen, der vor Gericht gestellt werden konnte; es gab nur einen Besiegten. Der legale Proceß war eine erheuchelte Gerechtigkeit; das Beil allein war logisch. Robespierre hatte es gesagt. Aber, wenn das Beil nach dem Kampfe einen entwaffneten Mann im Namen seiner Feinde trifft, wie heißt das in allen Sprachen? Ein mit kaltem Blute verübter Mord, der nicht zu entschuldigen ist, sobald er ohne Nothwendigkeit begangen wird, mit einem Worte: eine Hinopferung.

XXV.

Was den Conventsmitgliedern das Heil der Republik und die Sicherheit der Revolution geboten, war: Ludwig XVI. abzusetzen, ihn aus dem Lande zu verbannen oder ihn im Bereich desselben auf solche Weise zu halten, daß er weder Verschwörungen anstiften noch sonst schaden konnte. Einen gefangnen und wehrlosen Mann opfern, war ein Zugeständniß, das dem Zorn oder der Furcht gemacht wurde. In dem einen Falle Rache, in dem andern Feigheit, blieb es stets Grausamkeit. Einen Besiegten fünf Monate nach dem Siege hinopfern, war eine unbarmherzige That, selbst wenn der Besiegte schuldig, selbst wenn er gefährlich war. Das Mitleiden ist kein leeres Wort unter den Menschen. Es ist ein natürliches Gefühl, welches dem Starken eingibt, nach Verhältniß der Schwäche oder des Unglücks der Opfer seine Hand weniger schwer auf ihnen ruhen zu lassen. Es ist eine edelmüthige Gerechtigkeit des menschlichen Herzens, die schärfer sieht und untrüglicher ist, als die unerbittliche Gerechtigkeit des Verstandes. Darum haben alle Völker

eine Tugend daraus gemacht. Wenn gänzlicher Mangel des Mitleidens dem Despotismus als Verbrechen angerechnet wird, warum sollte er in Republiken Tugend sein? Wechseln denn Tugend oder Laster den Namen, je nach der Partei? Haben die Völker nicht nöthig Großmuth zu zeigen? Nur ihre Feinde würden eine solche Behauptung wagen, um sie zu entehren. Ihre Stärke selbst gebietet ihnen, sich großmüthiger zu zeigen, wie ihre Tyrannen!

XXVI.

War endlich der Mord des Königs nothwendig zum Besten des öffentlichen Wohles? Hier muß zuerst gefragt werden, ob dieser Mord gerecht war, denn nichts an sich selbst Ungerechtes kann für die Sache der Nationen nothwendig sein. Das Recht, das Schöne, das Heilige an der Sache der Völker besteht in der vollkommnen Sittlichkeit ihrer Thaten. Wenn sie sich von der Gerechtigkeit lossagen, verlieren sie ihre Fahne. Sie sind dann nur Freigelassne des Despotismus, welche die Laster ihrer Herrn nachahmen. Ein Bajonnet mehr oder weniger in der Wagschale, in welcher das Schicksal der Republik aufgewogen wurde, war von mehr Gewicht als das Leben oder der Tod Ludwig's XVI., des entthronten und gefangnen Königs. Sein Blut war eine bestimmtere Kriegserklärung, als seine Absetzung. In den diplomatischen Versammlungen der Höfe, die der Revolution widerstrebten, war sein Tod ein dringenderer Bestimmungsgrund zu feindseligem Angriff als seine Gefangenschaft. Ludwig XVI. war ein Fürst, der in vierjährigem, ungleichem Kampfe mit der Nation sich erschöpft und seine Popularität verloren hatte, der zwanzig Mal der Willkür des Volkes preisgegeben, der in keinem Ansehn bei den Soldaten stand; schon so oft war die Furchtsamkeit und Unschlüssigkeit seines Charakters erprobt worden und er von Demüthigung zu Demüthigung stufenweise vom Throne herab bis zum Gefängnisse gestiegen; — er war der einzige Fürst seines Stammes, für den keine Möglichkeit mehr bestand, daran zu denken, zu regieren. Außerhalb des Landes hatte er durch seine Zugeständnisse sein Ansehn verloren; innerhalb desselben würde er die geduldige, ungefährliche Geisel der

Republik, die Zierde ihres Triumphes, der lebende Beweis ihrer Großmuth gewesen sein. Sein Tod im Gegentheil entfremdete der französischen Sache den unermeßlichen Theil der Bevölkerungen, der die menschlichen Begebenheiten nur mit dem Herzen richtet. Die menschliche Natur ist voll Pathos. Die Republik vergaß es; sie gab dem Königthum Etwas, was dem Märtyrerthume, der Freiheit Etwas, was der Rache nahe kam. Sie bereitete so eine Gegenwirkung gegen die republikanische Sache vor und stellte auf die Seite des Königthums das Gefühl, das Interesse, die Thränen eines Theils der Völker. Wer kann leugnen, daß das Mitleiden mit dem Schicksale Ludwig's XVI. und seiner Familie nicht sehr dazu beigetragen habe, das Königthum einige Jahre später wieder stärker auftreten zu lassen. Eine verlorne Sache erhält zuweilen wieder Geltung, und die Gründe dazu muß man oft nur in dem Blute der Opfer, die durch die entgegengesetzte Sache auf schmähliche Weise hingeopfert wurden, suchen. Das öffentliche Gefühl beruhigt sich, wenn es einmal durch ein Unrecht in Aufregung gebracht worden ist, nicht eher wieder, als bis es sich gleichsam durch eine glänzende und unerwartete Genugthuung von der Schuld befreit hat. Ludwig's XVI. Blut war mit Ursache aller der Verträge, welche die Mächte Europas mit einander schlossen, um die Republik anzuschuldigen und zu erdrücken; Blut von Ludwig XVI. war in dem Oele, mit welchem Napoleon so kurze Zeit nachher, nachdem der Freiheit Eide geschworen worden waren, gesalbt wurde; Ludwig's XVI. Blut führte die moralische Begeisterung herbei, welche die Rückkehr der Bourbonen bei der Restauration in Frankreich entflammte; selbst 1830 trug es zu dem Widerwillen gegen den Namen der Republik bei, welcher die unschlüssige Nation einer andern Dynastie in die Arme warf. Die Republikaner müssen am meisten bedauern, daß Ludwig's XVI. Blut vergossen worden ist, denn auf ihre Sache ist es beständig wieder zurückgefallen und dieses Blut hat ihnen die Republik gekostet.

XXVII.

Was die Richter betrifft, so liest Gott allein im Gewissen der Individuen. Die Geschichte liest nur im Gewissen

der Parteien. Die Absicht allein macht das Verbrechen oder die Erklärung solcher Thaten aus. Die einen stimmten für den Tod des Königs, weil sie auf das innigste von der Nothwendigkeit überzeugt waren, das lebendige Zeichen des Königthums zu unterdrücken, indem sie das Königthum selbst abschafften; die andern, um die Könige von Europa auf unerschrockne Weise herauszufordern, die nach ihrer Meinung sie nicht genug für Republikaner halten würden, so lange sie nicht einen König hingerichtet hätten; diese, um den unterjochten Völkern ein Zeichen und ein Beispiel zu geben, die ihnen die Kühnheit mittheilen sollten, sich von der abergläubischen Anhänglichkeit an die Könige loszumachen; jene, weil sie fest von der Verrätherei Ludwig's XVI. überzeugt waren, welchen ihnen die Presse und die Rednerbühne der Clubs seit Beginn der Revolution als einen Verschwörer schilderten; einige, aus Ungeduld über die Gefahren des Vaterlandes, einige andre, wie die Girondisten mit Widerwillen und aus ehrgeizigem Wetteifer, wer der Republik das unverkennbarste Unterpfand gäbe; einige, von der hinreißenden Gewalt dazu gebracht, welche schwache Gemüther im Strome öffentlicher Versammlungen mit fortreißt; andre, aus jener Feigheit, welche plötzlich das Herz überrascht und dazu bringt, das Leben eines andern preiszugeben, wie man sein eignes Leben preisgibt; eine große Anzahl endlich stimmten für den Tod mit Ueberlegung aus stoischem Fanatismus, der sich weder über die Unzulänglichkeit der Verbrechen, noch über die Unregelmäßigkeit der Formen, noch über die Grausamkeit der Strafe, noch über die Rechenschaft, welche die Nachwelt einst von ihrem Andenken fordern würde, täuschten, welche aber die Freiheit für heilig genug hielten, um durch ihre Begründung das, was ihrem Votum an Gerechtigkeit fehlte, zu ersetzen, und für unversöhnlich genug, um ihr ihr eignes Mitleiden zu opfern!

XXVIII.

Alle täuschten sich. Indessen kann die Geschichte, selbst wenn sie anklagt, nicht verkennen, daß, mitten unter allen politischen Folgen der Hinrichtung Ludwig's XVI., welche mit der Billigkeit in Widerspruch standen, für das Gefühl

grausam und für die Freiheit verderblich waren, dieses Blutgerüst eine Gewalt in sich schloß. Dies war die Gewalt verzweifelter Auswege und unwiderruflicher Entschlüsse. Diese Hinrichtung setzte Frankreich der Rache der Throne aus und gab so der Republik auf grausame Weise die krampfhafte Stärke der Nationen, die Stärke der Verzweiflung. Europa hörte es; Frankreich antwortete. Die Vergleiche, die Unschlüssigkeit, die Unterhandlungen hörten auf; und der Tod, in der einen Hand das königsmörderische Beil, in der andern die dreifarbige Fahne, wurde als der alleinige Unterhändler und als Richter zwischen der Monarchie und der Republik, zwischen der Sklaverei und der Freiheit, zwischen der Vergangenheit und der Zukunft der Nationen angenommen.

Sechsunddreissigstes Buch.

I.

Die großen Katastrophen in der Geschichte üben Rückwirkungen auf die Einbildungskraft der Menge aus, die noch stärker von gewissen Menschen empfunden werden, die, so zu sagen, die Gabe besitzen, in sich den Eindruck Aller zusammenzufassen und die Exaltation, welche diese Katastrophen ihnen einflößen, bis zum Wahnsinn, bisweilen bis zum Verbrechen treiben zu können. Der Tod Ludwig's XVI., das Erstaunen, die Entweihung und der Schmerz brachten jene Bewegung der Gemüther im ganzen Reiche hervor. Alle die, welche den Stoicismus der Richter nicht theilten, wurden von Entsetzen und Bestürzung ergriffen. Ein großer Frevel schien ihnen auf die Nation, die ihn geübt oder doch geduldet hatte, eine jener Racheſtrafen des Himmels herabzurufen, bei denen er für das Blut eines einzigen Gerechten das Blut eines ganzen Volkes fordert. Es starben Menschen vor Schmerz, als sie hörten, daß diese Hinrichtung vollzogen sei; andere verloren den Verstand darüber. Frauen stürzten sich von dem Dache ihres Hauses auf die Straße und von den Brücken von Paris in die Seine herab. Schwestern, Töchter, Frauen, Mütter von Conventsmitgliedern brachen in Vorwürfe gegen ihre Männer und Söhne aus. Die

Hinrichtung selbst war noch nicht vollzogen, als für das Todesurtheil Ludwig's XVI. schon Rache genommen wurde in dem Blute eines seiner bedeutendsten Richter.

Michel Lepelletier de Saint-Fargeau, der Abkömmling einer alten Familie der Magistratur, Besitzer eines unermeßlichen Vermögens im Departement der Yonne, ein Mann von größerem Ehrgeize als Talente, hatte anfangs die königliche Gewalt in den Reichsständen vertheidigt. Als er nach der constituirenden Versammlung den Sturz der Monarchie voraussah, hatte er sich auf seine Güter zurückgezogen und war zu der Volkspartei übergegangen mit dem zur Schau getragenen Eifer und der Dienstbeflissenheit eines Mannes, der viel wieder gut zu machen hat. Er wurde der Mittelpunkt des Parteitreibens in seinem Departement, die Seele der Clubs, der Anstifter der Volksbewegungen und wurde zu Sens zum Mitgliede des Nationalconvents gewählt. Der Erzbischof von Sens, Loménie de Brienne, vormaliger Minister Ludwig's XVI., ein offener Ueberläufer von der Kirche zur Philosophie, hatte in bürgerlicher Kleidung und rother Mütze der Wahl Michel Lepelletier's beigewohnt. Adel und Aristokratie dankten auf diese Weise, die Füße in Blut, in die Hände des Volkes ab. Der Erzbischof von Sens, der die schrecklichen Wechselfälle einer Popularität, die solche Opfer forderte, voraussah, führte schon ein Gift bei sich, das ihm von Cabanis bereitet und von Condorcet geschickt worden war, dessen er sich einige Monate später bedienen sollte. Lepelletier de Saint-Fargeau fühlte schon den Dolch eines Royalisten ahnend voraus. Der Eine wie der Andre sollten bald Märtyrer ihrer neuen Sache werden, der eine durch seine eigne Hand, der andere durch die Hand eines Mörders.

Bedeutender durch seine Geburt und seinen Reichthum als durch Rednertalent, hatte Lepelletier de Saint-Fargeau im Convent und bei den Jacobinern eine Art von Einfluß, welchen alte Namen, die man zu achten gewohnt ist, eine Zeit lang bei den Parteien behaupten, zu denen sie herabsteigen. Er führte bisweilen den Vorsitz bei den Jacobinern; er kam dem Willen Robespierre's zuvor. Niemand versteht besser den Meistern des Volks zu schmeicheln, als ein Aristokrat, der die Schmeichelei an den Höfen gelernt hat. Er

ging viel mit dem Herzog von Orleans um und dachte, wie man sagte, an eine Heirath seiner einzigen Tochter mit dem ältesten Sohne dieses Prinzen. Die Größe der Mitgift sollte die Ungleichheit des Namens ausgleichen und die Uebereinstimmung der revolutionären Grundsätze den Abstand des Rangs aufheben. Sein Reichthum und sein Einfluß in den Departements von Burgund reihten zehn bis zwölf Mitglieder des Convents um ihn, die auf seine Abstimmung sahen, um sich darnach zu richten. Diese zwölf Stimmen, die sich auf einen Wink Saint-Fargeau's hierhin und dorthin wendeten, machten einen Unterschied von vierundzwanzig Stimmen im Processe des Königs aus. Bei der Unentschiedenheit und der Schwankung der Abstimmungen konnte die Verantwortlichkeit für das Leben oder den Tod Ludwig's XVI. auf Lepelletier ruhen. Die Royalisten wußten das. Geheimnißvolle dringende Bitten waren an Saint-Fargeau ergangen; er hatte ein Votum der Milde versprochen. Die Jacobiner, von diesen Unterhandlungen unterrichtet, hatten verlangt, daß er sie durch eine Handlung Lügen strafe, die seinen Kopf zum Pfande einsetze; er hatte ein unbeugsames Votum versprochen. In der Stunde der Entscheidung hatte er den Jacobinern Wort gehalten und für den Tod gestimmt. Die Royalisten hatten diesem Votum doppelt geflucht. Der Königsmord war auch noch ein Verrath in ihren Augen.

II.

Unter diesen Royalisten war ein junger Mann, Namens Pâris, der Sohn eines Beamten in der Güterverwaltung des Grafen von Artois. Pâris war in die constitutionelle Garde des Königs eingetreten zu einer Zeit, wo ein lebendiger Eifer alles, was von Vertheidigern des Königs noch übrig war, in diese Truppe vereinigt hatte. Seit der Errichtung der constitutionellen Garde war er in Paris geblieben, auf jede Gelegenheit lauernd, sich seiner Sache zu opfern. Mit einer kühnen Haltung, einem unerschrocknen Herzen und einer sichern Hand begabt, zeigte er sich bewaffnet an allen öffentlichen Orten, ermuthigte die Royalisten, trotzte den Jacobinern, schalt das Volk aus, wiegelte die

Frauen auf und wußte sich immer dem Hasse der Jacobiner zu entziehen durch die Kraft seines Säbels und die Geheimhaltung seines Asyls. Dieser junge Mann gehörte unter die Zahl derer, welche die Bedeckung des Königs angreifen sollten, wenn man ihn zur Hinrichtung führte und die einen Aufstand anzuzetteln suchten, um die Thore des Tempels zu sprengen. Er hatte bis zum letzten Augenblick gehofft, der Convent werde den Königsmord nicht vollführen. Bei der Nachricht des Todesurtheils und der Verweigerung der Frist steigerte sich seine Wuth und sein Schmerz bis zur Raserei. Er fühlte in sich das unwiderstehliche Bedürfniß, das bisweilen leidenschaftliche Seelen erfaßt, ganz allein gegen ein Volk zu protestiren. Er umarmte seine Geliebte, eine junge Parfümeriehändlerin im Palais Royal, die ihm ein Asyl gab, wie zu einem ewigen Abschiede. Er verbarg seinen Säbel unter seinen Mantel und ging aus, ohne zu wissen, was er thun werde, aber entschieden etwas zu thun, woran man denken solle.

In dieser Stimmung irrte Pâris lange Zeit umher unter dem Säulengange und in den Höfen des Palais-Royal, in der Hoffnung, daß ihm der Zufall den Herzog von Orleans als Opfer zuführen werde. Der Zufall täuschte seine Erwartung. Der Prinz erschien nicht. Pâris trat mit einem seiner Freunde bei einem Restaurateur des Palais-Royal, Namens Fevrier ein. Die im Souterrain gelegnen Räume dieses Restaurateurs glichen durch Kellerlöcher spärlich erleuchteten Kellern. Eine Zurschautragung von Aermlichkeit, die in jenen Tagen, wo der Reichthum den Verdacht der Aristokratie auf sich zog, allgemein verbreitet war, hatte an diesem Tage den reichen Lepelletier in die Keller Fevrier's geführt. Er aß an einem kleinen Tische in einem kleinen Zimmer allein zu Mittag, das in der Nähe des Tisches von Pâris lag. Die fieberhafte Aufregung verhinderte den jungen Mann zu essen. Er unterhielt sich halblaut mit seinem Freunde über die Abstimmung vom vorigen Tage, über die Feigheit des Volkes. Seine übelverhaltne Wuth trat aus dem Tone seiner Stimme und seinen Mienen hervor. Seine Nachbarn, die ihn betrachteten, ahnten unbestimmt in ihm einen Wahnsinnigen oder einen Verbrecher. Sein Begleiter sprach halblaut mit ihm, weniger

wie ein Freund, der abmahnt, als wie ein Mitschuldiger, der anfeuert. Zwei oder dreimal erhob sich Pâris während des Mahles mit convulsivischer Heftigkeit, ging hinaus und kam wieder, wie ein Mensch der Jemand auflauert. Nach Beendigung der Mahlzeit kreuzte er die Arme über die Brust, senkte den Kopf und schien zu überlegen. Seine verstörten Augen glitten mechanisch über die Gesichter seiner Tischgenossen, die alle an abgesonderten Tischen saßen. Als nun Jemand Lepelletier bei seinem Namen nannte, näherte sich ihm Pâris, der weder das Gesicht noch das Votum des Repräsentanten von Sens kannte. „Heißen Sie Saint-Fargeau?" sagte er, sich an den Deputirten wendend. „So heiße ich," antwortete Saint-Fargeau. „Was wollen Sie von mir?" — „Sie haben die Miene eines rechtschaffnen Mannes; Sie haben nicht für den Tod des Königs gestimmt, nicht wahr?" — „Sie irren sich, mein Herr," erwiderte Saint-Fargeau mit schmerzlichem und festem Tone; „ich habe dafür gestimmt, weil mir mein Gewissen dieses Votum gebot." — „Du hast für den Tod gestimmt; nun denn, da, hier hast Du Deinen Lohn." Mit diesen Worten machte Pâris eine Bewegung, um seinen Mantel zurückzuschlagen und den Griff seines Säbels zu suchen. Saint-Fargeau erhebt sich, ergreift ein Messer und streckt die Hände aus, um sich zu schützen. Aber Pâris, schneller als der Gedanke, zieht seinen Säbel, stößt ihn Lepelletier ins Herz und entflieht durch einen Corridor. Saint-Fargeau, der sterbend auf ein Bett getragen wird, frug, wer der Mensch gewesen sei, der ihn verwundet habe. Wenige Minuten darauf gab er seinen Geist auf.

Man legte ihm bei diesem Todeskampfe die erhabene Freudigkeit und die hingebenden Worte eines Märtyrers unter. Diese prunkenden Worte verbreitete man unter dem Volke, um zu dem Abscheu gegen den royalistischen Thäter auch noch die Verehrung des Opfers zu fügen. Der Dolchstoß Pâris' hatte aus Lepelletier einen großen Mann gemacht. Ein Decret öffnete seinem Sarge das Pantheon. Man bereitete eine Nationaltodtenfeier für ihn vor, weniger um sein Andenken zu ehren, als um eine feierliche Rache an der Parteimeinung zu üben, die ihn getödtet hatte.

Des Abends drängten sich im Palais-Royal an der

Thüre des Restaurateurs wüthende Gruppen um die Bahre, auf der man den entseelten Leichnam Lepelletiers wegtrug. Volksredner erzählten mit Ausschmückungen die nähern Umstände seines Todes und stellten ihn als die erste Handlung einer ungeheuern Verschwörung dar, die das Leben aller dem Volke getreuen Deputirten bedrohe. Das Palais-Royal funkelte von bloßen Säbeln, die zur Rache für Saint-Fargeau gezogen waren. Pâris ging mit seinem Freunde im Garten spazieren. Einer der Royalisten, der Zeuge des Mordes gewesen war und ihm begegnete und erkannte, machte ihm ein Zeichen des Schreckens und des Erstaunens. „Mein Tagewerk ist noch nicht vollbracht," sagte Pâris ganz leise zu ihm; „ich werde den finden, den ich suche, hier oder im Convente und ich werde ihn zu dem Andern schicken." Die Polizei, die den Mörder überall suchte, nur nicht auf dem Schauplatze des Verbrechens selbst, ließ ihn diese ganze Nacht und alle Nächte der nächsten Woche sich ungestraft im Palais-Royal zeigen.

Er verließ Paris acht Tage nach seinem Verbrechen mit seiner Geliebten und seinem Bruder, einem Knaben von zwölf Jahren. Er hatte dieselbe Kleidung beibehalten, die er am Tage des Mordes trug. Er hoffte sich in Dieppe nach England einzuschiffen. Seine Geliebte und sein Bruder begleiteten ihn nur bis Gisors; von da aus reiste er allein zu Fuße auf Richtwegen nach der kleinen Stadt Forges-les-Eaux. Er trat in eine Herberge in der Vorstadt und verlangte ein Abendessen und ein Bett. In Erwartung des Mahls näherte er sich dem Kaminfeuer in der Gaststube. Einige Hausirer unterhielten sich untereinander von den Tagesereignissen. „Was denkt man hier," fragte er sie mit scheinbarer Gleichgültigkeit, „von der Verurtheilung und der Hinrichtung des Königs?" — „Man denkt," antwortete ihm ein Kaufmann, „daß man Recht gethan hat, ihn umzubringen, und daß man hätte alle Tyrannen mit demselben Streiche umbringen müssen." Die Entrüstung Pâris' war stärker als seine Klugheit und verrieth sich bei dieser Antwort durch eine unwillkürliche Bewegung. „Ich soll also," murmelte er laut genug, um verstanden zu werden, „überall nur Mörder meines Königs finden" und zog sich in das Zimmer zurück, das man ihm hergerichtet hatte. Er

aß ruhig zu Abend. Die Leute, welche ihn durch eine Glasthüre beobachteten, sahen ihn zu wiederholten Malen seine rechte Hand küssen, wie um ihr für die Gerechtigkeit zu danken, die sie geübt hatte. Nach dem Abendessen verlangte er Dinte und Feder. Er schrieb auf sein Patent als Gardist des Königs einige Zeilen, verbarg ein Pistol unter sein Kopfkissen und legte sich nieder.

Die Hausirer und der Wirth indessen weckten am frühen Morgen den Maire und die Gendarmerie von Forges aus dem Schlafe und theilten ihnen die Vermuthungen mit, die die Geberden und die Worte eines verdächtigen Reisenden den Abend vorher in ihnen erweckt hatten. Die Municipalbeamten, mit ihrer dreifarbigen Schärpe bekleidet und die Gendarmen mit dem bloßen Säbel in der Hand, traten in das Zimmer Pâris' ein. Er schlief fest. Man weckte ihn. Er betrachtete, ohne unruhig zu werden, die Gendarmen. „Ihr seid es," sagte er zu ihnen, „ich erwartete euch." — „Zeigen Sie uns Ihren Paß." — „Ich habe keinen." — „So kommen Sie mit uns auf das Stadthaus." — „Ich gehe mit euch." — Mit diesen Worten fuhr er unbemerkt mit der Hand unter das Kopfkissen, zog das Pistol hervor und zerschmetterte sich den Schädel, ehe die Gendarmen seine Bewegung hatten bemerken und verhindern können. Man fand auf seinem Herzen sein Patent als Gardist des Königs. Er hatte am Abend vorher folgende Worte darauf geschrieben: „Dies ist mein Ehrenpatent. Man beunruhige Niemand. Ich habe keine Mitschuldigen bei der glücklichen Ermordung des Bösewichts Saint-Fargeau. Wenn er mir nicht unter die Hand gekommen wäre, so würde ich eine noch schönere Handlung ausgeführt haben: ich würde Frankreich von dem Verwandtenmörder Orleans gereinigt haben. Alle Franzosen sind erbärmliche Memmen!"

Auf die Nachricht von dieser Verhaftung und diesem Selbstmorde wurden Legendre und Tallien vom Convente nach Forges-les-Eaux geschickt, um sich der Identität des Leichnams zu versichern. Legendre wollte, daß er nach Paris gebracht und schimpflich durch die Stadt geschleift werden solle. Tallien widersetzte sich dem. Der Convent, der befragt wurde, wies diese Rache an einem Leichname

zurück. Er wurde in ein Loch geworfen, das man in der Umgegend der Stadt im Walde gegraben hatte.

III.

Drei Tage nach dem Morde hielt der Convent die Todtenfeier des Opfers. Chénier's tragisches Talent hatte den Plan des Schauspiels entworfen nach dem Muster der Heldentodtenfeier des Alterthums. Auf einem Katafalke, der von einem lebenden Piedestal von hundert Föderirten getragen wurde, lag der Leichnam Lepelletiers halb nackt auf einem Paradebette ausgestreckt. Ein Arm hing herab, als ob er Rache forderte. Die breite Wunde, durch die sein Leben entströmt war, öffnete sich, von Blut geröthet, auf der Brust. Der bloße Säbel des Mörders hing über dem Leichname des Opfers. Die blutigen Kleider wurden, in ein Bündel gewickelt, auf einer Pike getragen, wie eine Standarte. Der Präsident des Convents stieg die Stufen des Katafalks hinauf und legte einen Eichenkranz mit Sternen von Immortellen auf das Haupt des Todten. Der Zug setzte sich in Bewegung unter dem dumpfen Wirbeln verhüllter Trommeln und dem Klange einer Trauermusik, deren gedämpfte Instrumente mehr zu weinen, als zu schallen schienen. Die Familie Lepelletier's ging in Trauerkleidern zu Fuß hinter dem Leichnam ihres ermordeten Vaters, Bruders und Gatten. Inmitten der siebenhundert Mitglieder des Convents erhob sich ein flatterndes Banner, auf dem in Goldschrift die letzten Worte standen, die man Saint-Fargeau zugeschrieben hatte: „Ich sterbe zufrieden mein Blut für das Vaterland zu vergießen; ich hoffe, daß es dazu dienen wird, die Freiheit und Gleichheit zu befestigen und die Feinde des Volks erkennen zu lassen." Das ganze Volk folgte nach. Die Männer trugen Immortellenkränze, die Frauen Cypressenzweige. Man sang Hymnen auf den Märtyrer der Freiheit und auf die Ausrottung der Tyrannen.

Am Pantheon angelangt, fand der Zug den Tempel der Revolution schon von der Menge besetzt. Der durch die Wogen der Menge, die dem Convente den Platz streitig machte, in die Höhe gehobene Leichnam war nahe daran,

auf die Stufen des Säulenganges herabzurollen. Felix Lepelletier, der Bruder des Ermordeten, stieg auf die Estrade, redete das Volk mitten in dem Tumulte an, verglich seinen Bruder mit dem älteren Gracchus und schwur, ihm zu gleichen. Am andern Tage stellte Felix Lepelletier die Tochter seines Bruders, ein Kind von acht Jahren, das er an der Hand führte, mit Trauergepränge dem Convent vor. Das Kind wurde von der Nation adoptirt und durch ein Decret des Enthusiasmus als „die Adoptivtochter der Republik“ proclamirt.

IV.

Die Departements waren getheilter Meinung über den Tod Ludwig's XVI. Die Vendée, deren Aufstände wir bald erzählen werden, wurde durch dieses Ereigniß zur Verzweiflung und zum Bürgerkriege getrieben. Calvados, die Cevennen und die Gironde schienen die Unentschiedenheit, die Aufwallung des Patriotismus und die Reue ihrer Repräsentanten zu theilen. Der Lärm des Krieges erstickte bald die gegenseitigen Vorwürfe. Die Prophezeiungen Salles', Brissot's, Vergniaud's gingen in Erfüllung. Europa, das durch die Lehren der Freiheit angezogen worden war, wich zurück bei dem Anblicke des Schaffots eines Königs. Es beurtheilte diese Hinrichtung mit der Unparteilichkeit des entfernten Standpunktes. Die durch Dumouriez, Brissot Danton und den Minister Lebrun so geschickt eingeleiteten und von Preußen so willfährig aufgenommenen Unterhandlungen wurden durch das Beil der Guillotine abgeschnitten, noch ehe sie vollständig geschlossen waren. Werfen wir einen Blick auf den Stand dieser Unterhandlungen und auf die Stimmung der Cabinete Europas in Bezug auf die französische Revolution zu der Zeit, wo der Tod Ludwig's XVI. die zweite Coalition entschied.

Wir haben die coalisirte Armee verlassen, wie sie nach der Schlacht von Valmy und nach dem Abgange Dumouriez' nach Paris unter dem Könige von Preußen und dem Herzoge von Braunschweig sich in Unordnung durch die Defileen der Argonne auf Verdun und Longwy zurückzog. Alles deutete auf ein geheimes Einverständniß zwischen den

Preußen und den Franzosen. Kellermann, der verfolgen wollte, erhielt zweimal von den Commissären Befehl, dem Feinde einen Ausweg zu öffnen.

Jeder Marsch der französischen Armee, der auf den Marsch der preußischen Armee berechnet war, wurde durch Unterredungen zwischen den Anführern der feindlichen Corps bezeichnet. Eine halbe Meile von Verdun fand im freien Felde eine Zusammenkunft statt zwischen den Generalen Labarollière und Galbaud von der einen Seite und dem General Kalkreuth und dem Herzoge von Braunschweig von der andern Seite. Den Vorwand bot die Uebergabe Verduns ohne Schwertstreich an die französische Armee. Die französischen Generale hatten den Stolz einer Nationalsache; der Geist des Convents war auf die Armee übergegangen. „Eine erstaunliche Nation!" sagte ganz laut der Herzog von Braunschweig; „kaum hat sie sich zur Republik erklärt und schon nimmt sie die Sprache der Republikaner des Alterthums an!" Als Galbaud den Einwand machte, daß die Völker ihre eignen Herren seien und sich die Regierung wählen könnten, welche ihr Steigen befördere oder sie besser vertheidige, entschuldigte sich der Herzog von Braunschweig ganz demüthig wegen der Ausdrücke seines Manifestes und meinte, daß das Drohformeln wären, die man gegen ein Volk schleudere, um es einzuschüchtern vor dem Kampfe, deren Werth aber verständige Leute richtig anzuschlagen wüßten. „Ich bestreite keinesweges," fuhr er fort, „der französischen Nation das Recht, ihre Angelegenheiten zu ordnen. Nur fragt es sich, hat sie die Form gewählt, die am meisten ihrem Charakter geziemt? Das ist der Grund der Unruhe und der Zweifel Europas. Bei einem Vorrücken in Frankreich habe ich keinen andern Wunsch gehabt, als die Ordnung wieder darin herzustellen." Galbaud erwiderte, daß die durch das Ausland wiederhergestellte Ordnung bei allen Völkern Knechtschaft heiße. Man kam überein die Befehle des Königs in Bezug auf die Uebergabe Verduns zu erwarten. Man gab sich gegenseitig die Emigranten preis, die bei dem einen Theil Abscheu, bei dem andern Verdacht erregten. „Fahren Sie beide fort, ihrem Vaterlande gut zu dienen," sagte der Herzog von Braunschweig zu den beiden Generalen, als er sie verließ,

„und glauben Sie, daß trotz der Ausdrücke der Manifeste man sich nicht enthalten kann, Krieger zu achten, die die Unabhängigkeit ihres Landes wahren.“ Verdun wurde übergeben. Der General Valence besetzte es. Auf der Höhe von Longwy trennten sich die Hessen und Oestreicher, die einen Theil der vereinigten Armee ausmachten, von den Preußen und zogen sich nach Luxemburg, Coblenz und nach den Niederlanden hin, die von Dumouriez bedroht wurden. Die Coalition war factisch aufgelöst und das französische Gebiet geräumt.

V.

Das war noch nicht genug. Der Herzog von Braunschweig, der bei Luxemburg lag, verlangte eine Unterredung mit dem General Dillon und bestimmte als Ort der Zusammenkunft das Schloß Dambrouge zwischen Longwy und Luxemburg, um Friedensvorschläge zu hören. Kellermann begab sich, von den Commissären des Convents autorisirt, dahin. Er fand dort beisammen den Herzog von Braunschweig, den Fürsten von Hohenlohe, den Fürsten von Reuß, den Gesandten des Kaisers, und den Marchese von Lucchesini, einen italienischen Diplomaten im Dienste Preußens. „General,“ sagte der Herzog von Braunschweig zu Kellermann, „wir haben diese Zusammenkunft festgesetzt, um über den Frieden zu sprechen; stellen Sie selbst seine Grundlagen auf.“ „Erkennen Sie die Republik an, geben Sie den König und die Emigrirten auf, mischen Sie sich weder direct noch indirect in unsre inneren Angelegenheiten und der Schluß des Friedens wird leicht sein,“ antwortete Kellermann. — „Nun,“ sagte der Herzog, „wir werden jeder nach Hause zurückkehren.“ — „Aber wer wird die Kriegskosten zahlen?“ erwiderte stolz Kellermann. „Was mich betrifft, so denke ich, daß, da der Kaiser der angreifende Theil gewesen ist, die östreichischen Niederlande zur Schadloshaltung Frankreich bleiben müssen.“ Der Fürst von Reuß, der Gesandte des Kaisers, machten eine Bewegung, welche das Erstaunen über so viel Kühnheit zu erkennen gab. Der Herzog von Braunschweig that, als ob er es nicht bemerkte. „Setzen Sie den Convent in Kenntniß,“ sagte er zu Keller-

mann, „daß wir zum Frieden bereit sind und daß er nur Generalbevollmächtigte zu ernennen und den Ort der Zusammenkunft zu bestimmen hat.“

Ein solches Entgegenkommen nach der Demüthigung eines Rückzugs und gegen eine Nation, die von der Diplomatie gleichsam excommunicirt war, kündigte zur Genüge von Seiten des Königs von Preußen die Reue über eine tollkühne Demonstration und den Gedanken an ein Bündniß mit der Republik an. Sein Minister Haugwitz, sein Geheimsecretär Lombard, seine Mätresse, die Gräfin von Lichtenau, und besonders Lucchesini, der in den Ministerrath alle Anmuth des Höflings und alle Ueberredungskunst der Schlauheit mit sich brachte, machten ihn der Ansicht der Friedenspartei geneigt. Die Unterhandlungen sind das Feld der Intrigue. Lucchesini, der immer mehr und mehr Einfluß in Preußen gewann und den Geist der italienischen Diplomatie besaß, mußte Gelegenheit suchen, ihn zu üben. Wenn der Charakter des östreichischen Cabinets die deutsche Geduld ist, so ist der Machiavelismus, in Deutschland durch Friedrich den Großen eingeführt, oft der Geist des preußischen Cabinets gewesen. Zu Toscana geboren, in Berlin erzogen, von Kindheit an in den Verstellungskünsten der Diplomatie geübt, von der Natur mit der Gabe zu gefallen und zu verführen beschenkt, war Lucchesini der für die Umstände geeignetste Mann, um zwischen einer republikanischen Revolution und den Monarchien hin- und herzugleiten und den Faden des preußischen Egoismus an jede Politik, die vorhanden war, anzuknüpfen, ohne sich irgend einer entschieden hinzugeben.

Diese Unterhandlungen bezeugten den Schrecken, welchen der Rückzug der vereinigten Armee in ganz Deutschland verbreitet hatte. Dieser Rückzug vor so ungleichen Streitkräften und nach so drohenden Manifesten ließ sich nicht durch sich selbst erklären. Er glich mehr einem Cabinets- als einem Kriegsmanöver. Man hatte zwischen zwei Dingen zu wählen: man mußte entweder an dem militärischen Genie des Herzogs von Braunschweig zweifeln oder an seiner Ehrlichkeit. Sein Genie bezweifelte man nicht. Man suchte nach verborgenen Ursachen seiner Bewegungen und seiner dem Verrathe allzu ähnlichen Zögerungen. Ein ernsteres

und verborgeneres Motiv mußte auf die unerklärlichen Entschließungen des Herzogs von Braunschweig gewirkt haben. Pitt wollte den Krieg nicht. Der Herzog von Braunschweig hatte die Prinzessin Auguste, die Schwester Georgs III., des Königs von England, geheirathet. Er stand also unter dem Patronat von Großbritannien. Er strebte mit der Leidenschaft eines Vaters und dem Ehrgeize eines Souverains darnach, seine Tochter mit dem Kronerben von England zu vermählen. Pitt, der dieses ehrgeizige Streben des Hofes von Braunschweig kannte, schmeichelte ihm. Er machte diese Heirath zum Preise politischer und militärischer Willfährigkeiten gegen das Londoner Cabinet. Der Herzog gab nach, betrieb den Krieg lässig, lieh sein Ohr den Friedensvorschlägen, entmuthigte den König von Preußen und wurde auf diese Weise der Ulysses der Coalition, die ihn ihren Agamemnon genannt hatte. Seine Ränke verdarben, was sein Degen triumphiren zu lassen versprochen hatte.

VI.

Während diese geheimen Unterhandlungen Oestreich außer Fassung brachten und das nach dem Rheine zu gelegne Deutschland mit dem Gedanken vertraut machten, bald mit Frankreich zu fraternisiren, wurden durch die vom Glück gekrönte, aber unzeitige Kühnheit eines französischen Generals zu gleicher Zeit die Waffen der Republik mit Ruhm bedeckt, Preußen erschreckt und das noch unentschiedene Reich gezwungen, Frankreich den Krieg zu erklären. Wir wollen von der Expedition Custine's sprechen.

Der Graf Adam Philipp v. Custine war einer jener Generale der alten Armee, die in Amerika die Luft der Freiheit eingeathmet hatten und mit La Fayette zurückgekommen waren, Republikaner dem Herzen, obschon Aristokraten dem Blute nach. Beinahe ein Deutscher, aus einem berühmten Geschlechte zu Metz entsprossen, Besitzer eines großen Vermögens, mit einundzwanzig Jahren Dragoneroberst, ein Schüler Friedrich's des Großen in seinen letzten Feldzügen, fanatisch eingenommen für die preußische Taktik, ein rauher Pedant in der Disciplin, hatte er freudetrunken die Revolution Europa in zwei Lager theilen und so den

Offizieren von seinem Range und seiner militärischen Bildung Gelegenheit bieten sehen, es den Helden des Alterthums gleichzuthun, indem sie das Vaterland retteten. Custine hatte außerdem für die Sache der Republik jenen fast mystischen Enthusiasmus, den der deutsche Charakter den Ueberzeugungen aufprägt. Die Revolution war ihm ein erhabnes Ideal, nach dem alle Nationen streben mußten und dessen Fahne auf der Spitze seiner Bajonnette vorwärts zu tragen, Frankreich wohl anstand. Sein persönlicher Muth hatte zu gleicher Zeit die deutsche Ruhe und die französische leichte Heiterkeit. Das Feuer war sein Element, das Pferd sein Ruhebett, der Angriff seine Erholung. Eines Tages, als sein Adjutant Baraguay-d'Hilliers, der zu Pferde an seiner Seite hielt, ihm eine Depesche mitten im Feuer vorlas, zerriß eine Kugel die Depesche. Der Adjutant sah seinen General an und hielt ein. „Fahren Sie fort," sagte Custine, „die Kugel wird höchstens ein Wort weggenommen haben."

Zum Mitgliede der constituirenden Versammlung erwählt durch den Adel von Metz, schloß sich Custine vom ersten Tage an der Volkspartei an. Seit dem Beginn des Krieges diente er unter Biron im Norden oder am Rhein. Endlich nach dem 10. August zum Obergeneral ernannt, wurde er ungeduldig über diesen Lagerkrieg, der dem Talente so wenig Laufbahn und so wenig Gelegenheit zum Ruhme öffnet. Er glaubte, daß die Bewegung den größten Theil der Kriegskunst ausmache und daß Frankreich, anstatt das Glück der Revolution an den Grenzen zu erwarten, es vielmehr auf dem Boden und in den Hauptstädten seiner Feinde versuchen sollte. Ein geborener General wie Dumouriez, ahnte er wie Napoleon den Krieg der Revolution.

Biron befehligte im Elsaß fünfundvierzigtausend Mann. Er erwartete außerdem zwanzigtausend Freiwillige aus den Departements des Westens und des Südens, die in der Rheinebene verstreut lagen. Diese Armee bildete mehrere kleine Lager, die gut waren zum Beobachten, aber ungeeignet zum Agiren. Die Oestreicher und die Emigranten unter den Befehlen von Erbach's, Esterhazy's und des Prinzen von Condé bildeten gegenüber einen Cordon ohne Einheit und ohne Mittelpunkt, deckten den Breisgau und

versäumten Mainz, den Schlüssel Deutschlands, zu befestigen.

Custine sah mit einem Blick das Loch, das man in diese Provinzen stoßen konnte. Er lag mit siebzehntausend Mann unterhalb Landau. Zu Paris in inniger Verbindung mit den Führern der jacobinischen Partei, während sich Dumouriez auf die Girondisten stützte, war er sicher durch die Clubs Verzeihung zu erlangen für die Tollkühnheit eines Unternehmens, das ihrer Ungeduld weit mehr entsprach, als das berechnete Zuwarten Dumouriez'. Daß er dadurch die zwischen Kellermann und dem Herzoge von Braunschweig angeknüpften Unterhandlungen störe und Preußen in demselben Augenblicke, wo es sich zum Frieden neigte, zu einem verzweifelten Kriege treibe, das kümmerte ihn nicht. Er dachte an eine glänzende Waffenthat, an den Ruhm, den das Gelingen einer plötzlichen Invasion über seinen Namen verbreiten, an die Popularität, die die Einnahme einiger fremden Hauptstädte dem Kriege geben, an den Schrecken, den ein so weit hin geführter Streich im Herzen Deutschlands hervorrufen würde, und an die Verbreitung der revolutionairen Ideen, die in den Kurfürstenthümern schon im Verborgnen glimmten und die die erste französische Patrone in hellen Brand stecken konnte.

Eine Unklugheit des Feindes entschied Custine. Der Graf von Erbach, der zehntausend Oestreicher der französischen Armee gegenüber befehligte, erhielt den Befehl das Corps des Fürsten von Hohenlohe vor Thionville zu ersetzen. Durch diese Bewegung blieb Speyer, das Magazin der Coalisirten, ungedeckt und unter dem alleinigen Schutze von tausend Oestreichern und zweitausend Mainzern unter den Befehlen des Obersten Winkelmann. Custine wirft sich auf Speyer. Winkelmann, der mit seinen dreitausend Mann vor der Stadt in Schlachtordnung steht, bemüht sich vergebens sie zu decken. Die Artillerie Custine's schmettert diese Vertheidiger ohne Schutzwehren nieder. Sie stürzen in unordentlicher Flucht nach dem Rheine zu, wo Winkelmann Kähne in Bereitschaft gehalten hatte, um über den Fluß zu setzen. Die Schiffer hatten, durch die Kanonade erschreckt, ihre Kähne verlassen und waren auf dem anderen Ufer entflohen. Vorn durch die Franzosen, im Rücken vom

Flusse eingeschlossen, wurden Winkelmann und seine dreitausend Mann zu Gefangenen gemacht. Das war der schönste Erfolg, den der Krieg, seitdem er erklärt worden war, den Franzosen geboten hatte. Custine zieht in Speyer ein, bemächtigt sich der Munition und des Proviants des Feindes, marschirt auf Worms und läßt von dem Rufe seiner Eroberungen die Rednerbühne des Convents und die Jacobinerclubs im ganzen Königreiche widerhallen. Die Revolution, die die Namen eroberter Städte besser versteht als die weiten und kunstvollen Plane Dumouriez', proclamirt Custine als den General ihrer Eroberungen. In drei Tagen nimmt sein Name um ein Jahrhundert an Popularität zu. Er berauscht sich selbst an diesem Rufe seiner Thaten, der in den Adressen der Jacobinerclubs wieder den Weg zu ihm zurück macht. Er verschmäht es Befehle anzunehmen oder seine Operationen mit denen Biron's und Kellermann's in Verbindung zu setzen; er isolirt sich, dringt in die Pfalz und wagt von der Eroberung von Mainz zu träumen. Die Propaganda öffnet ihm die Thore dieser Stadt, ehe noch seine Artillerie herankam.

Dieser Theil Deutschlands war durch die französische Philosophie unter den Füßen der Kirchenfürsten, die ihn in Besitz hatten, unterwühlt worden. Die Theokratie der souverainen Bischöfe und die Aristokratie dieses geheiligten Feudalismus häuften auf diese Regierung den doppelten Haß der Völker gegen eine doppelte Unterdrückung. Der Widerhall, der von den französischen Tribunen herüberschallte, hatte die Einbildungskraft der deutschen Jugend auf den Universitäten mächtig ergriffen. Alle Ideen waren von der Partei Frankreichs; der Sache der Revolution dienen, hieß bei den deutschen Denkern der Sache der Menschheit dienen. Diese Fürsten, die Tyrannen der Intelligenz und des Volkes, verrathen, hieß den menschlichen Geist entfesseln und die Freiheit mündig sprechen. Selbst die Besetzung durch fremde Truppen verlor ihr Demüthigendes und glich der Befreiung. Die dreifarbige Fahne war die Standarte der Philosophie durch die ganze Welt. So war die öffentliche Meinung beschaffen, die Custine in der Pfalz erwartete.

Die Fürsten von Schwaben, von Franken, mit Ausnahme des Erzbischofs von Trier, kannten diese Stimmung

ihrer Völker und hatten deshalb bis dahin eine kluge Neutralität gegen Frankreich bewahrt. Der Kurfürst von Baiern, der Herzog von Würtemberg, der Markgraf von Baden hatten ihre Territorien den Emigrirten als Sammelplätze verweigert. Der Kurfürst und Erzbischof von Mainz hatte seine Truppen dem Kaiser geliehen. Seine Regierung, die milder war als die seiner Nachbarfürsten, war bei dem Volke weniger verhaßt. Aber Mainz, eine ganz kirchliche Stadt, eine Art deutschen Roms, wo ein zahlloser müßiger Klerus in Luxus und offener Sittenlosigkeit lebte, gab mehr Stoff als irgend eine Hauptstadt zu Vorwürfen gegen die Herrschaft der Kirche und ließ das Volk mit mehr Leidenschaftlichkeit den Sturz dieses Regiments wünschen. Bei dem ersten Vorrücken Custine's zwischen der Mosel und dem Rheine waren ihm die Parteigänger der neuen Ideen in sein Hauptquartier entgegengegangen und hatten dem französischen General den geheimen Wunsch der Bevölkerung und die ersten Fäden des revolutionairen Einverständnisses zugebracht, welche die deutschen Patrioten schon in der Ferne mit seinem Heere verknüpften.

Der Oberst Houchard, ein athletischer, mit Narben bedeckter Mann, wurde abgesendet, um den Gouverneur von Mainz aufzufordern, die Stadt zu übergeben, unter Androhung eines Bombardements der Stadt, wenn sie Widerstand leiste. „Wählet," sagte Custine durch seinen Abgesandten, „zwischen dem Tode und der dargebotenen Bruderhand. Ich bin es dem Ruhme meiner Republik, die die Ausrottung der Despoten will, schuldig, die Kampflust meiner Soldaten nicht länger in Fesseln zu halten." Mainz machte die Anerkennung seiner Neutralität zum Preise seiner Uebergabe, Custine weigerte sich in irgend etwas den Entschließungen der Republik zu präjudiciren, aber er schwor, daß Frankreich auf keine andere Eroberung ausginge, als auf die der Freiheit der Völker. Die Thore öffneten sich.

VII.

Die Einnahme von Mainz hallte in Deutschland und in dem Lager des Königs von Preußen wider, wie der Schall von dem Falle Deutschlands selbst. Custine, der in

seinen Berichten an den Convent die militärischen Hindernisse, die er zu überwinden gehabt hatte, übertrieb und die Unterhandlungen in Kämpfe verwandelte, steigerte bei den Jacobinern einen Triumph bis zur Trunkenheit, der bei weitem mehr ein Triumph der französischen Ideen, als der französischen Waffen war. Er zog in Mainz mehr als Freiheitsapostel, denn als General ein und schürte das Feuer dieses revolutionairen Herdes, von dem aus er Deutschland in Brand stecken wollte. Er vergaß sich ganz in seinem Stolze über seine Eroberung und versäumte es, sich Coblenz und der furchtbaren, damals ungerüsteten Festung Ehrenbreitstein zu bemächtigen. Dieses Zaudern Custine's hinderte Frankreich in der Vernichtung oder Gefangennehmung einer ganzen Armee die Frucht des Gedankens Dumouriez' zu pflücken. Anstatt dem Rathe seines Generalstabes, der ihm Coblenz und Ehrenbreitstein als die caudinischen Pässe der Coalition zeigte, zu folgen, ließ sich Custine zur Besetzung Frankfurts durch die Lockung verleiten, schwere Kriegssteuern von dieser Hauptstadt der Handelsreichthümer Deutschlands zu erheben. Ohne jegliche Kriegserklärung erschien am 22. Oktober ein Unterbefehlshaber Custine's an der Spitze eines Vortrabs vor den Thoren Frankfurts und verlangte Einlaß. Der Rath der Stadt parlamentirte und wich der Gewalt. Custine erhob eine Contribution von vier Millionen. Frankfurt, eine neutrale und republikanische Stadt, gab zu dieser Gewaltthat keinen andern Vorwand als seine Schwäche. Dieser Raub machte auf der andern Seite des Rheins die Popularität der ersten französischen Waffenthaten schwinden.

Nach der Besetzung Frankfurts richtete Custine seine Truppenabtheilungen und seine Proclamationen gegen die Besitzungen des Landgrafen von Hessen. „Völker Deutschlands," sagte in seinem Manifeste der französische General, „erkläret euch! Möge die Vereinigung zweier Nationen ein erschreckendes Beispiel für alle Despoten, eine tröstende Hoffnung für alle Völker sein, welche unter dem Drucke der Tyrannei seufzen! Und du, Ungeheuer," sagte er, sich an den Fürsten selbst wendend, „auf den sich schon seit langer Zeit die Verwünschungen des deutschen Volkes gehäuft haben wie schwarze Wolkenmassen, die Vorboten des Sturms, deine

Soldaten, von denen du einen schändlichen Misbrauch gemacht hast, werden dich der gerechten Rache der Franzosen überliefern! Du wirst ihnen nicht entgehen! Wie wäre es möglich, daß sich ein Volk finden sollte, das einem Tyrannen, wie dir, ein Asyl zugestände!" So donnerte jenseits des Rheins von der Rednerbühne der Jacobiner herab die Stimme des französischen Generals. Custine machte sich durch seine Kühnheit, durch seine Sprache, durch sein kriegerisches und populäres Aeußere zum Verbreiter der republikanischen Grundsätze mit den Waffen in der Hand. Die Plünderung Frankfurts nahm seinen Worten das Verlockende. Deutschland, das seine Arme dem Befreier öffnete, wollte keinen Eroberer, noch weniger aber einen Plünderer. Der durch die französischen Lehren entzündete Enthusiasmus schwand unter den Tritten seiner Soldaten. Der König von Preußen, mit Recht durch den Einfall in Deutschland aufgeschreckt, gab entschieden jeden Gedanken daran auf, die Coalition zu verlassen und mit Frankreich Frieden zu schließen. Er setzte sich in Einverständniß mit dem Herzoge von Braunschweig, der ebenso entrüstet war über eine so große Kühnheit, und mit den Fürsten des Reichs. Funfzigtausend Preußen und Hessen zogen sich in aller Eile auf dem rechten Ufer der Lahn zusammen und concentrirten sich, um gegen Custine zu operiren und Frankfurt zu befreien.

VIII.

Das ganze Reich gerieth in Bewegung. Die republikanischen Proklamationen Custine's, das Dekret des Convents erschienen als eben soviele Kriegserklärungen gegen alle Fürsten Deutschlands. Der Reichstag antwortete mit einer einstimmigen Kriegserklärung an Frankreich. Er befahl die Aushebung des dreifachen Contingents von 120,000 Mann. In seiner Eigenschaft als Kurfürst von Brandenburg kündigte der König von Preußen drei Tage nachher an, daß er eine zweite Armee werde an den Rhein marschiren lassen. Bei dieser Erhebung der deutschen Souveraine befahl Custine, der im Convent durch die Jacobiner allmächtig war, Biron, ihm aus dem Elsaß 12,000 Mann Verstärkung zu schicken. Zu gleicher Zeit befahl er Beurnonville, der Kellermann an

der Mosel ersetzt hatte, mit ihm durch das Kurfürstenthum Trier zu marschiren. Während diese Maßregeln ausgeführt wurden, stellte sich die preußische Armee und ein französisches Corps einander unter den Mauern von Frankfurt in Schlachtordnung gegenüber. Man war auf ein Treffen gefaßt; aber der Herzog von Braunschweig, der die Preußen und Hessen befehligte, fuhr fort, heimlich zu unterhandeln und jeden entscheidenden Zusammenstoß zu verhüten. Der junge Diplomat Philipp von Custine, der Sohn des Obergenerals, hatte eine geheime Zusammenkunft mit dem Herzoge zu Königstein. Der Fürst und der Unterhändler kannten sich schon seit langer Zeit. Der junge Custine war es gewesen, der ein Jahr vorher dem Herzog das Anerbieten des Generalcommandos über die französischen Armeen überbracht hatte. Beide wußten ihre geheimen Gedanken hinter ihre officielle Stellung zu verbergen. Ernste Verpflichtungen zwischen Preußen und Frankreich einzugehen, lag nicht in den Absichten des Herzogs von Braunschweig. Custine, ein klügerer Unterhändler als sein Vater, wollte wie Danton und die Girondisten immer die Möglichkeit einer Versöhnung zwischen Preußen und der Republik erhalten. Die Resultate dieser Zusammenkunft legten Zeugniß für die Gedanken der beiden Unterhandelnden ab.

Frankfurt wurde von den Franzosen geräumt. Dieser Rückzug ohne Gefecht von einem nach reiflicher Erwägung gewählten und verschanzten Schlachtfelde und dieses Aufgeben von Frankfurt erklären sich durch diese geheimen Einverständnisse. Der König von Preußen, der sich immer zum Frieden mit Frankreich neigte, wollte gerade nur soviel thun, als hinreichte, um nicht das Ansehen zu haben, die Sache der Throne und die Sache Deutschlands zu verrathen. Die Franzosen wollten ihn schonen, während sie mit ihm kämpften.

IX.

Englands Wünsche hatten bisher die revolutionaire Bewegung begünstigt. Das englische Volk und die britische Regierung hatten in Uebereinstimmung die Begründung der constitutionellen Freiheit in Paris zu wünschen geschienen;

das englische Volk, weil die Freiheit seine Natur ist und weil es die Volkssache in der ganzen Welt zu seiner eignen Sache macht; die britische Regierung, weil die Freiheit mit Stürmen verbunden ist und weil die Stürme, welche die Begründung der Freiheit unvermeidlich in Frankreich und durch Frankreich auf dem ganzen Continente erregen mußten, der diplomatischen Intervention Englands eine weitere Bahn und einen entschiedneren Einfluß auf die Angelegenheiten Europas eröffnen mußten. Ohne Zweifel mußte auch ein gewisses freudiges Gefühl der Nationalrache das Londner Kabinet bei dem Anblicke der Unruhen zu Paris, der Verlegenheiten des Thrones und des reißenden Falles des Hauses der Bourbonen erfüllen. Abgesehen von der langen Rivalität, welche seit drei Jahrhunderten England und Frankreich zu den entscheidenden Gewichten in der Wagschale der Welt machten, war es in der Natur des menschlichen Herzens begründet, daß das Londner Cabinet mit innerer Genugthuung in der Person Ludwig's XVI. einen Herrscher wanken und stürzen sah, der Amerika im Unabhängigkeitskriege Hülfe geleistet hatte.

Zu diesen Gründen der geheimen Genugthuung des englischen Cabinets muß man noch die Furcht hinzufügen, welche die französische Marine den Engländern in den indischen Meeren und Besitzungen einflößte. Die französische Marine mußte darniederliegen während einer revolutionairen Krise, welche alle Streit- und Finanzkräfte Frankreichs auf dem Continente in Anspruch nehmen mußte. Indessen hatte sich das Londner Cabinet bis dahin in einer beobachtenden und neutralen Stellung gehalten, die der Revolution viel mehr günstig als feindlich war. Diese Stellung wurde ihm nicht allein angewiesen durch die Furcht, daß eine große Coalition der Monarchien des Continents über Frankreich triumphire und es aus der Zahl der Nationen ausstriche, sondern auch durch jene Macht der öffentlichen Meinung geboten, welche in freien Ländern eine mächtigere Herrschaft ausübt als die Könige und laut Partei nimmt für die Völker gegen die absolute Monarchie und gegen die Kirche, die von ihrem Throne gestoßen sind. Der Haß gegen den Katholicismus war in England nicht minder verbreitet, als die Liebe zur politischen Freiheit. Dieses Volk von Denkern

betrachtete eine Revolution, welche die Culten und die Vernunft befreite, wie die Sache Gottes und des Menschengeistes. Die englische Aristokratie begann indessen seit dem Tode des Königs sich enger der französischen Emigration anzuschließen. Es bildeten sich zwei Parteien im englischen Parlamente.

Diese beiden Parteien wurden durch zwei Häupter vertreten, die sie im Parlamente zum Kampfe der Beredsamkeit führten. Es waren dies Pitt und Fox. Ein dritter Redner, ebenso einflußreich durch sein Talent, seine Feder und seine Rede, hatte sich einige Zeit in der Wage zwischen beiden gehalten; er begann sich in demselben Maße von der Volkssache loszusagen, als sie sich mit Anarchie und Blut befleckte, und schloß sich der Aristokratie und dem Königthume an. Dies war Burke. Der persönliche Einfluß der einzelnen Individuen ist in wahrhaft freien Staaten so groß, daß diese drei Männer England mit einer einzigen Regung ihres Gedankens in Unruhe versetzten oder beschwichtigten.

X.

Pitt, der damals dreiunddreißig Jahre alt war, regierte schon seit zehn Jahren das Land. Der Sohn des beredtesten Staatsmanns der Neuzeit, des Lord Chatham, hatte Pitt, wie wir gesehen haben, wie aus einem gewissen Rechte der Erblichkeit des Genies in seiner Familie, ebenso große Fähigkeiten empfangen als sein Vater. Wenn der erstere, Chatham, die intuitive Anschauung des Staatsmannes besaß, so hatte der zweite den Charakter desselben. Weniger hinreißend, aber leitender, weniger beredt, aber überzeugender als sein Vater, stellte Pitt besser als irgend Jemand in sich jene stolze, gemessene, stetige Willenskraft einer herrschenden Aristokratie dar, die ihren Machteinfluß vertheidigt und den Weg zu ihrer Größe mit einer Hartnäckigkeit verfolgt, die an den unsterblichen römischen Senat erinnert. Pitt hatte das Staatsruder ergriffen, in einem jener verzweifelten Momente, wo der Ehrgeiz, der nach der Gewalt strebt, dem Patriotismus gleicht, der in die Bresche springt, um zu fallen oder das Vaterland zu retten. England stand auf der äußersten Stufe der Erschöpfung und der Demüthigung.

Es hatte einen schimpflichen Frieden mit Europa unterzeichnet. Die Franzosen rivalisirten mit ihm in Indien; Amerika hatte sich von ihm losgemacht, die französischen Flotten machten ihm die Herrschaft auf den Meeren streitig; die Majorität des Hauses der Gemeinen, verderbt durch die vorhergehenden Ministerien, besaß weder hinreichenden Patriotismus, um sich selbst zu halten, noch die nöthige Disciplin, um einen Herrn und Meister anzuerkennen. Da Pitt sie nicht hatte mit sich fortreißen können, so hatte er die Kühnheit gehabt, sie zu bekämpfen, und das Glück, sie zu besiegen durch eine Berufung an die Nation. Das neue Haus der Gemeinen unterwarf sich ihm. Im Verlaufe von zehn Jahren hatte er den Frieden in Indien hergestellt, in diplomatischer und commerzieller Beziehung Amerika wieder erobert, die aufrührerische Erbitterung Irlands besänftigt, die Finanzen wieder geordnet, mit Frankreich einen Handelsvertrag abgeschlossen, der dem Continente zur Hälfte die Last der englischen Consumtion zuschob und endlich Holland der Schutzherrschaft Frankreichs entrissen und aus den vereinigten Provinzen der Niederlande einen Appendix der britischen Politik auf dem Festlande gemacht. Sein dankbares Vaterland zollte seiner Verwaltung lauten Beifall; das Vertrauen ruhte ganz in der einen Hand, welche die Nation von einer so tiefen Stufe wieder emporgehoben hatte. Die persönliche Stimmung Pitt's gegen die französische Revolution, obgleich den demokratischen Bewegungen, die die Stürme der Staatsmänner sind, wenig günstig, hatte bis dahin keinen Einfluß auf seine Politik geübt. Die Leidenschaften trübten niemals seine Erkenntniß, oder vielmehr er hatte alle seine Leidenschaften in eine einzige umgewandelt, in die Leidenschaft für die Größe seines Vaterlandes. Georg III., der Freund Ludwig's XVI., würde seinem Minister niemals gestattet haben, Frankreich zu einem Zeitpunkte den Krieg zu erklären, in welchem der Krieg die schwierige Lage des Königs, den er liebte, noch mehr hätte verwickeln können. Es ist falsch, wenn man behauptet, daß die englische Regierung die revolutionairen Unruhen zu Paris durch sein Geld erregt habe. Die französische Freiheit hat, selbst in ihren schrecklichsten Zuckungen, nie nöthig gehabt, im Solde Englands zu stehen. Georg III., Lord Stafford, der Kanzler

Thurlow, Pitt selbst würden es in innerster Seele verschmäht haben, so schimpfliche Aufwiegelungen gegen einen Fürsten in Anwendung zu bringen, der im Kampfe mit seinem Volke begriffen war. Nur würde Pitt seinem Mitleiden für Ludwig XVI. auch nicht eine dem Glücke seines Landes günstige Minute oder Gelegenheit geopfert haben. Er sah diese Gelegenheit voraus, er hatte das Vorgefühl des nähern oder fernern Zusammenstürzens eines Thrones, der durch so viele entfesselte Leidenschaften untergraben wurde. Er wußte, daß die Grundsätze der französischen Revolution dem Könige und der Masse der Aristokratie Englands ebenso viel Furcht, als Antipathie einflößten. Er bereitete sich zum Kriege vor, für die Stunde, wo sie ihm im Geiste des Königs zu schlagen scheinen würde, ohne sie herbeizuwünschen oder zu beschleunigen. Diese Stunde nahte. Burke ließ sie schon schlagen im Parlamente.

Wir haben gesehen, daß die Constitutionellen und die Girondisten, Brissot und Narbonne, sich in demselben Gedanken vereinigt und achtzehn Monate vor diesem Zeitraume Herrn von Talleyrand nach London gesendet hatten, um eine Berufung an die Revolution von 1688 einzulegen und Pitt die Erneuerung des Handelsvertrages von 1786 anzubieten. Um diesen Preis hofften Ludwig XVI., die Constitutionellen und die Girondisten, wenn nicht das Bündniß, so doch wenigstens die Neutralität des englischen Cabinets zu erkaufen. Diese beiden Parteien, die Constitutionellen und die Girondisten, welche damals den Krieg mit dem Continente wollten, um die Stürme, welche die Constitution zu Paris bedrohten, nach den Grenzen abzulenken, bedurften der Neutralität Englands. Sie hatten, um mit Pitt zu unterhandeln, den aristokratischsten und verführerischsten Diplomaten unter den Männern ausgewählt, welche sich der gemäßigten Sache der Revolution angeschlossen hatten. Frau von Staël hatte diese Wahl entschieden. Sie war eine glückliche.

XI.

Herr von Talleyrand trat damals zum erstenmale in den Geschäften auf, welche er seitdem länger als ein halbes

Jahrhundert bald anknüpfend, bald auflösend ohne Unterbrechung geführt und nicht eher als mit seinem Tode aufgegeben hat. Er war achtunddreißig Jahre alt. Sein feines und zartes Gesicht und seine blauen Augen verriethen einen hellen, aber kalten Verstand, dessen Scharfblick durch die Gemüthsbewegungen nie getrübt wurde. Die Eleganz seiner schlanken Gestalt war nur leicht gestört durch ein körperliches Gebrechen. Er hinkte. Aber diese Gebrechlichkeit erschien wie ein absichtliches Zögern in seiner Haltung. Seine Gewandtheit wußte selbst die Fehler der Natur in Anmuth zu verwandeln. Dieser Fehler seiner körperlichen Bildung hatte ihn allein abgehalten die Laufbahn der Waffen zu betreten, zu der ihn seine hohe Geburt berief. Sein Geist war die einzige Waffe, die ihm anzuwenden vergönnt war, um seinen Namen in der Welt berühmt zu machen. Er hatte ihn bereichert, gebildet und geschärft für die Kämpfe des Ehrgeizes oder für die Eroberungen der Intelligenz. Seine Stimme war ernst und weich und hatte den Klang einer verhüllten Regung des Vertrauens. Man fühlte, wenn man ihn hörte, daß dies ein Mann sei, der auf das Beste mit allen möglichen Mächten sprechen werde, mit dem Volke, mit den Volkstribunen, mit Frauen, mit Kaisern und mit Königen. Ein sardonischer Zug mischte sich bei seinem Lächeln auf seinen Lippen mit dem sichtbaren Wunsche einzunehmen; dieses Lächeln schien in ihm den Rückgedanken anzudeuten, sich ein Spiel mit den Menschen zu machen, indem er sie entzückte oder lenkte.

Aus einem Geschlechte entsprossen, das vor der Einheit des Königreichs die souveraine Herrschaft über eine Provinz Frankreichs ausgeübt hatte und das jetzt eine Zierde des Königthums war, war Herr von Talleyrand in die Kirche verwiesen worden, wie ein unwürdiger Ausschößling des Hofes, um die höchsten Würden des Bischofs und des Cardinals zu erwarten. Bischof von Autun, den Trümmern einer römischen Stadt, die in den Wäldern Burgunds verborgen liegt, verschmähte der junge Prälat seinen Bischofssitz, mochte nichts mit dem Altare zu thun haben und lebte zu Paris mitten in der Zerstreuung und den Vergnügungen, in denen die Mehrzahl der Kleriker seines Alters und seines Rangs die unermeßlichen Dotationen ihrer Kirche verzehrten. In

enger Verbindung mit den Philosophen, ein Freund Mirabeau's, eine Revolution vorausahnend, deren erste Stöße die Religion, deren Prälat er war, umstürzen mußte, studirte er die Politik, die bald alle hohen Intelligenzen zur Zerstörung und Wiederaufbauung der Reiche berufen sollte.

Zum Mitgliede der constituirenden Versammlung erwählt, hatte er im rechten Augenblicke, aber mit Schonung die gestürzten Meinungen und Ueberzeugungen verlassen, um zur Partei der Kraft und der Zukunft überzugehen. Er hatte erkannt, daß ein aristokratischer Name und volksthümliche Meinungen eine doppelte Macht bilden, die er geschickt in seiner Person zu vereinigen wußte, um den Einen durch seinen Rang, den Andern durch seine Popularität zu imponiren. Er hatte sich seiner Priesterschaft entkleidet wie einer lästigen Erinnerung und eines unbequemen Rocks. Er suchte in die Revolution durch irgend eine Hinterthüre einzutreten. Die Mäßigung und etwas schüchterne Zurückhaltung seines Geistes, der nur im Cabinete und für die Entwerfung von Plänen, die eine geduldige Durchführung verlangen, Kühnheit besaß, verschlossen ihm die Rednerbühne. Auf ihr herrschte damals die große Rede. Talleyrand hatte sich zur Diplomatie gewendet, wo die Gewandtheit und Schlauheit immer herrschen sollten. Die Freundschaft Mirabeau's hatte bei dessen Tode auf Talleyrand jenen letzten Widerschein geworfen, welchen große Namen hinter sich auf dem zurücklassen, der nur in ihre Nähe gekommen ist. Sein nachdenkliches und geheimnißvolles Schweigen gab, wie das Stillschweigen Sieyès', seiner Person bei der Versammlung einen gewissen geheimnißvollen Reiz. Das ist die Macht des Unbekannten, die Anziehungskraft des Räthsels für Leute, welche gern Vermuthungen anstellen. Talleyrand wußte diesen geheimnißvollen Reiz vortrefflich auszubeuten. Seine Rede erleuchtete nur mit seltenen und kurzen Blitzen den verhüllten Horizont seines Geistes. Er erschien dadurch nur noch tiefer. Die halben Worte sind die Beredsamkeit der Verhehlung der Gedanken. Sie war auch die Talleyrand's. Seine Meinungen waren oft nur der Ausdruck seiner Lage; seine Wahrheiten nur die Richtpunkte seines Glückes. Im Grunde seines Herzens, wie dies sein ganzes Leben bewiesen hat, gleichgültig gegen das Königthum, gegen die Republik, gegen

die Sache der Könige, gegen die Formen der Institutionen der Völker, gegen das Recht oder das thatsächliche Bestehen der Regierungen, waren in seinen Augen die Regierungen nur bewegliche Formen, welche in fortwährendem Wechsel der Geist der Zeit und der Nationen annimmt, um diese oder jene seiner Phasen zu durchlaufen. Throne, Nationalversammlungen, Convent, Directorium, Kaiserreich, Restauration oder Wechsel der Dynastien waren ihm nur Mittel des Schicksals. Er blieb diesen Mitteln keinen Tag länger treu als das Glück. Er bereitete sich in seinem Geiste zu der Rolle eines glücklichen Dieners der Ereignisse vor. Ein Höfling des Schicksals, begleitete er das Glück. Er diente den Starken, verachtete die Ungeschickten, verließ die Unglücklichen. Diese Theorie hat ihn funfzig Jahre lang auf der Oberfläche der Ereignisse erhalten, als den Vorläufer aller Erfolge, aus allen Schiffbrüchen sich rettend, allen Untergang überlebend. Dieses System hat den Anschein einer übermenschlichen Gleichmüthigkeit, die den Staatsmann über die Unbeständigkeit der Ereignisse erhebt und ihm das Ansehen gibt, als ob er das beherrsche, was ihn erhebt. Im Grunde genommen, ist dies nur das Sophisma der wahren Geistesgröße. Zu dieser scheinbaren Verlachung der Ereignisse kann man nur mit Aufgebung seiner selbst gelangen. Denn um diese Rolle der Unparteilichkeit bei allen Wechselfällen annehmen und durchführen zu können, muß der Mensch zwei Dinge von sich werfen, die die Würde des Charakters und die Heiligkeit des Geistes ausmachen: die Treue in seinen Verbindungen und die Reinheit seiner Ueberzeugungen, das heißt den besten Theil seines Herzens und den besten Theil seines Geistes. Allen Ideen dienen, heißt beweisen, daß man an keine glaubt. Wem dient man dann unter dem Namen der Ideen? Seinem eignen Ehrgeize. Man scheint die Dinge zu lenken und wird von ihnen mit fortgezogen. Solche Menschen sind die Schmeichler und nicht die Helfer der Vorsehung. Indessen trug Talleyrand vom Beginn der Revolution an den Gedanken in sich, daß der Friede die erste der wahrhaft revolutionairen Ideen sei, und diesem war er treu bis zu seiner letzten Stunde.

XII.

Das Decret der Versammlung, welches ihren Mitgliedern untersagte, Aemter der ausübenden Gewalt zu übernehmen, bevor sie nicht vier Jahre aufgehört haben, an der Nationalrepräsentation Theil zu nehmen, verhinderte Herrn von Talleyrand Unterhändler dem Titel nach zu sein. Man übergab daher die Accreditivbriefe Herrn von Chauvelin, einem Manne vom Hofe, der sich durch seinen lärmenden Eifer gegen den Hof populär gemacht hatte, den geheimen Auftrag, die Instructionen, die ganze Unterhandlung aber Herrn von Talleyrand. Ein eigenhändiger vertraulicher Brief Ludwig's XVI. an den König von England Georg III. sagte: „Neue Beziehungen müssen sich zwischen unsern beiden Ländern herstellen. Es ziemt zwei Königen, die ihre Regierung durch das unausgesetzte Streben für das Glück ihres Volkes bezeichnet haben, sich durch Bande zu verknüpfen, die um so fester werden müssen, je klarer das Interesse der Nationen erkannt werden wird." Herr von Talleyrand wurde Pitt vorgestellt. Er wandte bei ihm Alles an, was nur immer indirecte Lobrednerei und biegsame Anmuth an geistreichen Schmeicheleien anzuwenden vermögen, um den Geist dieses großen Mannes für Ausführung des Allianzplanes zu interessiren, den er ihn gern veranlassen wollte anzunehmen. Er malte ihm mit Enthusiasmus den Ruhm des Staatsmannes aus, dem die Nachwelt den Dank für diese Vereinigung zweier Völker schulden werde, die über die Bewegung oder Bewegungslosigkeit der Welt verfügen. Pitt hörte ihm mit einem mit Ungläubigkeit gemischten Wohlgefallen an. „Dieser Minister wird sehr glücklich sein," sagte er mit einem Lächeln zu dem jungen französischen Diplomaten. „Ich möchte wol zu dieser Zeit noch Minister sein!" „Und glaubt Herr Pitt," fuhr Herr von Talleyrand fort, „daß dieser Zeitpunkt so fern sei?" Pitt besann sich. „Das hängt," antwortete er dann, „von dem Zeitpunkte ab, wo ihre Revolution beendet sein und ihre Constitution in Gang wird kommen können." Pitt verhehlte Herrn von Talleyrand durchaus nicht, daß das englische Cabinet seine Hand nicht compromittiren werde in einer

Revolution, die noch in ihren Wallungen begriffen sei, und deren Krisen', von denen jeden Tag eine der andern folge, den Uebereinkommen, welche man mit ihr träfe, weder eine Gewißheit noch eine Sicherheit böten. Herr von Talleyrand legte bei seiner Rückkehr diese Gesinnungen dem girondistischen Ministerium Roland's und Dumouriez' dar, das dem Ministerium Narbonne's und Lessart's gefolgt war. Dumouriez schickte Talleyrand aufs neue nach London, die Vermittlung Englands zwischen dem Kaiser und Frankreich nachzusuchen. Diesmal wurden Herr von Talleyrand und Herr von Chauvelin Pitt nicht allein lästig, sondern sogar verdächtig. Er bemerkte, daß die beiden Unterhändler zwei Unterhandlungen zugleich betrieben, die eine mit ihm, um Frankreich den Frieden zu geben, die andere mit den Häuptern der Opposition, um eine Bewegung in England hervorzurufen. Man klagte sie ganz offen in den ministeriellen Blättern einer geheimen und vertrauten Verbindung mit Fox, mit Lord Grey und selbst mit Thomas Payne und dem Demagogen Horn-Tooke, dem Gründer einer Volkspartei an, welche nicht allein die Minister angriff, sondern auch die Aristokratie, das Eigenthum, die Kirche, den Geist der britischen Constitution und die Grundlagen der Gesellschaft selbst.

Vergebens bemühte sich Fox, der Nebenbuhler Pitt's auf der Rednerbühne, ein Mann, der fähiger war, ein Volk durch seine Beredsamkeit aufzuregen, als mit dem Genie der Regierungskunst zu leiten, in seinen Reden, in denen die Schläge der Revolution bis an den Thron Georg's III. widerhallten, die Unruhen zu Paris zu beschönigen; vergebens stellte er die Sache der französischen Freiheit dar als solidarisch mit der Sache der englischen Freiheit verknüpft. Der Geist der Nation entfernte sich von ihm, um sich immer mehr und mehr an Pitt anzuschließen. Die Motionen von Fox, populärer auf der Straße, als im Hause der Gemeinen, wurden nur von schwachen Minoritäten von funfzig bis sechzig Stimmen unterstützt. Der 20. Juni und der 10. August antworteten Schlag auf Schlag auf diese Versprechungen der Begründung einer constitutionellen Freiheit in Frankreich und machten den zahlreichen Theil des Volkes, welcher der constitutionellen Regierung ergeben war, erzittern und erbeben. Lord Gower, der Gesandte Englands, wurde als-

bald nach dem Falle Ludwig's XVI. abberufen, unter dem Vorwande, daß seine Beglaubigungsschreiben von selbst erloschen seien mit dem Falle des Souverains, an den sie gerichtet waren. Der Aufenthalt des Hrn. v. Talleyrand und des Hrn. v. Chauvelin wurden von Pitt nur noch als eine Duldung von Seiten der Regierung betrachtet. Die Septembertage, in blutigen Zügen in den Reden und Schriften Burke's commentirt, warfen einen unheimlichen Schein auf die Worte Fox's. Der Friede und das Bündniß mit Frankreich erschienen dem englischen Volke wie eine Mitschuld mit den Urhebern dieser straflos gebliebenen Metzeleien. Die Gefangenschaft des Königs, der Königin, der zwei an jedem Vergehen unschuldigen Kinder fügten noch das Mitleiden zum Abscheu. Der Proceß des Königs ohne Formen und ohne Richter machte die ganze öffentliche Stimmung zum Bundesgenossen Pitt's.

XIII.

Der König wurde hingerichtet. Alle Throne zitterten, alle Völker wichen voll Erstaunen und Entsetzen vor diesem Frevel an dem Königthume, dem man etwas Göttliches beilegte, zurück. Mit der Ankunft des Couriers, der diese Schreckensnachricht nach London brachte, empfing Hr. v. Chauvelin die Weisung, England binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen. Von der Opposition über die Beweggründe dieser Vertreibung von dem freien Boden Englands interpellirt, ließ Pitt dem Parlamente antworten: „Nach Ereignissen, auf denen die Einbildungskraft nicht ohne Entsetzen verweilen kann, und seitdem eine infernalische Faction sich der Gewalt in Frankreich bemächtigt hat, konnten wir die Anwesenheit des Herrn von Chauvelin nicht mehr dulden; denn es gibt kein Mittel der Corruption, das Hr. v. Chauvelin nicht selbst oder durch seine Emissäre versucht hätte, um das Volk zu verführen und zur Auflehnung gegen die Regierung und die Gesetze dieses Landes anzureizen." Maret, der an diesem Tage zu Dover ans Land stieg, erhielt die Weisung sich wieder einzuschiffen, ohne selbst die Erlaubniß zu erhalten, bis nach London zu kommen. Talleyrand, der ohne offiziellen Titel von der französischen

Regierung gelassen war und Pitt nicht dieselben Vorwände und denselben Verdacht darbot als Hr. v. Chauvelin, blieb zu London, immer noch den letzten Faden der Unterhandlungen in der Hand behaltend.

Chauvelin streute bei seiner Rückkunft in Paris das Gerücht von einer heftigen Gährung des englischen Volkes aus. Er behauptete, das Volk von London werde sich auf das Zeichen der republikanischen Gesellschaften an demselben Tage in Masse erheben, an dem Pitt die Kühnheit haben werde, Frankreich den Krieg zu erklären, und daß Georg III. nicht sicher sein werde in seinem eignen Palaste.

Brissot, der diesen Berichten Chauvelin's traute, bestieg die Rednerbühne des Convents im Namen des diplomatischen Ausschusses. Er glaubte Pitt einzuschüchtern, indem er ankündigte, daß der Krieg, welcher ausbrechen sollte, Irland von dem Joche England befreien werde. Taub gegen die hellersehenden Rathschläge Dumouriez', sagte er: „Holland macht gemeinschaftliche Sache mit dem Cabinete von St. James, als dessen Unterthan es sich vielmehr zeigt, denn als sein Bundesgenosse; es theile sein Schicksal.“ Und der Krieg gegen England und den Statthalter von Holland wurde zur Abstimmung gebracht und mit Stimmeneinhelligkeit angenommen. „Wir werden eine Landung auf ihrer Insel ins Werk setzen,“ schrieb der Minister Monge an die französische Flotte, „wir werden funfzigtausend Freiheitsmützen in sie werfen, den heiligen Freiheitsbaum aufpflanzen und unsre Arme nach unsern Brüdern, den Republikanern ausbreiten. Diese tyrannische Regierung wird bald vernichtet sein.“ Pitt, der auf der einen Seite die Nationaleifersucht, auf der andern das Entsetzen, welches die Hinrichtung des Königs einflößte, zur Stütze hatte, beunruhigte sich nicht über diese Drohungen. Er zählte die Schiffe und nicht die Proclamationen der Franzosen. Er wußte, daß die Schiffsequipagen der französischen Marine durch die Emigration decimirt worden waren. Frankreich hatte in See und in seinen Häfen nur 66 Linienschiffe und 93 Fregatten oder Corvetten. England hatte 158 Linienschiffe, 22 Schiffe von 50 Kanonen, 125 Fregatten und 110 leichte Fahrzeuge. Holland, das mit England verbündet war, konnte außerdem mehr als 100 Kriegsschiffe von verschiedner

Größe ausrüsten. Auf seiner von einem solchen schwimmenden Wall umgebnen Insel konnte Pitt unerschütterlich die Ereignisse auf dem Continente abwarten und beherrschen. Seine Finanzen waren nicht weniger furchtbar, als seine Kriegsrüstungen. Er konnte Europa im Solde Englands halten. Minister der vorbereitenden Maßregeln, wie man ihn zehn Jahre vorher zum Spott genannt hatte, schien seine Voraussicht die Unermeßlichkeit einer Aufgabe vorausgesehen zu haben, welche eine Coalition von zehn Jahren seinem Vaterlande auferlegen sollte.

XIV.

Die Rückwirkung der Hinrichtung Ludwig's XVI. pflanzte sich mit nicht weniger unheilvollen Folgen für Frankreich bis nach Rußland fort. Katharina II., die augenblicklich den Handelsvertrag von 1786 zerriß, kraft dessen die Franzosen in ihrem Reiche als die begünstigtste Nation behandelt worden waren, verbot augenblicklich alle Beziehungen zwischen ihren Unterthanen und den Angehörigen Frankreichs. Sie befahl allen Franzosen Rußland binnen vierundzwanzig Tagen zu verlassen, sobald sie nicht die Grundsätze der Revolution ihres Landes förmlich abschwüren. Bis dahin hatte die Kaiserin, obgleich sie seit dem Frieden mit den Türken über unermeßliche Armeen frei verfügen konnte, um sie auf Frankreich zu werfen, den Abmarsch ihrer Truppen aufgeschoben und es Oestreich und Preußen überlassen, allein gegen eine Revolution einzuschreiten, die sie mit all dem Hasse verabscheute, den der Despotismus gegen die Freiheit in sich trägt. Sie hatte lange Zeit gehofft, daß der König von Schweden, Gustav, dessen contrerevolutionairen Enthusiasmus sie noch mehr anfeuerte, allein hinreichen werde, um Frankreich zu bändigen und zur Ruhe zu bringen. Die Ermordung Gustav's hatte ihre Pläne zerstört. Seit dem Tode dieses Fürsten war ihr Herz zwischen zwei Gegenständen der Sorge getheilt, von denen der eine ihren Ehrgeiz, der andere ihren Herrscherstolz berührte. Es waren dies Polen und Frankreich. Ihre Truppen besetzten Warschau und unterdrückten in Polen die Bewegungen einer Revolution, welche mit der Revolution von Paris fraternisirte. Der König von Preußen

besetzte auf denselben Grund hin Danzig und Großpolen. Dieses unglückliche Land hat es nie an einem Vorwande für die Intervention seiner mächtigen Nachbarn fehlen lassen. Polen war nur zu lange gewohnt gewesen eine constituirte Anarchie zu sein. Die Kaiserin und der König von Preußen bereiteten in geheimem Einverständnisse die Eroberung und Theilung Polens vor, während der Kaiser damit beschäftigt sein würde, Deutschland gegen Frankreich zu vertheidigen. Dies war der geheime Grund der Zögerungen der doppelseitigen Diplomatie des Königs von Preußen und der Schlaffheit der ersten Coalition. Der König von Preußen blickte rückwärts, und die Kaiserin wollte die russischen Heere nicht an den Rhein schicken, aus Furcht, Polen aus dem Auge zu verlieren.

Aber unmittelbar nach dem Tode Ludwig's XVI. befahl Katharina ihrem Minister zu London, dem Grafen Woronzoff, ein Schutz- und Trutzbündniß mit England abzuschließen. Kaum war dieser Vertrag unterzeichnet, so ließ sie England, Holland, Preußen und den Kaiser die Last des Krieges auf dem Ocean, in den Niederlanden und am Rheine allein tragen und warf ihre Heeresmassen auf Polen. So überwog die Politik des Ehrgeizes im Herzen Katharinen's die Politik des Princips. Sie zeigte einen tobenden Haß gegen die französische Anarchie, sie stachelte aus der Ferne ihre Verbündeten zum Kampfe an, aber sie selbst nahm am Kampfe nicht Theil. Preußen, seinerseits beunruhigt durch die Nähe Rußlands hinter sich und eifersüchtig darauf bedacht, sich seinen Antheil in Großpolen zu nehmen, verpflichtete sich nur halb. Oestreich nahm die Rolle an, die Preußen in der ersten Coalition gespielt hatte, bot das Reich auf, versammelte die Contingente und übernahm es in erster Linie, den Offensivkrieg in den Niederlanden zu unterhalten. Man kam überein, daß die Streitkräfte der Mächte jede ihren besondern Anführer haben sollten. Die Einheit der Armeen und der Operationen wurde auf diese Weise der gegenseitigen Nebenbuhlerschaft geopfert. Der Kaiser gab das Generalcommando dem Herzoge von Coburg, der die Kaiserlichen gegen die Türken befehligt und mit Suwarow den Ruhm der Siege bei Fokzani und Rimnisk getheilt hatte. Er war ein temporisirender General

von der Schule des Herzogs von Braunschweig, der am wenigsten geeignete Mann den ungestümen Flug eines französischen Heeres aufzuhalten oder ihm zuvorzukommen. Sobald er seine Ernennung erhalten hatte, hielt der Herzog von Coburg zu Frankfurt eine Conferenz mit dem Herzog von Braunschweig, dem Generalissimus der preußischen Armee, und kam mit ihm über einen ebenso unzusammenhängenden, einen ebenso kleinmüthigen Plan überein, wie der war, welcher die Campagne befreit, Ludwig XVI. ins Verderben gestürzt und den Rhein blosgegeben hatte.

XV.

So war die Organisation dieser neuen Coalition beschaffen, in der von fünf Mächten drei beobachtend zuwarteten und zwei allein zum Kampfe schritten, die sich beide untereinander mit Unruhe betrachteten, sich nur mit Vorbehalt verpflichteten, im Geheimen sich bemühten, sich der Last des gemeinschaftlichen Krieges zu entledigen und unter der abweichenden Leitung zweier Feldherrn operirten, die nur darin einverstanden waren, den Feind zu vermeiden.

Wir haben Dumouriez als Sieger bei Valmy, Kellermann, den Rückzug des Königs mehr begleitend, als bedrängend, Custine bei Mainz, Dillon im Elsaß verlassen. Montesquiou zog dreißigtausend Mann aus den Garnisonen der Städte des Südens zusammen, um in Savoyen einzufallen.

Savoyen, der Grundstock der Alpen, erhebt sich mit seiner höchsten Höhe zum Montblanc und zum Mont Cenis. Auf der einen Seite fällt es in einem steilen Abhange in die reichen Ebenen Piemonts nach Turin zu hinab, auf der andern ist es in vier breite und tiefe Thäler zerspalten, die, ein jedes mit einem Gebirgsstrom in seinen Bette, vom Fuße der Gletscher bis zu den Mündungen dieser Schluchten laufen. Dort werden diese Bergströme, deren reißender Fall schwächer wird oder ganz aufhört, zu Seen, wie der Genfersee, der See von Annecy, von Bourget, in die sich die großen Gewässer der Isère und der Rhone verlieren, und die sie ihrerseits wieder durch die Provinzen des südlichen Frankreichs in das Mittelmeer ergießen. Diese

Bergströme führen unaufhörlich in ihren schäumenden Wogen Lawinen und Felsblöcke mit sich, die sich von den Bergen losgelöst haben. Man hört sie in einer unermeßlichen Tiefe tosen. Sie machen sehr oft den Uebergang von einem Ufer zum andern unmöglich. In den Thalbecken, in denen ihr Bett sich erweitert, erheben sich auf dem grauen Sande und den durch die Wasser eingeschwemmten Kieseln einige Flecken mit niedrigen Mauern und schwarzen Lavadächern. Sonst tragen überall die steilen Abhänge hie und da kleine Dörfer und einzeln liegende Hütten, die an den schmalen Absätzen und den jähen Bergrändern hängen und sich gleichsam an ihnen anklammern. Da wo die Abhänge weniger rauh sind, breiten sich einige Wiesen aus und erheben sich einige Weinstöcke, die an Nußbäumen in die Höhe laufen und die der Bauer, der mit dem Raume geizt, auf hölzernen Säulen zu breiten Lauben zieht.

Mit diesen Hauptthälern verzweigen sich jeden Augenblick andere Thäler, welche sich ohne Ausgang in Schlünde verlieren, die sich immer mehr verengen und in ewigen Schnee auslaufen. Das Faucignythal, das dem Wallis und der Schweiz am nächsten liegt, läuft vom Fuße des Montblanc aus und mündet in der Richtung nach Genf zu. Das Thal Maurienne, welches von Mont-Cenis herabkommt, breitet sich plötzlich bei seiner Annäherung an Frankreich zwischen Conflans und Montmélian, zwei savoyschen Städten, weiter aus. An dieser Stelle fällt es zusammen mit dem Tarentaisethale, in dem die Isère fließt. In einiger Entfernung von Montmélian spaltet sich das Mauriennethal und läuft zur Rechten auf Chambéry, die Hauptstadt Savoyens, und zur Linken auf Grénoble, die Hauptstadt der Dauphiné, die in einem Winkel der Alpen eingeschlossen liegt. Montmélian, welches zugleich den Eingang des Mauriennethals, des Tarentaisethals, der Ebene von Chambéry und des Thales von Grésivaudan, in der Richtung nach Grénoble hin, bewacht, ist somit der Schlüssel von Savoyen.

XVI.

Das Volk, welches diese Hochebenen, diese Thäler und diese Ebenen bewohnt und einer Herrschaft unterworfen ist,

die ihren Sitz in Italien hat, besitzt nichts Italienisches, als seine Regierung. Es ist ein von dem lateinischen und helvetischen vollkommen verschiedener Volksstamm. Es spricht weder deutsch noch italienisch, es spricht französisch. Sein Charakter, seine Sitten, seine Gewohnheiten und selbst seine Industrie knüpfen sich naturgemäß an Frankreich an. Sobald das äußerliche Band, welches es mit Piemont verbündet, sich lockert oder zerreißt, neigt sich Savoyen Frankreich zu. Die Kriege, die es unter der sardinischen Fahne gegen Frankreich geführt hat, sind Kriege gegen die Natur und fast Bürgerkriege. Mit Ausnahme des Adels und des Klerus, den die erblichen Souverainetätsrechte und die Gunstbezeigungen des Hofes mit einer fanatischen Liebe an das regierende Haus von Savoyen knüpfen, ist das Herz des ganzen übrigen Volkes französisch gesinnt. Das Joch Piemonts lastet auf ihm, die Suprematie des piemontesischen Namens demüthigt es, die Ehrenprivilegien des Adels drücken es, die Herrschaft seines Klerus, der die Einführung der Ideen von außen in diese Berge fürchtet, verkümmert ihm das Licht und die Luft des Jahrhunderts. Das Haus Savoyen, obwohl väterlich, wohlthätig und auf administrative Verbesserungen für die drei Lande, die es beherrscht, bedacht, hält sie indessen doch unter einer Art mönchischer Disciplin, welche an das spanische Regiment erinnerte. Der König, der Adlige, der Priester, der Soldat sind das ganze Volk.

Indessen hatten doch die Gleichheit der Sprache, die stetige Berührung der Grenzen, die Handelsbeziehungen, die zahlreichen Auswanderungen von Savoyarden nach Frankreich die revolutionairen Ideen sich in diese Berge einsickern lassen. Jean Jacques Rousseau hatte seine Jugend in der kleinen Stadt Annecy und der Einsamkeit von les Charmettes bei Chambéry zugebracht. Voltaire hatte sein Alter zu Ferney vor den Thoren Savoyens verlebt. Genf, die kräftige Colonie der protestantischen Freiheit und seit den Tagen Calvins die Metropole der modernen Philosophie, stieß mit seinen Vorstädten an savoyisches Gebiet. Diese Erinnerungen, diese Einflüsse, diese Nachbarschaft hatten der Bevölkerung Verachtung gegen eine milde, aber zurückgebliebene Regierung und den Wunsch eingeflößt, sich Frankreich einzuverleiben.

Trotz der häufigen Familienverbindungen zwischen dem Hause Savoyen und dem Hause Bourbon hatte der Vertrag von Worms vom Jahre 1741 zwischen Karl Emanuel und Maria Theresia die sardinische Monarchie in politischer Beziehung zu einem Lehen Oestreichs gemacht. Victor Amadeus, der zu der Zeit regierte, als die Revolution in Frankreich ausbrach, war ein bei seinen Völkern beliebter Fürst, der die zaudernde Vorsicht des Alters besaß und seine Weisheit in Worten, seine Zeit in Berathungen erschöpfte. Man nannte ihn den Nestor der Alpen. Trotz der Besorgnisse, welche die Hinneigung Savoyens, sich aus dem Verbande seiner drei Fürstenthümer loszumachen und in die Arme der Revolution zu werfen, in ihm erweckte, würde ihn doch sein Charakter zur Bewahrung der Neutralität geführt haben. Aber der Einfluß seines Klerus auf seinen Geist hatte ihm einen Abscheu gegen eine Republik eingeflößt, die eben so sehr den Gott seines Glaubens als den Thron seiner Väter bedrohte. Eine Menge französischer Priester, die aus ihren Kirchspielen verjagt worden waren, weil sie sich geweigert hatten, den Eid auf die Civilconstitution des Klerus zu leisten, hatten sich zu ihren Amtsbrüdern von Savoyen geflüchtet. Sie streuten das Gerücht von den Verfolgungen der Kirche und ihre Verwünschungen gegen das Schisma aus. Chambéry war voll flüchtiger Bischöfe uud Edelleute, die die Schmerzen, die Hoffnungen und die Täuschungen der Landesflüchtigen aller Zeiten und aller Völker zur Schau trugen. Turin war der Hauptsitz der Gegenrevolution im Auslande. Die Royalisten von Lyon, Grenoble und des Südens unterhielten über die Grenzen Savoyens und durch die Grafschaft Nizza geheime Beziehungen mit Turin. Der König von Sardinien hatte seinen Gesandten von Paris abberufen und durch diese Handlung zur Genüge erklärt, daß er Ludwig XVI. als einen Gefangenen betrachte und mit der französischen Nation keine Unterhandlungen pflegen werde. Hr. v. Sémonville, den Dumouriez nach Turin geschickt hatte, um freundschaftliche Erklärungen auszuwirken, wurde zu Alessandria verhaftet, als der Absicht verdächtig, die Bewegung in Italien anzufachen. Die Girondisten, die die Meister des Ministeriums und der Versammlung waren, ließen den Beginn der Feindseligkeiten beschließen.

XVII.

Montesquiou, der die Armee des Südens befehligte, erhielt den Befehl, sich zum Einfalle in Sardinien bereit zu machen. Vierzig Bataillone stießen zu ihm, die von der müßigen Pyrenäenarmee weggezogen worden waren. Seine Operationsbasis erstreckte sich über eine Linie von mehr als funfzig Meilen, vom Jura, der Genf beherrscht, bis zum Var, der die Grafschaft Nizza deckt. Montesquiou brannte vor Ungeduld, die französische Fahne den Völkern zu zeigen, die von ihm nur verlangten, daß er ihnen eine Gelegenheit gebe, sich an Frankreich anzuschließen und in den Eroberern nur die Bringer der Freiheit sahen. Er errichtete ein Lager auf seiner äußersten Rechten am Var und ein anderes zu Tournoux im Mittelpunkt der Bergwand der Niederalpen. Auf seinem linken Flügel zog er zehntausend Mann bei dem Fort Barreaux bei Grenoble zusammen. Endlich legte er zehntausend Mann seiner besten Soldaten nach Cessieux und einige Abtheilungen nach Seyssel und Gex, am Eingange der Thäler Savoyens.

Montesquiou hatte, treu den militairischen Ueberlieferungen des Marschalls von Berwick, eingesehen, daß ein Feldzug gegen Piemont, diesen engen und cirkelrunden Kessel, in dem jeder bedrohte Punkt von Turin, seiner Hauptstadt und seinem Waffenplatze aus, in drei Tagen Verstärkungen erhalten kann, mit so schwachen Streitkräften wie die seinigen unthunlich sei, aber daß die Grafschaft Nizza und Savoyen, zwei lange von der sardinischen Monarchie getrennte Arme, leicht vom Körper abgeschnitten und für Frankreich erworben werden könnten, ohne daß Piemont sie retten könnte. Demgemäß operirte er. Am 4. September gab er im Geheimen den Befehl zum Einfall in die Grafschaft Nizza durch seine Truppen vom Var, der verbunden war mit der gleichzeitigen Abfahrt seiner Flotte von Toulon, die von der Seeseite angreifen sollte, während die Armee unter den Befehlen des Generals Anselme durch das Gebirge vorrückte. Dem General Casabianca befahl er Chambéry von Saint-Genis aus zu bedrohen. Er begab sich selbst mit der Hauptmasse der Armee

nach dem Fort Barreaux, um den Durchgang durch den Engpaß, welcher Savoyen verschließt, zu erzwingen.

XVIII.

Das piemontesische Heer zählte achtzehntausend Mann. Es wurde vom General Lazary befehligt. Dieser General zog, nachdem am Eingange des Engpasses einige Kanonenschüsse zwischen der Armee Montesquiou's und seinem Vortrab gewechselt worden waren, seine Truppen auf Montmélian zurück. Anstatt nun Montmélian zu befestigen und so Montesquiou den Eingang in die drei Thäler zu verschließen, deren Theilungspunkt diese Stadt beherrscht, verließ Lazary die Stadt, indem er die Brücke abbrach, und zog sich nach Conflans zurück. Alle piemontesischen Heeresabtheilungen, welche zu Annecy, zu Chambéry und im Faucignythale verstreut lagen, zogen sich einzeln und fast ohne einen Schuß zu thun zurück, um sich mit dem Gros der sardinischen Armee zu vereinigen und nach Piemont hinabzusteigen. Die französischen Heersäulen folgten ihnen, ohne auf ein Hinderniß zu stoßen, unter dem freudigen Zurufe des Volkes, in dessen Land sie eingefallen waren. Montesquiou hielt seinen triumphirenden Einzug zu Chambéry, empfing aus den Händen des Magistrats die Schlüssel der Hauptstadt Savoyens und überließ die Verwaltung derselben den Einwohnern. Am nämlichen Tage dieses Triumphes setzten die Jacobiner zu Paris den General Montesquiou ab. Die Nachricht von seinem Siege und der Schrei der öffentlichen Entrüstung über die Undankbarkeit der Jacobiner veranlaßte sie, seine Absetzung für den Augenblick zu widerrufen. Montesquiou organisirte seine Eroberung und legte seine Truppen an die Grenze von Genf.

Während dieser Operationen vereinigte der General Anselme die Bataillone der Freiwilligen von Marseille mit den achttausend Mann, die er befehligte, verschanzte sich auf der Linie des Var und bedrohte so die Grafschaft Nizza mit einem Einfall, wahrend er sich selbst zugleich gegen einen feindlichen Einfall in den Süden Frankreichs sicher stellte. Der Graf von Saint-André befehligte die

Piemonteser. Seine Armee bestand aus achttausend Mann Linientruppen und zwölftausend Mann freiwilligen Milizen.

Die Grafschaft Nizza, ein schmales, aber reizendes natürliches Amphitheater, das in Stufen vom Gipfel der Alpen zum Mittelmeer herabsteigt, ist eine italienische Schweiz, in der der Oelbaum und der Citronenbaum die Stelle der Buche und der Tanne einnehmen, aber deren enge, steile und von Gebirgsströmen, die oft austrocknen, durchwühlte Thäler der Invasion dieselben Schwierigkeiten entgegenstellen, wie in Savoyen. Der ligurische Stamm, der sie bewohnt, ist ein Hirtenvolk im Gebirge, ein See- und Handelsvolk an der Seeküste, aber überall kriegerisch, spricht eine andere Sprache und hat andere Sitten als die Franzosen, und war daher weit entfernt die nämliche Hinneigung zu Frankreich zu haben, als die Savoyarden. Das Meer und die Gebirge geben diesem Volke das Gefühl einer doppelten Unabhängigkeit. Die Nachbarschaft von Genua bot zu allen Zeiten den Bevölkerungen dieser Küsten das Beispiel einer republikanischen Staatsindividualität, die sich frei gemacht hatte von dem Joche der benachbarten großen Monarchien. Der genueser Geist war der öffentliche Geist der Grafschaft Nizza: Liebe zu den französischen Principien, Abscheu vor dem Joche Frankreichs. Die Bergbewohner kamen in Schaaren von ihren Alpendörfern herab, Sandalen, die mit Lederriemen befestigt waren, an den Füßen, die Jagdflinte in der Hand, unfähig für einen längeren Feldzug und für eine militairische Disciplin, aber gewandt, unermüdlich, und unerschrocken bei den Ueberfällen und Scharmützeln eines Gebirgskriegs. Der Graf von Saint-André hatte geschickt die Stellung von Saorgio, eine uneinnehmbare Höhe, die Nizza und die Straße nach Frankreich und Piemont beherrscht, zum Mittelpunkt und zur Citadelle der Provinz gemacht, deren Vertheidigung ihm oblag. Er hatte im voraus ein festes Lager und mit Mauern bekleidete Verschanzungen angelegt. Der Admiral Truguet erschien am 28. September vor Nizza mit einem aus fünf Schiffen bestehenden Geschwader und bedrohte die Stadt mit einem Bombardement. Der General Anselme näherte sich zu Lande, bereit, den Uebergang über den Var zu versuchen. Am Abende zog der General Courtin, der Commandant

der Stadt, seine Truppen auf Saorgio zurück. Dreitausend französische Emigranten, die eine Zufluchtsstätte zu Nizza gesucht hatten, regten, empört über den feigen Abzug der Garnison, einen Theil des Volkes auf und liefen die einen ans Meer, die andern zu den Batterien am Var, aber von der Bürgerschaft, die in diesem verzweifelten Kampfe nur einen Vorwand sah, um die Stadt in Brand zu stecken, bedroht, zogen sie sich selbst in der Nacht auf der Straße von Saorgio zurück, verfolgt, verhöhnt, beraubt und ermordet durch den rohen Pöbel der Seeküsten. Dieser Pöbel drohte sogar die Stadt selbst zu plündern. Die Bürgerschaft schickte zu dem General Anselme und ließ ihn bitten, den Platz so schnell als möglich zu besetzen. Anselme ging über den Var an der Spitze von viertausend Franzosen und zog unter einmüthigem Zurufe in die Hauptstadt der Grafschaft ein.

XIX.

Indessen erhoben sich in Folge der Ausschweifungen, welche sich die Revolutionairs von Nizza gegen ihre persönlichen Feinde erlaubten, die Bergbewohner, die immer fester hängen an den alten Sitten und der alten Herrschaft treuer sind, als die Bewohner der Ebenen, der Flußufer und der Seeküsten. Die Priester und die Mönche, die mit Schrecken die Ideen mit den Waffen in der Hand in ihr Reich eindringen sahen, welche die Kirche in Frankreich aus ihrem Besitze getrieben hatten, machten ihre eigne Sache zur Sache der Religion und trieben das Volk zum Aufstande, nicht durch den Patriotismus, sondern durch sein Gewissen. Die jüngsten und unerschrockensten von ihnen marschirten selbst an der Spitze der Banden und schossen die französischen Vorposten und Abtheilungen nieder, wo sie diese nur entfernt von der Hauptmasse des Heeres trafen. Sie feuerten aus dem Hinterhalte hinter den Felsen und den Baumstämmeu hervor und brachten sich in Sicherheit, indem sie mit der Sicherheit des Jägers die steilen Abhänge hinankletterten. Der Krieg war nur ein fortgesetztes Morden.

Der französische General Anselme sah wie seine Truppen

dezimirt wurden. Der Mittelpunkt dieses heiligen Krieges war Oneglia. Diese kleine See- und Gebirgsstadt, zugleich die Hauptstadt eines kleinen unabhängigen Fürstenthums, war der Herd aller dieser Anschläge gegen die Herrschaft der Franzosen. Sein Hafen diente zum Zufluchtsort und Waffenplatz einer Menge von sardinischen, genuesischen und neapolitanischen Piraten und Corsaren, deren leichte Fahrzeuge und bewaffnete Feluken nächtliche Landungen an der Küste unternahmen oder auf der See die nämlichen Raubzüge ausführten, wie die Banden der Bergbewohner in dem Thale von Nizza. Die Mönche mehrerer in der Stadt gelegenen Klöster, die wahren Beherrscher der Stadt, fachten diesen heiligen Krieg an und gaben durch ihre heftigen Predigten diesen unnützen und blutigen Zügen eine religiöse Weihe. Anselme und Truguet kamen überein, den Fanatismus in seiner Lagerstätte zu ersticken. Truppen wurden zu Villafranca eingeschifft. Am 20. October erschien das Geschwader vor Oneglia. Der Admiral Truguet schickte seinen Flaggencapitain du Chaila ab, um die Stadt zur Uebergabe aufzufordern und die Einwohner zu veranlassen, durch ihre Unterwerfung den Schrecknissen eines Bombardements zuvorzukommen. Das Boot, welches du Chaila trug, näherte sich unter einer Parlamentärflagge auf die Zeichen und den friedlichen Zuruf der Bevölkerung, die das Ufer bedeckte. Aber kaum berührte das Boot den Landungsplatz, als eine Salve von hundert Schüssen die Schaluppe durchlöcherte, einen Offizier und vier Matrosen tödtete und mehre Mann, unter ihnen du Chaila selbst, verwundete. Das Boot stieß, mit Todten und Verwundeten gefüllt, wieder ab, verfolgt von Woge zu Woge von einem Hagel von Kugeln und Kartätschen, und konnte nur mit Mühe dieses Zeugniß von der Treulosikeit der Einwohner nach dem Geschwader zurückbringen. Die entrüsteten Mannschaften schrien nach Rache. Truguet legte sich vor die Stadt und beschoß sie bis zum Einbruche der Nacht. Das Fort von Oneglia wurde mit Bomben überschüttet. Sein Feuer wurde zum Schweigen gebracht. Zwölfhundert Soldaten schifften sich unter dem Befehle des General Lahoulière während der Nacht auf den Schaluppen des Geschwaders ein und erwarteten den ersten Anbruch des Tages, um unter

dem Feuer zweier Fregatten ihre Landung ins Werk zu setzen.

Bei diesem Anblicke flüchteten sich die Einwohner in die Gebirge, indem sie das Werthvollste, was sie besaßen, mit sich nahmen und ihre Häuser der Plünderung und Brandsteckung überließen. Die Mönche allein blieben, gewöhnt an die Unverletzlichkeit des Priesterthums, die bisher in allen Kriegen Italiens geachtet worden war, in ihre Klöster eingeschlossen, zurück. Die Franzosen sprengten die Thore dieser Freistätten und ermordeten ohne Unterschied zwischen Schuldigen und Unschuldigen die Mönche, die ihrer Rache verfallen waren durch die Complote, deren Anstifter sie gewesen waren, und durch den feigen Mordanfall auf du Chaila. Plünderung und Brand verheerten und zerstörten als schreckliche Repressalien den Sitz des Piratenthums und der Räuberei. Die Franzosen ließen, als sie sich wieder einschifften, in der Stadt Oneglia nur einen Aschenhaufen und die Leichen der Mönche auf den Trümmern ihrer Klöster zurück.

Der Zug gegen Oneglia und die Ermordung seiner Priester, weit entfernt den Aufstand in den Gebirgen der Grafschaft Nizza zu stillen, ließ die Barbets sich in Masse erheben. Vereinigt mit den Piemontesern und einem östreichischen Corps, welches dem Könige von Sardinien vom Kaiser zur Verfügung gestellt worden war, griffen sie die Franzosen zu Sospello, dem höchsten Punkte des von diesen besetzten Landes an. Sechstausend Mann mit achtzehn Geschützen verdrängten den General Brunet daraus. Anselme rückte mit der ganzen Garnison von Nizza, bestehend aus zwölf Grenadiercompagnien, funfzehnhundert Mann Kerntruppen und vier Stück Artillerie aus, um diese wichtige Stellung wieder zu nehmen. Er stürmte sie mit dem Bajonnette und kehrte nach Nizza zurück. Im Convente angeklagt wegen der Milde seiner Verwaltung, in den Augen der Jacobiner schuldig, den Mordthaten und der Rache der Revolutionairs von Nizza einen Zügel angelegt zu haben, ward er in der Mitte seiner siegreichen Armee verhaftet und nach Paris abgeführt, um im Kerker den ersten Ruhm seiner Waffen zu büßen.

XX.

Ein französisches Geschwader, befehligt von dem Admiral Latouche, forderte zu gleicher Zeit den König von Neapel auf, sich für oder gegen die Republik zu erklären und die Ränke seines Gesandten zu Konstantinopel gegen die Anerkennung der dreifarbigen Flagge durch den Sultan zu desavouiren. Das Geschwader, das aus sechs Kriegsschiffen bestand, war am 27. December, den fünfhundert Kanonen der Quais und der Castelle von Neapel Trotz bietend, in den Golf eingelaufen. Latouche, der unter den Fenstern des königlichen Palastes Anker geworfen und seinen Schiffen das Signal zum Gefechte gegeben hatte, schickte einen Grenadier der Seetruppen mit einer Botschaft an den König selbst ab. Dieser Gesandte hatte keinen andern Titel, als den eines französischen Soldaten, keine andern Beglaubigungschreiben, als die brennenden Lunten neben den Kanonen der Flotte, die der König von der Terrasse seines Palastes herab glimmen sah. Der Admiral verlangte in seinem Schreiben, daß der Gesandte der Republik angenommen, die Neutralität Neapels Frankreich gewährleistet, der unverschämte Gesandte, der die Legitimität der Regierung des französischen Volkes zuo Knstantinopel geleugnet, abberufen und vom Hofe von Neapel ein Gesandter nach Paris geschickt werde. Die abschlägliche Antwort auf eine einzige dieser Bedingungen würde das Signal zum Feuern seiner Schiffe sein.

Der eingeschüchterte König empfing den französischen Grenadier mit allen Ehren, welche er dem Gesandten der Republik zugestanden haben würde. Er räumte Alles ein, was man verlangt hatte, und bot außerdem noch seine Vermittlung zwischen der Republik und ihren Feinden an. „Die Republik," antwortete ihm der Grenadier, „will keine Vermittlung zwischen sich und ihren Feinden als den Sieg oder den Tod." Der Hof von Neapel, der von einer hochmüthigen und den Franzosen feindlichen Königin beherrscht wurde, unterwarf sich dieser Demüthigung ohne Murren. Er gab sich den Schein, als wolle er die ihm von Latouche auferlegten friedlichen Bedingungen erfüllen, und nahm mit

um so größerem Haß im Herzen seinen Platz in der Verschwörung der Höfe wieder ein.

XXI.

Während die französischen Bataillone Savoyen und die Grafschaft Nizza unterwarfen, die französischen Geschwader die Küsten des Mittelmeeres beherrschten und Dumouriez langsam die Champagne vom Feinde säuberte, versuchten die Oestreicher in den Niederlanden, ermuthigt durch die Abwesenheit der Hauptmasse der französischen Truppen, die Dumouriez zu dem Sammelplatze an der Argonne berufen hatte, in den Norden Frankreichs einzudringen. Die Emigranten hatten den Herzog Albert von Sachsen-Teschen, den Gouverneur der Niederlande, glauben gemacht, daß die Einwohner des Nordens von Frankreich und besonders das Volk von Lille, nur auf einen Vorwand warteten, um sich gegen den Convent zu erheben und ihrem gefangenen Könige eine Treue zu erklären, die den Charakterzug dieser Provinzen bilde. Beurnonville, der sechzehntausend Mann der Nordarmee Dumouriez zu Hülfe führte, hatte Lille entblößt gelassen. Diese Stadt hatte nur eine Besatzung von zehntausend Mann, eine Streitmacht die unzureichend war, um sehr weitläufige Festungswerke zu vertheidigen und zugleich eine Bevölkerung von siebzigtausend Menschen im Zaume zu halten. Der Herzog Albert zog fünfundzwanzigtausend Mann zusammen, entlehnte aus den Arsenalen der Niederlande fünfzig Stück Belagerungsgeschütz, erschien am 25. September vor den Wällen von Lille und ließ die Laufgräben eröffnen.

Nachdem in der Nacht vom 29. fünf Batterien mit dreißig Stücken Geschütz vollendet worden waren, begab sich der Baron von Asper in die Stadt, um sie zur Uebergabe aufzufordern. Er wurde mit allen Förmlichkeiten, die das Kriegsrecht vorschreibt, auf das Stadthaus geführt, wo er seine Aufforderung dem General Ruault, dem Commandanten der Stadt, vorbrachte. Der General antwortete wie ein Mann, der seiner selbst, des Muthes seiner schwachen Besatzung und der Begeisterung der Einwohner gewiß ist. Die Menge, die sich um das Stadthaus drängte, begleitete

den Parlementär bis zu den östreichischen Vorposten zurück unter dem Rufe: „Es lebe die Republik! Es lebe die Nation!“ Das Feuer wurde augenblicklich eröffnet. Sieben Tage und sieben Nächte hindurch zerstörten die Kugeln ohne Unterlaß die Stadt, tödteten sechstausend Einwohner und steckten achthundert Häuser in Brand. Die Keller, in denen die Weiber, die Greise und die Kinder eine Zuflucht suchten, stürzten in einigen Stadttheilen unter der Wucht der Bomben zusammen und begruben Tausende von Opfern unter ihren Trümmern. Die unerschrockene Bevölkerung verwandelte sich in eine im Feuer erprobte Armee und zeigte keinen einzigen Augenblick des Schwankens. Der Krieg schien die gewöhnliche Beschäftigung dieses Grenzvolkes zu sein. Alle Städte des Nordens, von denen Lille noch nicht durch eine völlige Einschließung abgeschnitten war, schickten ihm Lebensmittel, Munition und aus der Blüthe ihrer Jugend gebildete Bataillone. Sechs Mitglieder des Convents, Duhem, Delmas, Bellegarde, Daoust, Doulcet und Duquesnoy kamen, um sich mit in seine Mauern einzuschließen, den Muth der Belagerten zu beleben und den Grenzen zu zeigen, daß die Nation mit ihnen kämpfe in der Person ihrer Repräsentanten. Vergebens regneten dreißigtausend glühende Kugeln und sechstausend hundertpfündige, mit Kartätschen geladene Bomben hundert und funfzig Stunden lang ohne Aufhören auf diesen rauchenden Aschenherd herab, der unablässig gelöscht, unablässig wieder in Brand gesteckt wurde; vergebens eröffnete, um die Ausdauer der Belagerer zu beleben, die Erzherzogin von Oestreich, Marie Christine, die Gemahlin des Herzog Albert, mit eigner Hand das Feuer einer neuen Batterie; die Bewohner von Lille bemerkten, daß die Oestreicher ihre Geschütze mit Eisenstangen, Ketten und Steinen luden. Sie schlossen daraus, daß den Belagerern die Munition zu mangeln beginne und verharrten nun mit noch größerem Vertrauen in ihrem Gleichmuthe unter dem Feuer. Der Herzog Albert, der zugleich an Truppen und an Munition Mangel litt und die Erfolge Dumouriez' in der Champagne erfuhr, fürchtete das Zurückströmen der französischen Truppen nach dem Norden und hob die Belagerung auf, ohne verfolgt zu werden.

Lille hatte eine ganze Vorstadt verloren. Mehrere Stadt-

theile waren nur noch Haufen von Schutt und Steinen, welche Haufen von Leichen zum Grabe dienten. Seine Trümmer rauchten noch und die Verstümmlung seiner Denkmäler legte Zeugniß ab für den Ruhm einer kriegerischen Stadt, die von ihren eignen Einwohnern zugleich vertheidigt und zugleich zum Opfer gebracht wurde.

Es kamen bei dieser Belagerung Züge vor, die des Alterthums würdig waren. Ein freiwilliger Kanonier der Stadt bediente ein Geschütz auf den Wällen. Man benachrichtigt ihn, daß eine Bombe auf seinem Hause zerplatzt sei; er wendet sich um und sieht, wie Flamme sich vom Dache seines Hauses erhebt. „Mein Posten ist hier,“ antwortet er, „man hat mich nicht hierher gestellt, um mein Haus, sondern um mein Vaterland zu vertheidigen. Feuer für Feuer“ und damit ladet er sein Geschütz und schießt es ab. Die Rettung Lilles erregte einen Nationalenthusiasmus. Die Schmach von Verdun und Longwy war gerächt.

Die Belagerung von Lille war kaum aufgehoben worden, als Beurnonville, mit sechzehntausend Mann von der Armee Kellermann's abgesendet, gegen die Nordgrenze vorrückte, um zu dem Invasionsplane mitzuwirken, der schon so lange Zeit von Dumouriez im Geiste vorbereitet und auf so glorreiche Weise durch den Feldzug gegen den König von Preußen unterbrochen worden war.

XXII.

Wir haben gesehen, wie Dumouriez, den es drängte diesen Plan wieder aufzunehmen, alsbald nach der rückgängigen Bewegung des Herzogs von Braunschweig nach Paris geeilt war. Sein Erscheinen in Paris hatte weniger den Zweck, seinen Triumph zu feiern, als vielmehr neue Triumphe vorzubereiten, indem er mit dem ganzen Einflusse eines siegreichen Generals alle zur Invasion Belgiens nothwendigen Mittel auswirkte. Vom Volke vergöttert, von den Jacobinern gefürchtet, mit Danton befreundet und von den Girondisten behutsam behandelt, entriß sein Ruhm, seine Gewandtheit und seine soldatische Ueberredungskunst der ausübenden Gewalt alle Befehle und alle Hülfsmittel, über die

sie verfügen konnte. Die Nachwirkung des 10. Augusts, die Bestürzung der Septembertage, die Proclamation der Republik, der dumpfe Schrecken der Einen und der Fieberparoxismus der Andern vor dem Schaffote des Königs, endlich der Stolz auf den Sieg von Valmy, der Ruhm, das französische Gebiet wiedererobert zu haben, führte die ganze Jugend der Nation unter die Waffen. Es fehlte an Waffen für die Arme, nicht an Armen für die Waffen. Man schmiedete sie eilend in allen Werkstätten der Republik. Commissäre des Convents und von den Jacobinern ernannte Commissäre, die einen mit dem Gesetz, die andern mit der Dictatur der öffentlichen Meinung in der Hand, durcheilten die Departements, um die Waffenfabriken in Gang zu bringen, Requisitionen anzustellen und die Einrollirung in die Armee auf der ganzen Oberfläche von Frankreich zu fördern. Die Ortsbehörden, die, wie von selbst aus dem Volke hervorgegangen waren und aus Männern bestanden, welche durch den öffentlichen Ruf als die allerfeurigsten Patrioten bezeichnet worden waren, übten auf das Land eine solche Macht des Vertrauens, des Antriebs und der Vollstreckung aus, wie sie keine andre Behörde in gewöhnlichen Zeiten jemals erlangt hatte. Man gehorchte ihnen, wie man seiner eignen Leidenschaft gehorcht. Sie waren nur die Ordner einer allgemeinen Bewegung.

Leute aus allen Lagen und aus allen Verhältnissen und von jedem Alter stellten sich schaarenweise, um die Bataillone zu bilden, welche jedes Departement an die Grenzen schickte. Die Nationalgarden, welche ihre kriegsgewöhntesten Leute an diese Bataillone abgaben, wandelten sich auf diese Weise im Lande selbst in eine active Armee um. Die jungen Leute, welche sich durch einen lebhaftern Eifer und Patriotismus in der Nationalgarde ausgezeichnet hatten, wurden von ihren Waffengefährten zu Commandanten dieser Bataillone ernannt. Diese Freiwilligen aus denselben Städten, Dörfern und Bezirken, Brüder, Verwandte, Freunde, Landsleute, die sich alle einander kannten und ihre Führer aus den Muthigsten, Begabtesten und Beliebtesten unter sich wählten, bildeten auf diese Weise gleichsam ebenso viele militairische Familien, als es Bataillone in einem Departement gab. Sie gingen in die Schlacht, einer den

andern überwachend, sich gegenseitig ermuthigend und sich versprechend, Zeugniß von einander abzulegen von ihrem Patriotismus, ihrem Heldenmuthe und ihrem Tode.

Bei der Nachricht von einem großen Ereignisse zu Paris, bei der Nachricht von einer Kriegserklärung an einen Feind mehr, bei den Erzählungen von den Niederlagen oder den militairischen Erfolgen, welche die ersten Schritte der französischen Armeen in der Champagne und in Savoyen, im Süden und im Norden, bezeichneten, entbrannte die leidenschaftliche Liebe zum Vaterlande, durch die Gefahr oder durch den Ruhm angefacht, mit noch höherer Stärke in den Herzen der Bürger. Feurige Proclamationen des Convents, der Behörden, der Jacobiner, der Volksrepräsentanten auf Sendung riefen die Vertheidiger der Freiheit zu den Waffen. Ihre Stimme, die augenblicklich gehört wurde, war das einzige Recrutirungsgesetz. Der Enthusiasmus warb, der eigne Wille disciplinirte, die patriotischen Gaben kleideten, bewaffneten, besoldeten und unterhielten diese Söhne des Vaterlands.

XXIII.

In den Städten, in den Flecken, in den Dörfern erhob sich in den Tagen, wo die Feste der Religion oder die Märkte eine größere Menge vereinigten auf dem öffentlichen Platze vor dem Municipalitätsgebäude ein Amphitheater von Holz. Ein militairisches Zelt, das von Pikenbündeln getragen wurde und auf dem dreifarbige Fahnen flatterten, war auf diesem Gerüste ausgespannt, um an das Lager zu erinnern. Dieses Zelt, dessen Vorderwand von einem Grenadier und einem Reiter in Uniform in die Höhe gehalten wurde, öffnete sich nach dem Volke zu. Ein Tisch, auf dem die Werbelisten lagen, nahm seine Mitte ein. Der Volksrepräsentant auf Sendung mit der dreifarbigen Schärpe gegürtet, in aufgekrämptem Hute, auf dem ein dreifarbiger Federbusch flatterte, führte die Listen und schrieb die Anmeldungen auf. Der Maire, die Municipalbeamten, die Districtspräsidenten, die Präsidenten der Clubs standen um ihn her. Die bewegte Menge öffnete sich jeden Augenblick, um die Reihen der Vertheidiger des Vaterlands durchzulassen,

welche die Stufen der Estrade hinanstiegen, um ihre Namen an die Commissäre abzugeben. Der Beifallruf des Volkes, die patriotischen Umarmungen der Volksrepräsentanten, die Thränen der Rührung der Familienmütter, die Fanfaren der Militairmusik, das Wirbeln der Trommeln, die im Chore angestimmten Klänge der Marseillaise belohnten diese Acte der Hingebung an das Heil der Republik, reizten an und berauschten zu ihnen. Diese ansteckende Begeisterung, welche die Massen erfaßt, schien sich der Zuschauer zu bemächtigen und bis dahin schüchterne und gleichgültige Menschen zur Nachahmung der Handlungen hinzureißen, deren Zeugen sie waren. Verheirathete Männer rissen sich aus den Armen ihrer Frauen, um an den Altar des Vaterlands zu stürzen. Im Alter schon vorgerückte Leute, selbst Greise, die noch jugendlich und rüstig waren, boten den Rest ihres Lebens zum Dienste für das Wohl des Vaterlandes an. Man sah sie ihre Kleider vor den Repräsentanten ausziehen, um ihnen ihre noch kräftige Brust und starken Schultern, Arme und Fäuste zu zeigen, zum Beweise, daß ihre Glieder noch Kraft genug besäßen, den Tornister und die Flinte zu tragen und den Strapatzen des Krieges zu trotzen. Väter boten ihre Söhne selbst dem Vaterlande dar und verlangten mit ihnen zu marschiren. Frauen legten, um ihren Gatten oder Geliebten zu folgen, oder selbst ergriffen von jenem Rausche der Freiheits- und Vaterlandsliebe, der edelsten und hingebendsten aller Liebe, die Kleidung ihres Geschlechts ab, zogen die Uniform der Freiwilligen an und ließen sich in die Bataillonslisten der Freiwilligen ihrer Departements eintragen.

Diese Freiwilligen empfingen eine Marschroute, um sich in das durch den Kriegsminister bezeichnete Depot zu begeben und dort Ausrüstung, Einübung und Organisation zu erhalten. Sie setzten sich in Marsch in mehr oder weniger zahlreichen Haufen unter dem Schall einer Trommel und dem Gesange der Marseillaise, bis in weite Entfernung begleitet von ihren Müttern, Brüdern, Schwestern und Bräuten, die ihre Tornister und Waffen trugen und sich nicht eher von ihnen trennten, als bis, nicht ihre Zärtlichkeit, aber ihre Kräfte erschöpft waren. Ueberall auf den Kreuzwegen, auf den Gipfeln der Anhöhen, am Eingange

oder Ausgange der Städte, an den Thüren einzeln liegender Wirthshäuser, an denen diese Abtheilungen Halt machten, waren die Reisenden Zeugen dieser Trennungen und dieser Abschiede. Die Freiwilligen, durch diese letzten Umarmungen aufgehalten, eilten, ihre Augen trocknend, mit verdoppelten Schritten ihrem Bataillone nach, und, ohne sich umzublicken, aus Furcht zu zaudern oder weich zu werden, stimmten sie mit gedämpfter, aber entschlossener Stimme in den Vers der Marseillaise ein, den ihre Kameraden sangen: Allons enfants de la patrie!

Die Bewohner der Städte und der Flecken, durch die sie kamen, verließen ihre Wohnungen, um sie vorüberziehen zu sehen und ihnen auf der Schwelle ihrer Häuser Brot und Wein anzubieten. Man stritt sich an den Rastorten darum, bei wem sie wie Söhne des Hauses wohnen sollten. Die patriotischen Gesellschaften gingen ihnen entgegen und luden sie ein, am Abende ihren Sitzungen beizuwohnen. Der Präsident hielt eine Ansprache an sie, die Redner des Clubs schlossen Brüderschaft mit ihnen und entflammten ihren Muth durch Erzählungen von kriegerischen Heldenthaten, die sie der Geschichte des Alterthums entlehnten. Man lehrte sie die Hymnen der beiden Tyrtäen der Revolution, der Dichter Lebrun und Chénier. Man berauschte sie mit der heiligen Wuth der Vaterlandsliebe und dem Fanatismus der Freiheit.

XXIV.

Von dieser Art waren die Elemente der Armee, die auf allen Straßen Frankreichs aus dem Herzen des Landes nach den Grenzen marschirte. Dumouriez organisirte sie während des Marsches.

Dieser General war, nachdem er vier Tage in Paris in geheimen Conferenzen mit Danton und in militairischen Conferenzen mit Servan, dem damaligen Kriegsminister, zugebracht hatte, am 20. October wieder abgereist, um sich nach seinem Hauptquartier Valenciennes zu begeben. Ehe er aber dort erschien, sammelte er zwei Tage lang seinen Geist auf einem Landhause, das er in der Umgegend von Péronne besaß. Er hatte über zwei Sachen nachzudenken:

über seinen Feldzugsplan, um Belgien den Händen der Oestreicher zu entreißen, und über seinen Verhaltungsplan, um dem Convent zu schmeicheln oder ihn einzuschüchtern, der Republik zu dienen, wenn sie sich eine feste Regierung zu geben verstände, sie zu beherrschen und zu zerstören, wenn sie, wie er argwohnte, von Anarchie zu Anarchie aus der Hand der einen Partei in die der andern überginge. Der General war abgereist voll Verachtung gegen die Girondisten, voll Vertrauen auf das Genie Danton's. Der dunkle Horizont seines Schicksals ließ ihn zwei Punkte sehen, auf denen er gleich gern seine Phantasie weilen ließ: eine Dictatur für sich selbst, die er im Innern mit Danton theilte oder die Rolle Monk's, modificirt nach der Verschiedenheit der Zeiten und der Menschen, das heißt, die Wiederherstellung einer constitutionellen Monarchie durch die Armee, worauf der Herzog von Chartres seine Gedanken geleitet hatte.

Während so Dumouriez die möglichen Wechselfälle erwog, welche der Krieg oder die Revolution herbeiführen konnten, trat Servan aus dem Ministerium. Pache nahm seine Stelle ein.

XXV.

Pache, eine untergeordnete Persönlichkeit, der plötzlich aus dem Dunkel hervortrat und durch die Girondisten zum Kriegsminister erhoben wurde, war ein Freund Roland's. Er war einer jener Menschen, deren Ehrgeiz sich unter eine Bescheidenheit verbirgt, der über ihre anmaßenden Ansprüche täuscht. Man wußte kaum, woher er gekommen und auf welchem Wege er bis dahin in seinem Leben gegangen oder gekrochen war. Man vermuthete nur, daß er der Sohn eines Portiers des Herzogs von Castries war. Durch das Wohlwollen dieser vornehmen Familie erzogen, war er in der Folge mit der Erziehung eines der Söhne dieses Hauses betraut worden. Unterrichtet, fleißig, zurückhaltend und gewöhnt in der Unterhaltung nur wenige und bündige Worte fallen zu lassen, die die Klarheit und Universalität seines Geistes verriethen, schien Pache ausnehmend geeignet, eines jener nützlichen Räder im Mechanismus der

Verwaltung zu werden, aber unfähig darnach zu trachten, ihr Leiter zu sein. Er war ein Heuchler, der sein Streben nach der Herrschaft unter die uneigennützigen Gewohnheiten und die Einfachheit eines Philosophen zu verbergen wußte. Diese antike Strenge hatte Madame Roland getäuscht, die von Allem eingenommen wurde, was an die Männer des Plutarch erinnerte. Sie hatte Pache ihrem Manne zum Chef seines Geheimcabinets im Ministerium des Innern und zum Vertrauten und Gehülfen bei seinen schwierigsten und geheimsten Arbeiten gegeben. Sie sah in Pache einen jener Weisen, welche die Vorsehung den Staatsmännern erweckt, um auf ihre Berathungen einen geistigen Einfluß zu üben.

Als Servan zum Ministerium des Kriegs berufen wurde, trat Pache in seine Verwaltung unter demselben Titel und unter derselben Heuchelei ein, wie bei Roland; er zeigte dieselbe eifrige Erfüllung seiner Pflichten und dieselbe Gewandtheit in den Details. Bei dem Rücktritte Servan's hatte Roland im Ministerrathe Pache zum Kriegsminister vorgeschlagen. Die Girondisten, die, auf das Wort Roland's hin, in Pache einen ihrem Glücke und ihrer Sache ergebenen Freund sahen, hatten ihn vertrauungsvoll angenommen. Sie glaubten, daß auf diese Weise der Geist Roland's zwei Ministerien beleben werde. Aber kaum war Pache im Ministerrathe eingeführt, so schüttelte er, wie eine lästige Erinnerung, alle Abhängigkeit wie alle Dankbarkeit gegen seinen vormaligen Gönner von sich ab und fing insgeheim, dann bald offen an, mit den Jacobinern die Ränke zu schmieden, die Roland stürzen und seine Frau aufs Schaffot führen sollten. Pache gab den Jacobinern die Verwaltung des Ministeriums des Krieges zum Unterpfande, das er ihren Creaturen anvertraute. Vincent und Hassenfratz herrschten darin unter seinem Namen, der eine ein junger Cordelier, ein Schüler und Nacheiferer Marat's, der andere ein Patriot von Metz, der nach Paris geflüchtet war. Pache, der einzig und allein mit der Sorge beschäftigt war, seine Popularität zu vermehren, machte seine Bureaus zu eben so vielen Clubs, in denen man die Kleidung, die Sitten und die Sprache der zügellosesten Demagogie nachahmte. Die rothe Mütze und die Carmagnole traten

traten an die Stelle der Uniform. Die Töchter Pache's zeigten sich bei den Bürgerfesten und trugen überall einen erkünstelten und übertriebenen Patriotismus zur Schau. Ein solches Ministerium konnte den Planen Dumouriez' nicht dienen, den man anklagte, der Kriegsmann der Girondisten zu sein. Die Ernennung Pache's war ein Donnerschlag für ihn und es schwebte ihm von da an dunkel vor, daß er bald durch die feindselige Gesinnung der Jacobiner zu der Alternative gebracht werden würde, sich entweder vor ihnen zu beugen oder sie vor sich zittern zu machen.

XXVI.

Bei seiner Ankunft zu Valenciennes arbeitete Dumouriez seinen Plan der Invasion Belgiens aus und schickte jedem der Generale, die unter seinem Befehle standen, den Theil des Planes zu, mit dessen Ausführung er betraut war. Er allein kannte das Ganze des Plans und leitete die combinirten Bewegungen. Seine Streitkräfte beliefen sich auf achtzigtausend Mann. Die Begeisterung, welche seine Bataillone an die Grenze geführt hatte, erhöhte sich noch durch die Hoffnung auf eine Eroberung im Namen der Republik. Sie hatten zu ihrem Obergeneral das ganze Vertrauen, welches der Held von Valmy und der Befreier der Champagne den Soldaten im Gefechte einflößte. Da, wo Dumouriez war, da war für sie auch das Gesetz und das Vaterland. Etwas Dictatorisches lag in seiner Physiognomie, in seinen Worten, in seinen Tagsbefehlen an die Armee. Er schien sich wenig um Commissäre, Conventsdecrete, Ansichten des Kriegsministers zu kümmern und die Regierung mit sich zu führen.

Der östreichische Befehlshaber in Belgien war der Herzog Albert von Sachsen-Teschen. Er war vom Kaiser und vom Könige von Preußen in einer isolirten Stellung gelassen worden, die von dieser Seite die Sicherheit Belgiens gefährdete. Die zerstreuten Streitkräfte des Herzog von Sachsen-Teschen bestanden aus kaum dreißigtausend Streitern, darunter viertausend französische Emigranten auf der Seite von Namur unter den Befehlen des Herzogs Bourbon, des Sohnes des Prinzen von Condé. Seine Unterbefehlshaber

deckten mit starken Detachements die ganze Grenze Belgiens. Der Herzog von Sachsen-Teschen hielt in der Mitte seiner verstreuten Streitkräfte Brüssel mit einer schwachen Garnison besetzt, bereit vorzurücken oder sie an sich zu ziehen.

XXVII.

Wenn Dumouriez damals den schöpferischen Geist der Kriegskunst gehabt hätte, der die Stärke der Armeen durch ihre Concentrirung vermehrt, so hätte er jedes dieser isolirten Corps der Oestreicher mit der ganzen Masse seiner Truppen bekämpfen und, indem er in einer einzigen Colonne bis ins Herz Belgiens vorrückte, sie von den andern Corps abschneiden, schlagen oder zersprengen können. Das geringe Vertrauen, welches der General noch in seine Freiwilligenbataillone setzte, und besonders der Mangel an Material, Wagen und Lebensmitteln, dem man nicht durch militairische Requisitionen abhelfen wollte, hinderten ihn, diesen Gedanken auszuführen. Die alte Uebung und Gewohnheit der bisherigen Kriegführung hemmte noch den innern Trieb der besten Generale. Dumouriez theilte seine Armee in vier Corps, nach dem Beispiele des Herzogs von Sachsen-Teschen. Der General Valence, seine rechte Hand und sein Lieblingsschüler, befehligte die Armee der Ardennen, die ebenfalls von Valmy zurückkehrte, um sich Clairfayt entgegenzustellen. Valence erhielt Befehl auf Namur vorzurücken, um, wenn es noch Zeit wäre, die Vereinigung Clairfayt's mit der belgischen Armee unter den Mauern von Mons zu verhindern; aber es war zu spät. Die ersten Colonnen Clairfayt's waren schon in Mons eingezogen. Das zweite Corps Dumouriez' von zwölftausend Mann unter den Befehlen des Generals d'Harville bedrohte Charleroi. Das dritte unter den Befehlen La Bourdonnaye's, des Commandanten der eigentlichen Nordarmee, die aus achtzehntausend Mann bestand, sollte auf Tournay vorrücken. Endlich sollte Dumouriez selbst an der Spitze zweier Corps, die das Centrum dieser Armee bildeten und dreißigtausend Mann stark waren, auf Mons marschiren, dort einen entscheidenden Stoß auf die vereinigte Armee Clairfayt's und des Herzogs von Sachsen-Teschen thun, diese Armee durchbrechen und durch diese

Bresche auf Brüssel marschiren, indem er dabei zur Rechten und zur Linken die belgischen Provinzen insurgirte und sich der drei Corps von Valence, von d'Harville und von La Bourdonnaye als Vortrab bediente. Proclamationen in gemäßigtem revolutionairen Style, die Belgien zur Unabhängigkeit riefen und geeignet waren, in diesen Provinzen den alten Sauerteig ihrer Revolution wieder zur Gährung zu bringen, waren durch Dumouriez selbst kunstvoll abgefaßt worden. Diese Proclamationen, wahre Meisterstücke der Gewandtheit, erinnerten zu gleicher Zeit an die Klugheit des Diplomaten, an die Hand des Revolutionairs und an das Schwert des Kriegers. Dumouriez trat in ihnen weniger als Eroberer, denn als Befreier auf. Die Franzosen sprachen darin als Brüder zu den Völkern, denen sie zu Hülfe kämen gegen ihre Unterdrücker. Es war der ächte Geist der Revolution, der durch den Mund ihres ersten Generals sprach. Wenn sie immer im Sinne Dumouriez' gesprochen und gehandelt hätte, so würde ihre Propaganda, friedfertig gegen die Nationalitäten, drohend allein gegen die Gewaltherrschaften, die diese unterdrückten, mehr für sie gekämpft haben als ihre Armeen. Eine Anzahl belgischer Patrioten, die von Ungeduld erfüllt waren, ihr Land vom östreichischen Joche zu befreien, hatten die Grenze bei dem Herannahen und auf den Ruf des französischen Generals überschritten und Freiwilligenbataillone gebildet. Dumouriez führte diese Bataillone mit sich. Sie waren die glühende Kohle, mit der er den Brand des Patriotismus und des Aufstandes vor sich her zu entzünden hoffte.

XXVIII.

Dieser ganze auf solche Weise entworfene und vorbereitete Feldzugsplan beruhte also auf einer ersten Schlacht unter den Mauern von Mons zwischen der Armee Dumouriez', die sich an die Armee Valence's lehnte und von der Armee d'Harville's unterstützt wurde, einerseits, und der Armee des Herzogs von Sachsen-Teschen andrerseits, die sich stark verschanzt und eine wichtige Stadt zum Rückhalt hatte. Alles marschirte von diesem Augenblicke an mit reißender Schnelligkeit und in Uebereinstimmung nach diesem

Punkte von Mons, wo Belgien erobert oder verloren werden sollte. Die Plane Dumouriez', die klar angedeutet wurden durch die Verwendung seiner Corps und durch den Marsch seiner Colonnen, waren von dem Feldherrnblicke Clairfayt's völlig durchschaut worden. Der Herzog von Sachsen-Teschen und Clairfayt, die eine Heeresmasse von dreißigtausend Streitern vor Mons vereinigt hatten, hatten Zeit gehabt, das Terrain auszuwählen, das Schlachtfeld zu bestimmen, sich der Höhen zu bemächtigen, die Defileen zu schließen, die Abhänge schroffer abzustechen und die Redouten auf den Punkten, wo man ihnen beikommen konnte, mit Geschütz zu besetzen. Das Schlachtfeld, das sie auf diese Weise so gewählt hatten, daß es durch einzeln stehende Hügel wie mit Bastionen versehen, durch Wälder verpalissadirt, von Sümpfen, Kanälen und Flüssen eingeschlossen war, wie eine ungeheure Festung, war eine Hügelkette, die kaum einige Wellenlinien an den Punkten zeigte, wo sich die einzelnen Höhen aneinander schließen, und sich bis eine halbe Stunde von Mons erstreckt. Diese Höhenlinie ist auf ihrem Gipfel mit einem Walde bedeckt. Das Dorf Jemmapes, das an den letzten Abstufungen dieses Hügels hinanliegt, schloß es auf seiner äußersten Rechten, auf der Linken senkte es sich nach dem Dorfe Cuesmes herab. Der Zwischenraum zwischen diesen beiden Dörfern, aus denen die Oestreicher zwei Citadellen gemacht hatten, bildet durch die natürliche Beschaffenheit des Terrains zwei oder drei einwärts gehende Winkel, wo Batterien errichtet worden waren, um durch Kreuzfeuer die Colonnen niederzuschmettern, welche es versuchen würden, die Höhe zu erklettern.

Nach vorn breitete sich wie das Becken eines abgeflossenen Sees eine tiefe und schmale Ebene aus, deren niedrige Fläche zwischen den einzeln stehenden Hügeln, von denen sie eingefaßt wurde, Engen und Buchten bildete. Nach hinten und besonders nach der Seite von Jemmapes senkte sich der Hügel, auf dem das Lager und die Redouten der Oestreicher standen, in einen Sumpf herab, der von Austrocknungskanälen, stehenden Wassertümpeln, durchwässerten, unter den Füßen weichenden Bodenstellen und von Röhricht, das sich wie hohe Hecken an den Seiten der Gräben erhob, durchschnitten war, die der Cavalerie und

der Artillerie den Zugang unmöglich machten. Im Rücken durch diesen Sumpf und die Stadt Mons gedeckt, mit seinem rechten Flügel an das Dorf Jemmapes, mit seinem linken an das Dorf Cuesmes, das an die Vorstädte jener großen festen Stadt stößt, gelehnt, vor sich und unter sich die Batterien und Redouten, die mit 120 Stück Geschütz besetzt waren, und ihre verschanzten Vorposten auf den letzten Hügelwellen, die sich in die Ebene verliefen, hatte die östreichische Armee also nichts zu fürchten auf ihrer Rückzugslinie und auf ihren Flanken, und nur von vorn die Franzosen zu bekämpfen, die, ihrem Feuer völlig ausgesetzt, in einem Thalbecken heranrückten, welches von ihr von allen Seiten eingeschlossen wurde. Der Feldherrnblick der beiden östreichischen Generale hatte ihre Streitkräfte erhöht durch die furchtbare Stellung ihrer Armee. Die Wahl und die Benutzung dieses Schlachtfeldes zeigten Dumouriez, daß er in Clairfayt einen Feldherrn gefunden habe, der würdig war, sich mit ihm zu messen.

XXIX.

Nachdem Dumouriez am 3. und 4. November die Oestreicher aus einigen vorgeschobenen Posten, die sie sehr weit auf seinem Wege und in die Ebene hinaus besetzt hielten, vertrieben hatte, entwickelte er sich auf einer weiten convexen Linie, die auf dem linken Flügel von dem Dorfe Quaraignon ausging, das er Tags vorher nicht hatte nehmen können, und auf dem rechten von dem Weiler Siply, am Fuße der Höhen von Berthaymont, und von dem Paliselberge, der eine Vorstadt von Mons deckt. Er selbst nahm seine Stelle im Centrum dieser Schlachtlinie ein, in gleicher Entfernung von seinen beiden Flügeln. D'Harville, der seinen äußersten rechten Flügel am Fuße des Paliselberges fast unter den Mauern von Mons bildete, erhielt den Befehl, sich beobachtend zu verhalten und die rückgängige Bewegung und Verwirrung, die unter dem Anstürmen der französischen Heermassen in der östreichischen Armee entstehen würde, zu benutzen, um sich der Straße nach Mons zu bemächtigen und ihr die Thore dieser Stadt zu versperren, in die sich der Herzog von Sachsen-Teschen und Clairfayt ohne Zwei-

fel eine Zuflucht offen gehalten hatten. Beurnonville, dem Dumouriez einen Vortrab anvertraute, der allein so stark war wie ein Armeecorps, war beauftragt mit den Kerntruppen das Gefecht zu eröffnen, indem er das Dorf und das befestigte Plateau von Cuesmes auf dem linken Flügel der Oestreicher angriffe und nähme. Fünf Redouten erhoben sich stufenweise zu diesem furchtbaren Plateau. Die ganze feindliche Linie zwischen Cuesmes und Jemmapes war ebenso befestigt durch Redouten, die eine über der andern lagen und deren Feuer sich kreuzte, durch Verhaue von gefällten Bäumen, deren Stämme und sich durchkreuzende Aeste der Cavalerie und Artillerie den Zugang unmöglich machten, und durch Hohlwege, welche mit der Hacke noch vertieft und ausgegraben worden waren und durch Häuser, die mit Schießscharten versehen waren, aus denen die Tyroler Scharfschützen mit ihren nie fehlenden Büchsen gemächlich und geschickt zielen und die Reihen der französischen Angriffscolonnen lichten konnten. Im Centrum ließ das Dorf und der Wald von Flence, die auf einem breiteren und minder steilen Plateau lagen, der französischen Cavalerie eine Schlucht offen, durch die sie bis an den Fuß der Höhe heransprengen konnte. Der Weg, der nichtsdestoweniger durch das Dorf Flence unterbrochen war, war außerdem noch im voraus mit den auserlesensten Schwadronen der östreichischen Reiterei angefüllt. Der alte General Ferrand, ein Ueberbleibsel von Laufelt und vom siebenjährigen Kriege, in dem aber beim Kanonendonner seine Jugend wieder erwachte, befehligte den linken Flügel, der ein wenig hinter die Schlachtlinie zurückgedrängt war durch das Dorf Quaraignon, das eine starke Colonne Oestreicher mit Artillerie noch vor den Höhen von Jemmapes besetzt hielt.

Der Herzog von Chartres (nachmals König der Franzosen) befehligte unter den Augen des Obergenerals das Centrum. Er war der jüngste und durch die Gunst Dumouriez' ausgezeichnetste Unterbefehlshaber dieses Generals. Man hätte meinen können, sein Vorgesetzter wolle einen Strahl des Ruhms mit auf ihn fallen lassen, um Frankreich und sein Geschick, das der politische Instinct Dumouriez' durch den Pulverdampf seiner ersten Feldzüge durchschimmern sah, auf ihn hinzuweisen. Der Herzog von

Chartres sollte unbeweglich stehen bleiben, um als der Letzte den letzten Angriff auf das unzugängliche Centrum der feindlichen Stellung zu machen. Ferrand und Beurnonville sollten vorher einen der beiden zugänglicheren äußersten Punkte, Jemmapes oder Cuesmes, nehmen. Die eine wie die andere dieser beiden Stellungen war das einzige Thor, durch welches die französische Armee auf das Plateau hervorrücken und die östreichische Armee in der Flanke angreifen oder umgehen konnte.

Dumouriez traf diese Anordnungen in der Mitte seines Generalstabes mehr nach der Karte als nach der Beaugenscheinigung der Oertlichkeiten. Die Hecken, die Baumgruppen, die hohen Bäume, die längs der Felder und der Straßen hin in dem fetten Boden Belgiens wachsen, entzogen den vollen Horizont gänzlich dem Blicke des Generals. Auf eine große Linie zerstreute Corps combiniren ihre Bewegungen, so zu sagen, wie durch Tasten im Dunkeln, und in einer Schlacht von weiter Ausdehnung richtet man sich beim Kampfe mehr nach dem Gehör, als nach dem Gesicht.

Die Nacht verhüllte die beiden Armeen, als diese verschiednen Befehle mit allen ihren Einzelnheiten an die Unterbefehlshaber Dumouriez' vertheilt wurden. Dragoner und Husaren mit Fackeln begleiteten auf den Straßen und den Fußsteigen die Adjutanten und die Generale, die in ihre Bivouacs zurückkehrten, um sich auf die morgende Schlacht vorzubereiten. Die Armee schlief in der Schlachtreihe, den Tornister auf dem Rücken und auf den Waffen, die Kanoniere bei ihren Stücken; die Kanonen waren bespannt und die Zügel der Pferde um den Arm der Reiter geschlungen. Dumouriez hatte es so befohlen. Bei einer Schlacht auf einer so langen Linie, die eigentlich aus drei verschiednen Schlachten bestand, deren Wechselfälle die Entscheidung verzögern konnten, wollte der General die Dämmerung nicht verlieren, in einer Jahreszeit, in der die kurzen Tage den Kämpfenden das Licht nur spärlich zumessen. Er fürchtete außerdem, daß, wenn der Sieg bei Rückkehr der Dunkelheit nicht entschieden sei, der Feind auf dem Rückzug das Dunkel der Nacht benutzen werde, um nach Mons zurückzukehren und seiner Verfolgung zu entgehen.

XXX.

Die ersten Strahlen des anbrechenden Tages, die über den wellenförmigen Boden Belgiens hinglitten, beleuchteten also das französische Heer unter den Waffen. Der Himmel war trüb und mit niedriggehenden Regenwolken bedeckt, wie ein ächter Herbsthimmel des Nordens. Ein kalter Reif befeuchtete den Boden und schmolz in Tropfen von den Zweigen der Bäume. Die Ernten waren von den Fluren eingebracht, das Land war kahl, die Blätter gefallen, weder die Saaten, noch das Grün der Bäume hemmten die Aussicht, die weit genug war, um die schwarzen Linien der Bataillone und der Schwadronen überblicken zu lassen, die schweigend den Befehl erwarteten, von ihren Stellungen aufzubrechen.

Das strenge, martialische und besonnene Aussehen der auf ihren Höhen verschanzten feindlichen Armee, die Bärmützen der ungarischen Grenadiere, der weiße Mantel der östreichischen Cavalerie, der himmelblaue Dolman der Husaren, der graue Rock der Tyroler Jäger, die Unbeweglichkeit der mehr wie Zuschauer als wie Handelnde bei dem Gefechte auf den Vorsprüngen der Plateaus von Jemmapes wie auf dem Glacis einer Festung staffelweise übereinander aufgestellten Herresabtheilungen stach lebhaft ab gegen das revolutionaire Aussehen und die tumultuarische Beweglichkeit der Armee Dumouriez', als ob die Vorsehung der Nationen die beiden größten militairischen Kräfte einander habe zum Kampfe gegenüberstellen wollen: die Disciplin und den Enthusiasmus.

XXXI.

Die französische Armee bestand mit Ausnahme der Generale, die alle unter den Waffen ergraut waren, und der Cavalerie, deren Regimenter aus alten Soldaten bestanden, die sorgfältig in den Cadres erhalten und stolz auf ihre Uebung in den Waffen waren, fast ganz und gar aus Freiwilligen. Die einfachen Uniformen boten dem Auge nur lange, dunkle Reihen dar, deren durch den Säbel

der Offiziere, die selbst Neulinge waren, schlecht gerichtete Wellenlinien die Unerfahrenheit der in den Schlachtbewegungen noch wenig geübten Soldaten verriethen. Schuhe von dickem Leder, bis über die Knie herauf zugeknöpfte Kamaschen, die mehr Leichtigkeit zum Marsche gaben, indem sie die Beinmuskeln zugleich stützten und in ihren Formen hervortreten ließen, weiße Hosen, ein Rock, dessen lange, wie Flügel zugeschnittene Schöße bis auf die Knöchel herabreichten, zwei breite, weiße Lederriemen, die sich auf der Brust kreuzten und von denen der eine die Patrontasche auf dem Rücken, der andere den Säbel auf der linken Seite hielt, zwei andere ähnliche aber schmälere Riemen, die über jede Schulter weg und unmittelbar unter der Achselhöhle wieder zürückliefen und dazu dienten den Tornister des Soldaten von Ziegenfell, wie den Tragkorb eines Taglöhners zu tragen, Rabatten von rothem Tuche, die wie ein rother Blutstreifen über die Brust liefen, ein niedriger Kragen, um die Bewegung des Halses frei zu lassen, lange, pomadisirte und gepuderte Haare, die in zwei Locken über die beiden Ohren herunterfielen und hinten in ein schwarzes Band eingeschnürt waren, das sie im Nacken zusammenhielt, endlich als Kopfbedeckung je nach den Corps, entweder ein leichter Helm von festem Leder, von dem ein kurzer Haarbusch herabfiel, oder auch ein aufgekrämpter Hut, auf dem eine Hahnenfeder flatterte, das waren die Montirungsstücke des französischen Freiwilligen.

Ihre Waffen waren ein kurzer Säbel, ein Dolchmesser, um Mann gegen Mann zu kämpfen, wenn das Bajonnet zerbrochen war, und eine lange Flinte mit glänzendem Laufe, an deren Spitze sich das Bajonnet anschloß, um die Brust des Feindes zu durchbohren, wenn das Gewehr abgefeuert war. Fast die ganze Infanterie trug diese Uniform und diese Bewaffnung. Die Chasseurs machten sie bisweilen noch leichter, um gewandter zu sein. Die Grenadiere, diese Riesen der Linie, erhöhten noch ihre hohe Gestalt durch eine hohe schwarze Bärmütze, deren Haare vorn über eine vergoldete oder versilberte kupferne Platte herabfielen. Auf dieser Platte stand in hervorspringender Schrift die Nummer des Regiments oder die Ziffer des Bataillons.

Die Compagnie der Sapeurs, Pioniers und der Mi-

litairarbeiter, die mit Berücksichtigung ihres Körperbaus und ihrer Gestalt ausgewählt waren, trugen, statt der Flinte mit dem Bajonnet, eine breite, scharfe und blinkende Axt mit kurzem Stiele auf der Schulter, die Schneide frei in der Luft, eine Waffe, die gleich gut geeignet war, um auf dem Wege der Armee Bäume zu fällen oder auf dem Schlachtfelde Gliedmaßen abzuschlagen.

Die Kanoniere trugen einen kürzeren Rock, lebendigere Farben und mehr Zierrathen auf der Uniform; eine scharlachrothe Schnur lief um ihren Arm, und auf dem Kopfe trugen sie einen silbernen Helm mit einer rothen Feder.

Die Cavalerie, die aus Gendarmerie, Carabiniers, Kürassieren, Dragonern, Chasseurs und Husaren bestand, je nach der Statur der Reiter und der Pferde, funkelte auf den Flügeln jeder Division. Ihre Pferde, die in den fetten Ebenen des Nordens gerastet hatten, wieherten, hoben unruhig und stolz die Füße und scharrten den Boden, als ob sie ungeduldig der Schlacht entgegensähen. Die Geschütze, die auf ihren Laffetten dröhnten, begleitet von ihren bespannten Pulverwagen und umgeben von ihren Kanonieren, die sich die Lunte in der Hand bereit machten, sie zu bedienen, lagen da wie schwarze Stämme auf den Holzhauerkarren. Ueberall brach man die Zelte der Oberoffiziere ab, die allein in dieser Nacht aufgeschlagen worden waren. Die Brotwagen standen in langen Reihen hinter den Bataillonen. Die Bivouacfeuer, um welche Proviantmeister und Marketenterinnen herumstanden, die Brantwein an die Compagnien austheilten, erloschen in ihrem letzten sich niedersenkenden Qualme, der sich mit den Morgennebeln vermischte. Von Zeit zu Zeit verkündigte ein Rollen der Kanonen auf dem harten Boden der breiten belgischen Chausseen, ein Trompetenschall, ein Trommelwirbel die Bewegung einiger Corps, die langsam aufbrachen, um die ihnen durch den Befehl des Generals angewiesene Stellung einzunehmen.

XXXII.

Diesen Anblick boten die morastigen Flächen der Ebene von Jemappes am Morgen der Schlacht. Was die Stimmung der Armee anlangt, so konnte man sie ganz deutlich

auf den Gesichtern der Freiwilligen lesen. Sie zeigten nicht jene unerschrockne und düstere Miene, jene unbewegliche und martialische Haltung einer an die Manoeuvres und die Disciplin gewöhnten Armee, die den Bewegungen und den Mienen die maschinenmäßige Gleichheit derselben Geberde und desselben Ausdrucks gibt. Die Ordnung wurde übel aufrechterhalten, die Kleider und Waffen von Jedem anders getragen, die Stille oft unterbrochen und der ohnehin vertrauliche Respect gegen die Führer oft verletzt durch Gegenreden und soldatische Scherze. Das Alter, die Manieren, die Physignomien, die Sprache dieser Freiwilligen waren verschieden. Einige waren junge Leute, die kaum fähig waren die Last der dreißig Pfund zu tragen, mit denen jeder Soldat unter den Waffen beladen war. Andere standen dem Greisenalter nahe und hatten den weißen Schnurrbart des Veteranen. Die Mehrzahl standen in dem mittleren Alter von zwanzig bis vierzig Jahren. An der Zartheit oder Rauhheit der Hände, der Weiße oder dem sonnenverbrannten Aussehen der Gesichter, an der Geschmeidigkeit oder Schwerfälligkeit der Glieder konnte man erkennen, daß diese Bataillone nicht aus derselben Klasse des Volkes recrutirt worden waren, sondern daß alle Altersstufen, alle Stände, alle Berufsklassen hier gemischt und untereinander gemengt waren. Der Müßiggänger stand neben dem Arbeitsmanne, der Bürgersohn aus den Städten neben dem Sohne des Landmannes, der Reiche neben dem Armen, der Adlige neben dem Plebejer. Die Physiognomien der Leute waren eben so verschieden wie ihre Herkunft und glichen sich nur in dem gleichmäßigen Ausdrucke des Muths. Man fühlte, daß diese Leute nicht da waren als Maschinen, die das Gesetz der Disciplin und der Recrutirung einberufen und als lebende Palissaden vor den Feind gestellt hat, sondern daß sie unter einem plötzlichen, innerlichen und freiwilligen Antriebe herbeigeeilt waren, daß die Sache, für die sie ins Feld zogen, Hunger litten und vor Frost zitterten, ihre persönliche Sache war, und daß in dieser Schlacht eines Volkes gegen Europa ein Jeder von ihnen den Sieg seines Patriotismus und seiner Ideen davontragen wollte.

Es lag außerdem in den Gesichtern eine unruhige, neugierige, aufgeregte Beweglichkeit, welche anzeigte, daß diese

Truppen Neulinge im Feuer und des Kanonendonners ungewohnt waren. Den Schauplatz aufmerksam betrachtend, erwarteten sie die Schlacht ebensosehr wie ein Schauspiel, als wie ein Gefecht. Diese außerordentliche Erregtheit der Mienen und der Gemüther erzeugte bei den Führern Sorge und Zuversicht zugleich. Sie konnte je nach dem Eindrucke, den diese Leute, die allzu leidenschaftlich waren, um kaltblütig zu bleiben, empfingen, sich unter dem Feuer in panisches Schrecken oder in Enthusiasmus verwandeln und aus diesen Massen flüchtige Massen oder Heldenschaaren machen.

XXXIII.

Dumouriez hatte in seinem Zelte nur einige Stunden einen durch die Rapporte der Ordonnanzen unterbrochenen Schlaf auf einem Bunde Stroh genossen. Er durcheilte schon die Fronte seiner Reihen, von einer Anzahl Offiziere seines Generalstabs umgeben. Es waren dies: Thouvenot, der eigentliche Chef seines Generalstabes, ein Offizier, den er höher schätzte, als alle andern, weil er zuerst zu Sedan seinen großen Gedanken von der Argonne begriffen und gefördert hatte; der Herzog von Chartres, den er den Soldaten zeigte, um die Republik an den Anblick eines Prinzen zu gewöhnen; der junge Herzog von Montpensier, fast noch ein Kind, der zweite Sohn des Herzogs von Orleans und Adjutant seines Bruders bei Jemmapes, der durch seine frühzeitige Tapferkeit, seine schwermüthige Miene und seine leidenschaftliche Liebe für seinen Bruder die Blicke der Soldaten auf sich zog und ihr Herz rührte; Moreton de Chabrillan, der den Titel des Generalstabschefs führte, ein tapferer, aber unruhiger und eifersüchtiger Mann; der junge Baptist Renard, den der General als Kind in seine Dienste genommen hatte und der sich aus dem bloßen Dienstverhältnisse bis zur gänzlichen Hingebung an seinen Herrn erhoben hatte; endlich eine Gruppe von vier Offizieren zu Pferde von verschiednem Alter, unter denen man zwei weibliche Gesichter bemerkte. Ihre Bescheidenheit, ihre Röthe und ihre Anmuth stachen unter ihrer Kleidung als Ordonnanzoffiziere lebhaft ab gegen die männlichen Gesichter der Kriegsmänner, die sie umgaben. Es waren dies der Capitän der Guiden Dumouriez', Herr

von Fernig aus dem französischen Flandern, sein Sohn, Lieutenant im Regimente Auxerrois, und seine beiden Töchter, die ihre Zärtlichkeit für ihren Vater und ihre leidenschaftliche Liebe für das Vaterland dem Schutze ihres Geschlechts und ihres Alters entrissen und in das Feldlager geführt hatten. Die kindliche Liebe hatte ihnen keine andere Zufluchtsstätte gelassen.

XXXIV.

Sie waren in dem Dorfe Mortagne an der äußersten Grenze Frankreichs dicht an Belgien geboren. Auf folgende Weise wurde ihnen ihre Berufung offenbart.

In den ersten Zeiten des Kriegs erhoben sich die Grenzdepartements von selbst, um Frankreich zu schützen. Frankreich war nur ein Lager, als dessen Vorposten sie sich betrachteten. Neben den Bataillonen, die sie Dumouriez sendeten, bildeten sich Freiwilligencompagnien von verheiratheten Männern, Greisen und Jünglingen, ohne ein anderes Gesetz, als das des öffentlichen Wohls, ohne eine andere Organisation, als die des Patriotismus, ohne andere Führer, als die Tapfersten unter sich, rückten aus den kleinen Städten, Dörfern, Meiereien aus, überfielen die feindlichen Detachements, trieben den Einfall des Vortrabs zurück und schlugen sich mit den leichten Uhlanen Clairfayt's herum. Selbst Frauen begleiteten ihre Männer, Töchter ihre Väter auf diesen blitzschnellen Zügen; jedes Alter und jedes Geschlecht zahlte seinen Tribut des Enthusiasmus und des Blutes an das Vaterland und an die Freiheit. Die zärtlichsten und aufopferndsten dieser Heldinnen waren diese beiden Mädchen von Mortagne, die seitdem berühmt geworden sind in den Jahrbüchern der ersten Revolutionskriege. Sie waren die ältesten von vier Schwestern; die eine hieß Theophile, die andere Felicité.

Herr von Fernig, ein ehemaliger Offizier, lebte zurückgezogen in dem Dorfe Mortagne auf der äußersten Grenze des Norddepartements und war Vater einer zahlreichen Familie. Seine beiden Söhne dienten, der eine in der Pyrenäen-, der andere in der Rheinarmee. Seine vier Töchter, denen der Tod ihre Mutter genommen hatte, lebten bei ihm.

Zwei von ihnen waren noch Kinder, die zwei andern standen kaum dem Jungfrauenalter nahe. Ihr Vater, der die Nationalgarde von Mortagne commandirte, hatte den Bauern seiner Landschaft sein kriegerisches Feuer eingeflößt. Er hatte aus dem ganzen Lande ein Lager gemacht. Er gewöhnte die Einwohner an den Krieg durch fortwährende Scharmützel mit den feindlichen Husaren, die oft die Grenze überschritten, um zu verhöhnen, zu rauben und Brand zu stiften. Es vergingen wenig Nächte, in denen er nicht persönlich diese Bürgerpatrouillen und diese Züge geführt hätte. Seine Töchter zitterten für sein Leben. Zwei von ihnen, Theophile und Felicité, die mehr noch durch die Gefahren, die ihr Vater lief, als durch die Gefahren des Vaterlandes beunruhigt wurden, vertrauten sich gegenseitig ihre Besorgnisse und fühlten zu gleicher Zeit in ihren Herzen denselben Gedanken keimen. Sie beschlossen sich ebenfalls zu bewaffnen, sich ohne Vorwissen ihres Vaters in die Reihen der Bauern zu mischen, aus denen er Soldaten gemacht hatte, mit ihnen zu kämpfen, vor allem aber über ihren Vater zu wachen und sich zwischen den Tod und ihn zu werfen, wenn er allzu nahe von den feindlichen Reitern bedroht würde.

Sie verbargen ihren Entschluß in ihrem Innern und offenbarten ihn nur einigen Einwohnern des Dorfs, deren Mitwissenschaft sie nothwendig bedurften, um sich den Blicken ihres Vaters zu entziehen. Sie zogen Männerkleider an, die ihre Brüder bei ihrem Abgange zur Armee im Hause zurückgelassen hatten, bewaffneten sich mit Jagdflinten, und der kleinen von Herrn von Fernig geführten Colonne folgend, wechselten sie Schüsse mit den östreichischen Marodeurs, gewöhnten sich an den Marsch, an das Gefecht, an den Tod und elektrisirten durch ihr Beispiel die tapfern Bauern. Ihr Geheimniß blieb lange und treu bewahrt. Wenn Herr von Fernig des Morgens nach Hause zurückkehrte und bei Tische die Abenteuer, die Gefahren und die Thaten der Nacht seinen Töchtern erzählte, ahnte er nicht, daß seine eignen Töchter in den ersten Reihen seiner Plänkler gekämpft und bisweilen sein Leben bewahrt hatten.

Indessen stellte sich Beurnonville, der in dem Lager von Saint-Amand in geringer Entfernung von der äußersten Grenze commandirte und von dem Heldenmuthe der Frei-

willigen von Mortagne gehört hatte, an die Spitze einer starken Cavalerieabtheilung, um das Land von jenen Fouragierern Clairfayt's zu säubern. Als er sich bei Anbruch des Tages Mortagne näherte, begegnete er der Colonne von Fernig's, diese Schaar kehrte in ihr Dorf zurück nach einer Nacht voll Strapatzen und Kämpfen, in der das Gewehrfeuer auf der ganzen Linie nicht aufgehört hatte und Herr von Fernig selbst durch seine Töchter aus den Händen eines Haufens Husaren, die ihn als Gefangenen mit sich fortschleppten, befreit worden war. Die ermüdete Colonne, die mehrere von ihren Verwundeten und fünf Gefangene mit sich führte, sang die Marseillaise bei dem Schall einer einzigen Trommel, die von Kugeln durchlöchert war. Beurnonville hielt Hrn. von Fernig an, dankte ihm im Namen Frankreichs und wollte, um den Muth und den Patriotismus seiner Bauern zu ehren, sie mit allen Kriegsehren die Revue passiren lassen. Der Tag begann kaum zu grauen. Die tapfern Bauern stellten sich in Reih und Glied unter die Waffen, stolz darauf von dem französischen Generale als Soldaten behandelt zu werden. Aber Beurnonville, der vom Pferde gestiegen war und die Front dieser kleinen Truppe hinabging, glaubte zu bemerken, daß zwei der jüngsten Freiwilligen, die sich hinter die Reihen verbargen, seinen Blicken zu entgehen suchten und heimlich von einer Stelle zur andern schlichen, um zu vermeiden, von ihm angeredet zu werden. Da er diese Schüchternheit an Leuten, die das Gewehr trugen, nicht begreifen konnte, so bat er Hrn. von Fernig diese muthigen Kinder herankommen zu lassen. Die Reihen öffneten sich und stellten die beiden jungen Mädchen den Blicken blos; aber ihre Männertracht, ihre von dem Pulverdampfe der Schüsse, die sie im Gefecht abgefeuert hatten, überzogenen Gesichter, ihre von den Patronen, die sie mit den Zähnen abgebissen hatten, geschwärzten Lippen machten sie selbst den Augen ihres eignen Vaters unkenntlich. Herr von Fernig war überrascht die beiden Kämpfer seiner kleinen Armee nicht zu kennen. „Wer seid ihr?" fragte er sie in strengem Tone. Bei diesen Worten lief ein leises Flüstern, begleitet von einem allgemeinen Lachen, durch die Reihen des kleinen Haufens. Theophile und Felicité, die ihr Geheimniß verrathen sahen, warfen sich auf die

Knie, errötheten, weinten, schluchzten, bekannten ihre Schuld und baten, die Knie ihres Vaters umfassend, um Verzeihung ihres frommen Betrugs. Herr von Fernig umarmte seine Töchter, indem er selbst Thränen vergoß. Er stellte sie Beurnonville vor, der diese Scene in seiner Depesche an den Convent beschrieb. Der Convent machte die Namen dieser beiden jungen Mädchen Frankreich bekannt und schickte ihnen Pferde und Ehrenwaffen im Namen des Vaterlands. Wir werden sie bei Jemmapes wiederfinden, kämpfend, triumphirend und die verwundeten Feinde rettend, nachdem sie sie besiegt haben. Tasso hat in seiner Clorinde nicht mehr Heldenmuth, nichts Wunderbareres und keine größere Liebe erfunden, als die Republik in dieser Verkleidung aus kindlicher Liebe, in den Thaten und dem Schicksale dieser beiden Freiheitsheldinnen hat bewundern lassen.

XXXV.

Dumouriez lenkte zur Zeit seines ersten Commandos in Flandern die Bewunderung seiner Soldaten im Lager von Maulde auf sie. Bei den ersten rückgängigen Bewegungen verfiel ihr Haus der Rache der Oestreicher und wurde in Brand gesteckt. Herr von Fernig hatte keine Heimat mehr, als die Armee. Dumouriez nahm den Vater, den Sohn und die beiden Töchter mit sich in den Feldzug von der Argonne. Er gab dem Vater und dem Sohne Grade in seinem Generalstabe. Die jungen Mädchen, die immer um ihren Vater und ihren Bruder waren, führten die Tracht und die Waffen und versahen den Dienst von Ordonnanzoffizieren. Sie hatten bei Valmy gekämpft und glühten vor Begier, bei Jemmapes zu kämpfen. Die älteste, Felicité, folgte zu Pferd dem Herzog von Chartres, den sie während der Schlacht nicht verlassen wollte. Die zweite, Theophile, machte sich bereit dem alten General Ferrand die Befehle des Obergenerals zu bringen und mit ihm zum Sturme auf die Redouten des linken Flügels zu marschiren. Dumouriez zeigte diese beiden reizenden Heldinnen seinen Soldaten als ein Vorbild des Patriotismus und als ein Vorzeichen des Sieges. Ihre Schönheit und ihre Jugend erinnerten die Armee an jene wunderbaren Erscheinungen

der Schutzgeister der Völker an der Spitze der Heere am Tage der Schlacht. Die Freiheit war würdig wie die Religion ihre Wunder zu haben.

XXXVI.

Während Dumouriez, nachdem er seine Besichtigung beendet, im Vorübergehen an seine Soldaten einige jener Worte richtete, welche den Enthusiasmus in eine Geberde zusammenfassen und das Losungswort des Siegs werden, begann der Kampf an den beiden äußersten Punkten seiner langen Schlachtlinie auf dem linken und dem rechten Flügel. Auf dem linken warf sich General Ferrand unter dem Gesange der Marseillaise auf das verschanzte Dorf Quaraignon, einen vorgeschobenen Posten, den er nehmen mußte, ehe er den rechten Flügel der Oestreicher umgehen oder Jemmapes erstürmen konnte. Dumouriez, der aufmerksam auf den Kanonendonner hörte, der seit länger als einer Stunde von dieser Seite ertönte, ohne sich von derselben Stelle zu entfernen, erkannte, daß Ferrand dort ein unbesiegbares Hinderniß in den Batterien finde, die schon am vorigen Tage die belgischen Bataillone zum Weichen gebracht hatten. Da er in seinem unbeweglichen Centrum keine Bewegung zu machen oder zu überwachen hatte, so sprengte er im Galopp nach Quaraignon, um durch seine Gegenwart einen Angriff zu beleben, der nicht scheitern durfte, ohne alle seine Bewegungen im Centrum und auf dem rechten Flügel zu lähmen. Als er sich näherte, schien Ferrand, dessen Reihen durch das Feuer, das aus den Häusern kam, niedergeschmettert und durch den Kugelregen der Redouten weggefegt wurden, unentschieden zu sein und, durch die ersten Häuser des Dorfs geschützt, seinem Bataillon Zeit zum Athemholen zu geben. Ein Wort und eine Geberde Dumouriez', der mit der Hand auf die Höhen zeigte, ermuthigte wieder die zaudernden Bataillone. Er sendet seinen Vertrauten Thouvenot ab, um ihn selbst in der Anfeuerung und in der Leitung dieser Colonnen zu ersetzen. Ferrand und Thouvenot ordnen, von einem edeln Wetteifer erfüllt, aufs neue die Colonnen, stürmen an ihrer Spitze auf die rechte und auf die linke Flanke des Dorfs, halten dreimal die volle Lage der Redouten aus, nehmen sie im

Sturmlaufe mit dem Bajonnete und bemächtigen sich, durch vier Bataillone des Generals Rozières, welche die Lücken in ihren Reihen füllen, unterstützt, Quaraignon's und des Raums, der Quaraignon von Jemmapes trennt.

Dort theilen sie den Instructionen Dumouriez' gemäß ihre Streitkräfte in zwei Colonnen; die eine unter dem Befehle Rozières' läßt acht Escadrons sich in Schlachtordnung auf dem Wege entfalten, während der General selbst mit acht Bataillonen Infanterie das Dorf Jemmapes von der Linken angreift; die andere, an deren Spitze Ferrand und Thouvenot marschiren, bilden den Hauptangriff in Colonnen nach Bataillonen und greifen Jemmapes in der Front mit dem Bajonnete an, um durch das Laden und Entladen der Gewehre den Redouten nicht Zeit zu geben, die Anstürmenden niederzuschmettern.

Thouvenot, um der Meinung seines Generals und Freundes zu entsprechen, Ferrand, um sein Zaudern vom Morgen wieder gutzumachen und den Sieg wieder an seine weißen Haare zu fesseln, geben beide tausendmal ihr Leben preis, indem sie die Grenadiere, die Linieninfanterie und die gelichteten Reihen der Freiwilligen von Stufe zu Stufe auf das Plateau von Jemmapes mit sich fortziehen. Ueberschüttet mit einem Hagel von Kugeln und Haubitzen, die den Boden unter ihnen aufwühlen, vom Pferde gestürzt, das ihm unter dem Leibe erschossen wird, stellt sich Ferrand, nachdem ihm Thouvenot wieder aufgeholfen, zu Fuß, seinen Hut in der Hand an die Spitze der Grenadiere, ergreift eine Flinte und stürmt mit gefälltem Bajonnete unter dem Kartätschenfeuer der Oestreicher in die Gassen des Dorfes. Sein Blut fließt, er fühlt es nicht. Rozières mit seinen vier Bataillonen droht Jemmapes auf der Linken zu umgehen. Die acht Escadrons, die er zur Beobachtung aufgestellt hatte, sprengen heran und erklimmen im Galopp den Abhang des Dorfes. Die erdrückten Redouten sind zum Schweigen gebracht. Eine Abtheilung Chasseurs zu Pferde stürzt sich auf eins der letzten Bataillone der ungarischen Grenadiere, das noch gegen die Colonne im Centrum kämpft. Die junge Théophile Fernig wirft sich mit den Chasseurs auf dieses Bataillon, zersprengt es, wirft mit zwei Pistolenschüssen zwei Grenadiere nieder und macht mit eigner Hand

den Bataillonschef zum Gefangenen, den sie entwaffnet zu Ferrand führt.

XXXVII.

Dumouriez, der jetzt über seinen Angriff auf der Linken, wo er seinen eignen Geist in der Person Thouvenot's zurückgelassen hatte, ruhig war und von der Ebene aus die Rauchwolken Jemmapes einhüllen und in ihrem Aufsteigen die Fortschritte der Franzosen verkünden sah, wandte seine ganze Aufmerksamkeit auf den rechten Flügel. Da er auf dieser Seite das Armeecorps der Ardennen und dessen Führer Valence vermissen mußte, die noch nicht in die Schlachtlinie eingerückt waren, so verließ er sich auf Beurnonville, einen thätigen General, den das Feuer der Schlacht begeisterte. Es war elf Uhr Morgens, der Tag verstrich. Dumouriez hatte in seinem Hauptquartiere das Pferd gewechselt, dem Herzog von Chartres schnell einige Befehle gegeben und war dann mit verhängtem Zügel nach dem Fuße des Plateaus von Cuesmes geeilt, um mit eignen Augen zu sehen, was den Angriff Beurnonville's verzögerte. Bei seiner Ankunft fand er die Truppen dieses Generals unbeweglich wie Mauern unter dem feindlichen Kugelregen stehen, ohne daß sie gewagt hätten, diese feuersprühenden Staffeln zu übersteigen, die sie von dem Plateau trennten. Zwei Infanteriebrigaden Beurnonville's überflügelten ein wenig die durch die ungarischen Grenadiere vertheidigten Redouten. Hundert Schritte hinter ihnen warteten zehn Escadrons Husaren, Dragoner und Chasseurs vergebens, daß die Infanterie ihnen den vor ihnen geschlossenen Raum öffnete. Diese Escadrons erhielten von Moment zu Moment die schrägen Salven des Geschützes, das sie von der Seite bestrich und ganze Reihen von Pferden wegriß. Um das Unheil voll zu machen, nahm die Artillerie des Generals d'Harville, die in der Ferne auf den Höhen von Siply aufgestellt war, diese Escadrons für ungarische Cavaleriemassen und beschoß sie von hinten. Oberhalb der Redouten zeigten eine Colonne östreichische Cavalerie und eine Colonne Infanterie, die bereit standen sich auf die französischen Bataillone zu werfen, sobald sie durch das Feuer des Geschützes

durchbrochen sein würden, ihre ersten Reihen von Bajonneten und die Köpfe und die Brust der Pferde der ersten Züge, hinter und über dem Pulverdampfe.

XXXVIII.

So war die Lage der französischen Angriffscolonnen auf das Plateau von Cuesmes, als Dumouriez bei ihnen ankam. Aber unmuthig über einen Stillstand, der den Sturmlauf der Truppen hemmte, ihnen Zeit gab, die Todten zu zählen und sie in Versuchung führte zu weichen, wartete der General Dampierre, der unter Beurnonville befehligte, nicht, bis ihm Dumouriez den Sieg oder den Tod entrisse. Mit Geberde und Wort ermuthigte Dampierre das Regiment Flandern und das Freiwilligen-Bataillon der Voltigeurs von Paris, verlorene Leute, die auf das Schlachtfeld den theatralischen, aber heroischen Fanatismus der Jacobiner mitbrachten, zu einem verzweifelten Angriff. Er schwang mit der linken Hand den dreifarbigen Federbusch seines Generalshutes, und winkte mit seinem Degen dem Bataillone, dem er ganz allein dem Kartätschenfeuer der Redouten und den Kugeln der Ungarn ausgesetzt, hundert Schritte vorausging. Der Tod, der ihn so nahe auf einem andern Schlachtfelde erwartete, schien ihn zu vermeiden. Er schritt vorwärts, ohne getroffen zu werden. Das Regiment Flandern und das Bataillon von Paris fassen wieder Muth, als sie ihn unverletzt stehen sehen, stürzen ihm im Sturmschritt nach, erreichen ihn unter dem Rufe: „Es lebe die Republik!" durchbrechen mit dem Bajonnete die ungarischen Bataillone und dringen mit ihnen zugleich in die beiden Redouten, deren Stücke sie gegen den Feind richten. Dumouriez und Beurnonville, die die beiden andern Colonnen in der Front und auf der Rechten führen, stürzen sich im Sturmschritt auf das schon durch Dampierre gesäuberte Plateau. Das Siegsgeschrei und die dreifarbige Fahne, die auf der letzten Redoute flattert, verkünden Dumouriez, daß Cuesmes sein und daß es Zeit sei, ein Centrum anzugreifen, dessen beide Flügel im Rückzuge begriffen und dessen Flanken leicht zu entblößen sind.

Er eilt im Galopp zurück, um der Hauptmasse seiner

fünfunddreißigtausend Streiter den Befehl zu geben, endlich gegen die verschanzten Höhen vorzurücken, welche die Dörfer Cuesmes und Jemmapes mit einander verbinden. Diese Menge von Bataillonen hörte unbeweglich und das Gewehr im Arme seit dem frühsten Morgen die Artilleriesalven, die sich einander von einem Flügel auf den andern antworteten. Der Wind, der von Jemmapes herüberwehte, trieb ihnen mit dem ehernen Klange zugleich die Rauchwolken und den berauschenden Geruch des Pulvers zu. Sie harrten ungeduldig auf den Befehl zum Stürmen und murrten gegen die Langsamkeit ihres Generals.

Auf das Zeichen Dumouriez' setzt sich die ganze Linie in Bewegung, bildet sich nach Bataillonen in drei dichte und lange Colonnen, stimmt gleichzeitig den Gesang der Marseillaise an und durchschreitet im Geschwindschritt die enge Ebene, die sie von den Höhen trennt. Die hundert und zwanzig Kanonen der östreichischen Batterien speien Schlag auf Schlag ihre Kugeln und ihre Haubitzen auf diese Colonnen, die nur mit ihrer Schlachthymne antworten. Die Schüsse, die zu hoch gezielt waren, gingen über die Köpfe der Soldaten weg und trafen nur die letzten Reihen. Zwei Colonnen begannen die Abhänge zu erklimmen.

Die dritte Colonne, die durch die breite und bewaldete Schlucht von Flence vorrückte, bleibt, als sie plötzlich von acht östreichischen Schwadronen angegriffen wird, stehen, weicht zurück und sucht hinter den Häusern des Dorfes Schutz. Dieses Zaudern theilt sich den Colonnen zur Rechten und zur Linken mit. Die Reihen lichten sich von Minute zu Minute. Die Spitzen der Colonnen weichen auf das hintere Ende zurück. Die jungen Bataillone, die weniger unerschrocken unbeweglich Stand zu halten, als vorwärts in den Tod zu gehen verstanden, begannen sich aufzulösen und nach der Laune des Zufalls verworrene Haufen zu bilden, die das gewöhnliche Vorzeichen und Vorspiel der Flucht sind. Dumouriez führte, den Degen in der Hand, mit Auge, Geberde und Zuruf die Spitze der ersten Bataillone der Colonne zur Rechten. Die Kerntruppen, welche seine Gegenwart begeisterte, in dem Momente zu verlassen, in welchem sie die erste Redoute angriffen, das hätte sie hinter sich dreinziehen heißen. Er schickte den jungen Baptist

Renard ab, um sich über die Unordnung zu unterrichten, welche er bemerkte. Der unerschrockene Baptist durcheilt im Galopp den Raum, der die Division Dumouriez' von dem Walde von Flence trennt. Er sammelt unterwegs die französische Cavalerie wieder und schickt sie der durchbrochenen Colonne zu Hülfe. Schon überschwemmten jene Schwadronen die Ebene und verbreiteten Verwirrung und Schrecken bis in die letzte der französischen Angriffscolonnen. Die ganze Brigade des Generals Drouin, die abgeschnitten und niedergehauen wird, zerstreut sich. Clairfayt, der von der Höhe seiner Stellung herab alle Angriffe beherrscht, sieht die unermeßliche Flucht, in der sich die zerstreute Brigade Drouin in die Ebene ergießt. Er wirft seine ganze Cavalerie in Masse dahin. Dieser für Neulingsbataillone schreckliche Stoß zersprengt und zerstreut sie und läßt sie in einzelnen Haufen bis auf ihre erste Linie zurückweichen.

Es war um das Centrum geschehen, das bald ganz und gar von Strecke zu Strecke in diesem Strome des Schreckens und der Verwirrung mit fortgerissen worden wäre, als der Herzog von Chartres, der an der Spitze kämpfte, sich umsah und zu seiner Linken diese Flucht seiner Bataillone bemerkte. Augenblicklich wendete er den Kopf seines Pferdes, das am Kreuze schon durch eine Haubitze verwundet war, und sprengte mit dem Säbel in der Hand in Begleitung seines Bruders, des Herzogs von Montpensier, der jüngsten der Schwestern Fernig und einer Anzahl seiner Adjutanten mitten durch die feindlichen Husaren. Er durcheilte die Ebene, durch die er sich mit Pistolenschüssen freie Bahn machte, und kam im dichtesten Handgemenge in der Mitte der Trümmer der im Rückzug begriffenen Brigaden an. Die Stimme des jungen Generals, die Siegesbegeisterung, die aus den Mienen der kleinen Schaar seiner Begleiter strahlt, die Scham, welche die entmuthigten Soldaten empfinden, als sie ein junges Mädchen von sechszehn Jahren, den Zügel zwischen den Zähnen, die Pistole in der Faust, ihnen vorwerfen sehen, daß sie vor Gefahren flöhen, denen sie trotze, und das Pulver und das Blut, das das Gesicht des Herzogs von Montpensier überzieht, die flehentlichen Bitten ihrer Offiziere, die sich mit dem Säbel in der Hand ihren Compagnien entgegenwerfen, indem sie ihre Soldaten heraus-

fordern, den Weg über ihren Leib hinwegzunehmen — alles dies hält die Flucht auf und sammelt um den Generalstab des Prinzen herum einen Kern von Freiwilligen aller Bataillone. Er ordnet sie in der Eile wieder, flößt ihnen Muth ein und reißt sie mit sich fort. „Ihr werdet euch, ruft er ihnen zu, das Bataillon von Jemmapes nennen und morgen das Bataillon des Siegs, denn ihr tragt ihn in euern Reihen.“

Er ließ in dieses Corps die fünf Fahnen der fünf zersprengten Bataillone, deren Trümmer diese Colonne vereinigte, zusammenstellen. Unter dem Rufe: „Es lebe die Republik!“ setzt er seine Schaar in Marsch. Er läßt sie, während er die Ebene durchschreitet, durch einen verzweifelten Angriff der ganzen Cavalerie des Centrums auf die östreichischen Schwadronen unterstützen. Das Bataillon von Jemmapes wächst in seinem Laufe immer mehr an durch Abtheilungen der zersprengten Brigaden, greift mit dem Ungestüm der Rache die Verschanzungen an und erklettert sie auf den Leibern der Verwundeten und Sterbenden. Die Cavalerie selbst überwindet alle Schwierigkeiten des Terrains und stürzt sich auf die Redouten. Die östreichischen Kanoniere fallen alle bei ihren Stücken. Die Zugänge der Batterien sind schlüpfrig vom Blute der Menschen und der Pferde. Stufen von Leichnamen bezeichnen die verschiedenen Etagen der Redouten. Die Ungarn, die ihre Bajonnette mit den Freiwilligen kreuzen, setzen ihnen hinter jeder feuersprühenden Mauer noch eine eiserne Mauer entgegen. Die wieder gesammelten Flüchtlinge, welche von unten heraufsteigen, reichen kaum hin, um die durch das Feuer der Redouten gelichteten Reihen wieder zu füllen. Der Herzog von Chartres und seine Colonne dringen keinen Schritt mehr weiter vor, sie sind daran, aufs neue in die Ebene hinabgeworfen zu werden, als der General Ferrand endlich aus dem Dorfe Jemmapes, das er genommen hatte, an der Spitze von sechstausend Mann und acht Kanonen hervorrückt und die Oestreicher zwischen zwei Feuer nimmt.

Bei den ersten Salven, die ihre Bataillone von der Seite nahmen, ließen die östreichischen Generale ihre Truppen sich langsam zurückziehen, indem sie dem Herzoge von Chartres und Ferrand die Höhen und die Redouten von

Jemmapes überließen. Bei dieser rückgängigen Bewegung der Feinde warfen der Herzog von Chartres und Ferrand, die sich vereinigt hatten, ihre leichte Infanterie und ihre Cavalerie auf den Nachtrab der Oestreicher. Dieser blosgegebene Flügel der feindlichen Armee hat nicht Zeit genug, sich mit dem Hauptcorps zu vereinigen, er stürzt sich den Hügel hinter Jemmapes hinab unter dem Feuer, dem Säbel und dem Bajonnette der Franzosen. Der Infanterie gelingt es theilweise zu entrinnen, indem sie die Waffen wegwirft und Gefangene und Todte hinterläßt. Die östreichische Cavalerie, die im Galopp in die Sümpfe gesprengt ist, welche den Fuß des Hügels umgeben, wirft sich in den tiefen und reißenden Haisnefluß hinab, der sich zwischen steilen Ufern durch diese Sümpfe windet. Vier oder fünfhundert Menschen und mehr als achthundert Pferde versanken darin unter dem Bestreben, durch ihn hindurchzusetzen. Die abschüßigen und schlammigen Ufer dieses Waldstromes ließen die Füße der Pferde und die Hände der Menschen immer wieder abgleiten, die sich daran anklammerten, um die andere Seite des Flusses zu ersteigen. Der Fluß, der durch die Herbstregengüsse angeschwollen war, führte diese Leichen von Menschen und Pferden mit sich und warf sie eine Meile von da auf den Schlamm und unter das Röhricht dieses weiten Sumpfes. Ferrand sandte augenblicklich den General Thouvenot ab, um Dumouriez von dem Erfolge seines linken Flügels zu unterrichten. Der Herzog von Chartres sandte seinen Bruder, den Herzog von Montpensier, zu ihm, um dem Obergeneral zu wissen zu thun, daß im Centrum das Gefecht wieder hergestellt und die Redouten zum Schweigen gebracht seien.

XXXIX.

Während dieser verschiednen Schwankungen auf seiner Schlachtlinie und dieser Wechselfälle so vieler einzelner Gefechte war Dumouriez voll Vertrauen auf sein Hauptcorps, das er die ersten Etagen der Redouten im Centrum im Sturme erklimmen sah, aufs neue zu Beurnonville geeilt.

Von den fünf Redouten, welche die Höhen von Cuesmes flankirten, waren nur zwei am Morgen unter seinen Augen

durch die Tapferkeit Dampierre's genommen worden. Aber der Herzog von Sachsen-Teschen hatte seine besten ungarischen Bataillone und seine Schwadronen schwerer Cavalerie auf dem Gipfel und der Rückseite des Plateaus, welches die drei andern Redouten beherrschte, zu einer compacten Masse aufgehäuft. Diese Stellung, welche zugleich die Spitze seiner Linie und die Verbindung mit der Stadt Mons deckte, war der Schlüssel des Sieges oder der Niederlage. Latour, Beaulieu, seine besten Generale, seine tapfersten Soldaten vertheidigten sie. Hier lag die Hauptstärke seiner Armee. Dumouriez hatte das wohl erkannt. Er kehrte mit Besorgniß dorthin zurück. In dem Augenblicke, als er dort wieder ankam, brachten ihm Ordonnanzoffiziere, bestürzt über das Zaudern und Schwanken seines Hauptcorps, die traurige Nachricht von der Flucht der drei Brigaden im Walde von Flence. Dumouriez sprengte selbst auf einen Hügel und betrachtete einen Augenblick in der Ebene die Schwankung seiner Schlachtlinie und die Helme der zahlreichen Cavalerie Clairfayt's, die in der Sonne funkelten. In diesem Augenblicke empfand er jene tödtliche Unsicherheit, die dem Feldherrn nur die Wahl läßt zwischen einer demüthigenden Klugheit und einer tollkühnen Hartnäckigkeit. Er sah die Nothwendigkeit ein, seine schon halb siegreichen Flügel zurückzuziehen und sie mit einem Centrum zu verbinden, das sie nicht mehr unterstützte, und stieg den Hügel zu Fuß herab, mit gesenktem Haupte, nachdenklich und mit dem Entschlusse, den Befehl zum Rückzuge zu geben.

Man sah an seiner Miene, wie viel ihm dieser Entschluß kostete. Die Revolution und er brauchten gleich sehr einen Sieg. Es war das erste Feuer, das die französischen Truppen seit dem siebenjährigen Kriege gesehen hatten; denn Valmy war nichts als eine heroische Kanonade gewesen. Es war die erste Gelegenheit, seinem Vaterlande jenen Ruf militairischer Ueberlegenheit wieder zu erobern, der bei der Stärke einer Nation höher anzuschlagen ist, als eine Armee. Es war die erste regelmäßige Schlacht, die er selbst jemals geliefert hatte. Bisher war er nur ein geschickter Tactiker, aber noch kein siegreicher Feldherr gewesen. Die Jacobiner und der Convent hielten in diesem Augenblicke über seinem Haupte die Krone des Triumphators oder das Beil der

Guillotine. Es handelte sich an diesem Tage für ihn um den Gewinn oder den Verlust seines Rufes. Er wußte, man würde von ihm nicht Rechenschaft fordern über einige Tausend durch seine Klugheit gerettete oder durch seine Tollkühnheit geopferte Menschenleben; aber man würde Rechenschaft fordern über den Ruf der französischen Armee und über den Enthusiasmus der Revolution, die er mit dem Siege habe verloren gehen lassen!

Dumouriez fühlte, daß er früher sterben müsse als sein Ruhm, da er die Folgen einer Niederlage oder eines Rückzuges vor den eifersüchtigen Generalen, den mistrauischen Jacobinern und dem gedemüthigten Convente nicht würde überleben können. Er stieß seinem Pferde die Sporen in die Seite und sprengte auf das Plateau von Cuesmes. Dort stand Alles unbeweglich der furchtbaren Linie der kaiserlichen Infanterie und Cavalerie gegenüber, die mit ihren Bataillonen und Schwadronen, wie wir gesehen haben, den Gipfel der Redouten besetzt hielt. Kein General führte in diesem Augenblicke das Commando. Dampierre, der verwundet war, hatte sich entfernt, um einen Augenblick der Ruhe zu genießen und seine Wunde verbinden zu lassen. Beurnonville, der Oberbefehlshaber auf dem rechten Flügel, hielt seine Brigaden bereit, um sie den durch die Oestreicher angegriffenen Bataillonen zu Hülfe zu führen. Es war eine jener Stunden, wo die gegenseitige Unentschlossenheit zweier Feldlager die Kämpfer zaudern und gleichsam Athem schöpfen läßt.

Die ersten Truppen, auf welche Dumouriez stieß, waren zwei Infanteriebrigaden, bestehend aus drei Bataillonen jener jungen Leute von Paris, die selbst noch mit dem Tode zu spielen schienen, und aus viertausend alten Soldaten seines vormaligen Lagers von Maulde, die er lange nach seinem Geiste geschult und mit leidenschaftlicher Liebe als die Kinder seines Glücks an sich gefesselt hatte. Der Zufall führte sie ihm im rechten Augenblicke entgegen, wo es sich um seinen Ruf und sein Leben handelte.

Bei dem Anblicke ihres Generals erhoben sich die entmuthigten Soldaten, rasselten mit ihren Flintenkolben auf dem Boden, warfen ihre Hüte in die Luft und riefen: „Es lebe unser Vater Dumouriez!“ Ihr Enthusiasmus

theilte sich auch den Bataillonen der Pariser mit. Der General ritt bewegt und gerührt an der Front der beiden Brigaden hinauf, indem er die Soldaten bei ihren Namen nannte und schwur, daß er ihnen den Sieg wiederbringe. Sie versprachen, ihm zu folgen. Zehn Escadrons französischer Cavalerie, Husaren, Dragoner und Chasseurs, durch deren Reihen von Zeit zu Zeit die Kugeln der Redouten hindurchflogen, hielten einige Schritte davon in einer Ausbiegung des Terrains. Dumouriez fliegt an die Spitze dieser wankenden Escadrons. Er sendet seinen vertrauten Adjutanten Philipp von Vaux ab, um den Angriff Beurnonville's zu beschleunigen, indem er ihn benachrichtigt, daß der Obergeneral im Gefecht sei. Die Oestreicher erkennen Dumouriez an der Bewegung, die um ihn her entsteht, an dem begeisterten Aufschwunge und dem Geschrei der Franzosen. Sie werfen daher eine ganze Division kaiserlicher Dragoner im Galopp von oben herab, um diesen Kern zu zersprengen und niederzureiten. Die Soldaten vom Lager von Maulde stehen unbeweglich wie Truppen bei einer Revue, nehmen die Bataillone von Paris in ihre Mitte, erwarten den Angriff dieser Dragonermasse bis auf zehn Schritt, zielen auf Brust und Kopf der Pferde und tödten mehr als zweihundert, die zu den Füßen der Bataillone niederrollen und mit ihren Reitern ihr Leben aushauchen. Gedeckt durch diesen Wall von Leichen, empfangen die beiden Brigaden die Escadrons mit ihrem Gewehrfeuer, so oft sie im Galopp unter ihrem Feuer schwenken.

Dumouriez, der an der Spitze von zehn französischen Escadrons steht, sendet die Husaren von Berchiny ab, die die schon dezimirten Dragoner niederhauen. Diese ganze östreichische Cavaleriemasse entflieht endlich in Verwirrung auf der Straße nach Mons und bringt durch das Schauspiel seiner Flucht auch die ungarische Infanteriecolonne zum Weichen. Beurnonville kommt mit seinen Reserven im Sturmschritte an. Er besetzt das Plateau, das die Oesterreicher eben verlassen haben. Dumouriez, der auf dieser Seite sich sicher gestellt sieht, steigt in der Mitte seiner Soldaten vom Pferde, die ihn mit Zuruf in ihren Armen empfangen. Er bildet eine Colonne aus diesen beiden Brigaden. Mit ihr verbindet er das Regiment der Chasseurs

zu Pferde, welches einer der Gebrüder Frescheville commandirt und Husaren von Chamborand, die der andere Bruder commandirt, beide unerschrockene Escadronsführer im Handgemenge. Er sammelt wieder das Regiment der Husaren von Berchiny, die in den alten französischen Kriegen aus ungarischen Abenteurern gebildet worden waren, und deren Name schon allein in allen Kriegen der Revolution Schrekken und Furcht verbreitete. Ihr Führer war der Oberst Nordmann. Dumouriez stimmt die Marseillerhymne an, in die sein ganzer Generalstab einfällt und deren Schall verstärkt wird durch die funfzehnhundert Stimmen der Freiwilligen von Paris.

Unter diesem Gesange, der den Kanonendonner übertönt und die Soldaten und selbst die Pferde kampfestrunken macht, rückt die Colonne vor und stürzt sich, ohne einen Schuß zu thun, mit gefälltem Bajonnete auf die Redouten. Die ungarischen Kanoniere haben nur so viel Zeit, um eine Kartätschenladung auf die Spitze der Colonne abzufeuern. Die Freiwilligen und die Soldaten steigen, um die Redouten zu erklimmen, über die Leichen ihrer verstümmelten Kameraden und nageln mit ihren Bajonneten die Ungarn auf ihre Laffetten.

In dem dichten Pulverdampfe, der dieses enge Schlachtfeld umhüllt, konnte man kaum Freund und Feind unterscheiden; man erkannte sich oft nur, nachdem man sich schon getroffen hat. Dieser Rauch verhüllte Wunderthaten des Heldenmuths von beiden Seiten. Man schlug sich Mann gegen Mann in einem unheimlichen Schweigen, das nur von dem Geklirr des Eisens gegen Eisen, durch den dumpfen Fall der Leichname, die von der Höhe der Brustwehren herabrollten und durch das unermeßliche Siegsgeschrei unterbrochen wurde, das sich auf jeder Etage der eroberten Redouten erhob, wenn die Franzosen die Fahne des Bataillons darauf aufgepflanzt hatten. Es gab weder Fliehende noch Gefangene; die Ungarn starben alle auf ihren zum Schweigen gebrachten Geschützen und hielten noch im Tode die Bruchstücke ihrer Bajonnete und ihrer Flinten in den Händen.

XL.

Beurnonville, der sich durch die Hitze des Angriffs fortreißen ließ, folgte auf der linken Flanke der Redouten der östreichischen Cavalerie im Galopp auf dem Fuße. Mehr Soldat als General, eilte er seinen Escadrons voraus und zwang von Zeit zu Zeit die letzten feindlichen Züge, sich zum Kampfe umzukehren. Als er einmal von einer Schwadron Kürassiere eingeschlossen wird, fallen alle seine Adjutanten; er selbst wird vom Pferde geworfen, das er zur Schutzwehr macht, hinter der er sich mit Mühe gegen den Kreis von Säbeln vertheidigt, die nach seiner Brust gerichtet sind. Der Lieutenant Labretèche von der Gendarmerie zu Pferde durchbricht mit einer Hand voll seiner Reiter, alten gedienten Soldaten, im Galopp die östreichische Schwadron, wirft mit der Brust seines Pferdes die Beurnonville am nächsten stehenden Kürassiere nieder, bedeckt ihn mit seinem eigenen Körper, der augenblicklich von vierzig Säbelstichen durchbohrt ist, gibt so der französischen Escadron Zeit heranzukommen und rettet seinen General, indem er sein Leben zum Opfer für ihn bietet. Labretèche, der entseelt auf den Armen seiner Soldaten hinweggetragen wurde, erholte sich wieder zum Leben und zum Kampfe.

In dem Augenblick, wo die Colonne zum Angriff auf eine der Redouten unter dem Rufe: „Es lebe die Republik!" vor Dampierre vorübermarschirte, gleichsam gehoben durch einen Enthusiasmus, der den Boden unter den Füßen der Soldaten elastisch machte, bemerkte der General in der Mitte der Freiwilligen einen Greis mit weißen Haaren, der unter Thränen an seine Brust schlug. „Was hast du, mein Freund?" sagte Dampierre zu ihm, „ist es jetzt Zeit für einen Soldaten, traurig zu sein in einem Augenblicke, der ihn zum Siege oder zum Tode führt?!" „O mein Sohn, mein Sohn," antwortete der alte Krieger sich selbst, „warum muß der Gedanke an deine Schande mir einen so glorreichen Augenblick verbittern..." Er erzählte dem Generale, daß sein Sohn, der in das erste Bataillon von Paris enrollirt gewesen sei, seine Fahne heimlich verlassen habe und daß er augenblicklich selbst von Paris abgegangen sei,

um ihn zu ersetzen und sein Leben zum Ersatz für den Arm zu geben, den die Feigheit seines Sohnes der Nation entzogen habe. Dieser echt römische Zug wurde in den Proclamationen Dumouriez' der Armee bekannt gemacht. Die jungen Soldaten wollten diesen Veteran sehen, der mit seinem Blute das Vergehen seines Sohnes büßte, und dachten an ihren Vater, als sie ihn sahen.

XLI.

Kaum hatte Dumouriez auf seinem rechten Flügel den Sieg in den Händen, so eilte er, ohne sich Zeit zu gönnen, ihn zu sichern, ihn auch dem Centrum wieder zuzuführen, das er immer noch durchbrochen und zerstört glaubte. Er hatte sechs Escadrons Chasseurs unter den Befehlen Frescheville's detaschirt und eilte selbst an der Spitze dieser Cavalerie, so schnell die Pferde nur vermochten, nach dem Centrum, um sich auf die östreichische Cavalerie im Walde von Flence zu stürzen, als er den jungen Herzog von Montpensier im Galopp herankommen sah. Dieser junge Prinz kam, um ihm den Sieg des Herzogs von Chartres zu verkünden. Bald darauf brachte ihm Thouvenot die Meldung von dem Siege seines linken Flügels bei Jemmapes. Dumouriez drückte diese beiden Boten seines Glücks in seine Arme. Ein Siegesruf, der aus dem Herzen des Generals und der kleinen Gruppe seiner vertrauten Offiziere und Freunde drang, wurde durch die Escadrons Frescheville's wiederholt und lief von Cuesmes bis Jemmapes von Mund zu Mund über die ganze Linie der jetzt von den Franzosen besetzten Höhen. Die Batterien schwiegen; man hörte nur immer ferner und ferner die einzelnen Kanonenschüsse von dem Rückzuge der Armee Clairfayt's und des Herzogs Albert, die immer schwächer wurden, je weiter sie sich entfernten. Es war dies die schönste Stunde im Leben Dumouriez' und auch die erste der großen Kriegsstunden Frankreichs. Der Sieg und der Patriotismus hatten ihr Bündniß auf den Plateaus von Jemmapes geschlossen.

XLII.

Dumouriez, der diesem Tage alle seine Früchte entreißen wollte und konnte, indem er die östreichische Armee

von der Straße nach Mons abschnitt und sie zwischen die Sümpfe der Haisne zurückwarf, in denen ihre Trümmer ertrunken oder gefangen worden wären, schickte Adjutanten auf Adjutanten zu dem General d'Harville. Wir haben gesehen, daß dieser General die Armee von Valenciennes commandirte. Er war von Dumouriez als Hülfscorps und mehr abseits von der Schlachtlinie auf den Höhen von Siply ganz in die Nähe der Vorstädte von Mons aufgestellt worden. Als Dumouriez den Sieg gewonnen hatte, ließ er ihn antreiben, in aller Eile das Thal, welches Siply von dem Paliselberge trennt, zu durchschreiten, die drei Redouten zu ersteigen, welche diese Höhe deckten und so den Oestreichern den Weg nach Mons zu verschließen.

Die Langsamkeit des Generals d'Harville, die Ruhe Clairfayt's, die Unerschrockenheit der Ungarn, der Tyroler und der östreichischen Cavalerie täuschten diese Hoffnungen Dumouriez'. Der Herzog von Sachsen-Teschen und Clairfayt zogen sich langsam und immer noch drohend zurück, zogen in Mons ein, ohne verfolgt zu werden, und schlossen hinter sich die Thore der Stadt. Der Ruhm des Sieges und des behaupteten Schlachtfeldes war Alles, was Dumouriez gewonnen hatte. Die Ermüdung, die Erschöpfung an Munition, Blut und Kraft einer Armee, die seit vier Tagen gekämpft oder bivouakirt hatte, nöthigten ihn, den Truppen zwei Stunden Rast zu geben. Man theilte Brot und Brantwein auf dem Schlachtfelde unter sie aus. Diese Rast auf genommenen Redouten, auf erstürmten Plateaus, in niedergebrannten Dörfern, in der Mitte von Sterbenden und Todten, während welcher die Klänge des Ça ira und der Marseillaise dem Stöhnen der Verwundeten antworteten, bot dem Auge Dumouriez', der über das Schlachtfeld ritt, unter den Schritten seines Pferdes immer ein neues Gemälde seiner Verluste und seines Sieges. Er war Philosoph genug, um dieses Schauspiel zu beklagen, Soldat genug, um ihm die Stirn zu bieten, ehrgeizig genug, um sich darüber zu freuen. Er hatte keinen seiner Vertrauten und seiner Freunde verloren. Thouvenot, der Herzog von Chartres, der Herzog von Montpensier, Beurnonville, Ferrand, der treue und muthige Baptist, die beiden jungen und schönen Heldinnen Felicité

und Théophile Fernig begleiteten ihn zu Pferde, die Todten beweinend, die Verwundeten aufrichtend und tröstend. Ein dreifacher Zuruf erhob sich bei der Annäherung Dumouriez' aus der Mitte der Brigaden, der Regimenter, der Bataillone. Kein Verwundeter warf ihm sein Blut vor, alle Ueberlebenden brachten ihm Dank dar für den Sieg und für ihr Leben. Die Wolken, welche den Himmel am Morgen umdüstert hatten und durch die Artilleriesalven zerrissen und nach den beiden äußersten Enden des Horizonts getrieben worden waren, ließen jetzt eine helle Herbstsonne ihren Glanz über den Raum ergießen, den die Armee bedeckte. Dichte Wolken des Pulverdampfes wogten hier und da zwischen den Abhängen der Plateaus zwischen Cuesmes und Jemmapes. Einige durch Haubitzen in Brand gesteckte Häuser und einige durch die Patronen angezündete Strecken Haidekraut brannten noch. Dreißig oder vierzig zurückgelassene Stück Geschütz waren mit ihren Pulverkasten über die Redouten verstreut. Viertausend Todte der Oestreicher und Ungarn lagen in ihrem Blute auf den Abhängen oder auf dem Rande der äußersten Höhe des Plateaus von Jemmapes. Zwölfhundert Pferde der östreichischen Artillerie oder Cavalerie hauchten, den Kopf matt erhoben und die Zügel noch um den Arm ihrer todten Reiter geschlungen, vollends ihr Leben aus.

Die Haisne und der Sumpf, den dieser Fluß durchschneidet, zeigte hier und dort Gruppen von Menschen und Pferden, die sich in den Wellen oder in dem Moraste abmühten. Zweitausend Todte von Seiten der Franzosen und mehr als zweitausend Pferde, deren Brust oder Seiten von Kanonenkugeln zerschmettert waren, legten Zeugniß ab für die Verwüstungen der östreichischen Redouten in den Reihen der französischen Artillerie und Cavalerie, die in verwegenem Angriff auf sie losgestürmt waren. Stufen von Leichen bezeichneten von Höhe zu Höhe die Schritte der Bataillone und die Pausen, welche der Tod von einer Entladung der Geschütze zur andern gemacht hatten. Fast alle Schüsse, welche die Stürmenden getroffen hatten, waren tödtlich gewesen. Nur zwölf- oder funfzehnhundert durch Flintenkugeln oder durch den Säbel Verwundete waren von ihren Kameraden in die Feldspitäler gebracht worden. Die An-

deren waren durch das Kartätschenfeuer todt niedergestreckt worden oder stießen ihren letzten Seufzer aus, indem sie ihren General erkannten. Der Enthusiasmus, der sie in der Hitze des Sturmes belebt hatte, glänzte noch auf ihren Gesichtern. Ihr Todeskampf selbst war ein Triumph. Sie starben freudig, nicht wie dem Ehrgeize ihres Generals geopferte Soldaten, sondern wie freiwillige und stolze Opfer für das Vaterland.

Die Chirurgen der Armee machten die Beobachtung, daß das Delirium derer, welche an ihren Wunden den ersten oder zweiten Tag nach der Schlacht in den Hospitälern von Mons starben, ein patriotisches Delirium war; daß die Gemüthserregung, die sie im Gefechte fortgerissen hatte, bis in ihren Todeskampf fortdauerte, und daß die letzten Worte, die sie aussprachen, fast stets einige Reime der Hymne Rouget de Lisle's und die Namen Vaterland und Freiheit waren. Der Gedanke der Revolution hatte sich in der Armee verkörpert, er hieß dort Vaterland; und wenn er zu Paris Märtyrer machte, so machte er zu Jemmapes Helden.

XLIII.

Als Dumouriez in sein Zelt zurückkehrte, um die Befehle zum Vorrücken zu geben, das er beabsichtigte, wurde er durch einen andern Zug aufgehalten. Es war dies der sterbende General Drouin, den seine Soldaten auf einer mit seinem blutigen Mantel bedeckten Bahre getragen brachten. Verantwortlich für die Verwirrung, welche das Centrum blosgestellt und einen Augenblick den Sieg in Flucht verwandelt hatte, schien Drouin auf diese Weise eine heldenmüthige Sühne für die Schuld seiner Soldaten gebracht zu haben. Er hatte den Tod gesucht. Seine Kameraden triumphirten; er starb.

Von Seiten der Oestreicher gaben die Generale, die Offiziere, die Soldaten nur mit ihrem Leben die Verschanzungen hin. Nicht allein um Belgien kämpften die beiden Armeen, sondern um die Ehre zweier Nationen und den Glanz des ersten Siegs. Sie zerwühlten die Hügelkette von Jemmapes, indem sie darum kämpften. Jedes Gefecht war

ein Gefecht Mann gegen Mann. Man griff sich nur mit der blanken Waffe an. Fast alle östreichischen Generale waren verwundet. Der Baron von Keim, der die ungarischen Grenadiere befehligte, ließ sich, als er sie weichen sah, vor den Augen seiner Truppen tödten, um durch das Schauspiel seines Todes seinen Grenadieren den Muth einzuflößen, ihn zu rächen.

Es war vier Uhr des Abends. Der Tag konnte den Siegern nur noch eine Stunde bieten. Die französische Armee rückte in Masse vor und besetzte die Vorstädte von Mons. Die Oestreicher verließen die Stadt während der Nacht. Dumouriez zog am folgenden Tage als Sieger in sie ein. Sein Erscheinen brachte bei der Bevölkerung das Gefühl der Unabhängigkeit und der Verbrüderung zum Ausbruche, das unter den Füßen der östreichischen Armee in ganz Belgien glimmte. Der Magistrat und die Einwohner begrüßten den Sieg und die Revolution in dem Generale und in der Armee. Sie brachten Dumouriez eine Eichenkrone dar und eine andere Dampierre, dem die Jacobiner von Mons auf diese Weise einen Antheil am Siege zusprachen. Dumouriez war mit Recht eifersüchtig auf den Ruhm, den man so zwischen ihm und einem seiner Unterbefehlshaber theilen wollte, dessen subalterne Operationen nach seiner Meinung am meisten dem Siege hinderlich gewesen waren. Der Sieg gehörte ganz ihm, denn er hatte ihn vor und während des Tages vorbereitet, geleitet und wieder hergestellt. Jemmapes gehörte Dumouriez, wie die Handlung dem Gedanken gehört, der sie erdacht hat. Sein erster Lohn war, ihn sich bestritten zu sehen durch den Neid, diesen Schatten, der den großen Männern folgt. Der Sieg selbst wurde ihm verbittert und die Jacobiner wurden ihm noch verhaßter.

Siebenunddreissigstes Buch.

I.

Die französische Armee fand in Mons zweihundert Kanonen und ungeheure für die kaiserliche Armee bestimmte Vorräthe. Dumouriez verlor hier fünf Tage damit, die Verwaltung des Landes und den Lieferungsdienst in Stand zu setzen. Seine Absicht war, es Belgien selbst zu überlassen, unter dem Schutze einer französischen Armee seine Angelegenheiten zu ordnen. Eine unabhängige, von Haß gegen Oestreich erfüllte Nation, die Tochter der französischen Revolution, die dazu verurtheilt war, mit Frankreich zu leben und zu sterben, und die ihrer Schwäche wegen nothwendiger Weise die Vorrathskammer, das Zeughaus, der Recrutirungsplatz, das Schlachtfeld der französischen Nordarmeen werden mußte, schien Dumouriez mit Recht seinem Vaterland nützlicher zu sein, als eine von den Commissären des Convents und von der Propaganda der Jacobiner eroberte, unterjochte, unterdrückte und verheerte Provinz. Er behandelte von seinem ersten Schritte an die Belgier als Brüder; die Commissäre und die Jacobiner wollten sie als Besiegte behandeln.

Während dieses nothwendigen, aber unheilvollen Aufenthaltes zu Mons führten die Untergenerale Dumouriez'

langsam und ohne Nachdruck seinen Plan aus und schritten jeder auf dem ihm bezeichneten Wege vorwärts: Valence nach Charleroi, La Bourdonnaye nach Tournay und nach Gent. Nach einer Reihe von Vorpostengefechten, welche vom 12. bis zum 15. November auf einander folgten, rückte die Armee in Brüssel, der Hauptstadt Belgiens, die Tags vorher vom Marschall Bender geräumt worden war, ein.

Bei einem dieser Gefechte zwischen dem französischen Vortrab und dem östreichischen Nachtrab wurde eine von den beiden jungen Amazonen, Felicité Fernig, welche Befehle von Dumouriez an die Spitze seiner Colonnen brachte, von ihrem Muthe fortgerissen und sah sich mit einer Handvoll französischer Husaren von einer Abtheilung feindlicher Uhlanen umringt. Mit Mühe schlug sie sich durch und sprengte mit einem Haufen Soldaten nach der Colonne zurück, als sie einen jungen Offizier von den zu ihrer Partei gehörenden belgischen Freiwilligen erblickte, den ein Schuß vom Pferde gestreckt hatte und der sich mit seinem Säbel gegen die Uhlanen vertheidigte, die ihm den Rest geben wollten. Obgleich Felicité diesen Offizier nicht kannte, so eilt sie doch bei diesem Anblick dem Verwundeten zu Hülfe, tödtet mit zwei Pistolenschüssen zwei Uhlanen, schlägt die andern in die Flucht, steigt vom Pferde, hebt den Sterbenden auf, vertraut ihn ihren Husaren an, läßt ihn fortschaffen, begleitet ihn, empfiehlt selbst im Feldlazareth, für ihn Sorge zu tragen, und kehrt zu ihrem General zurück. Der junge Offizier hieß Vanderwalen. Nach dem Abmarsche der französischen Armee blieb er in einem Hospitale zu Brüssel; er vergaß seine Wunden, aber die Retterin, die ihm auf dem Schlachtfelde erschienen war, konnte er nicht vergessen. Das Bild der Jungfrau in der Kleidung eines Waffengefährten, die sich in das Gefecht stürzte, um ihn dem Tode zu entreißen, und die sich im Lazarethe über sein blutiges Bett beugte, schwebte ihm unaufhörlich wieder vor.

Als Dumouriez sich ins Ausland geflüchtet und die Armee die Spur der beiden jungen Kriegerinnen, die er in sein Misgeschick und seine Verbannung mit fortgerissen, verloren hatte, verließ Vanderwalen den Dienst und reiste in Deutschland umher, um seine Retterin aufzusuchen. Er durchzog lange Zeit vergebens die größern Städte des nördlichen Deutsch-

lands, ohne eine Nachricht über die Familie Fernig zu erhalten. Endlich entdeckte er sie in Dänemark, wohin sie sich geflüchtet hatte. Seine Dankbarkeit verwandelte sich in Liebe zu der Jungfrau, die wieder die Kleider, die Anmuth, die Bescheidenheit ihres Geschlechts angenommen hatte. Er heirathete sie und führte sie in sein Vaterland zurück. Théophile, ihre Schwester und die Gefährtin ihres Ruhmes, folgte Felicité nach Brüssel. Sie starb dort jung, ohne verheirathet zu sein. Sie widmete sich den Künsten. Sie trieb Musik und Poesie, wie Vittoria Colonna. Sie hat Dichtungen hinterlassen, welche das Gepräge eines männlichen Heldenmuthes, eines weiblichen Gefühles tragen und die würdig sind, ihren Namen zur Unsterblichkeit zu geleiten.

Diese beiden Schwestern, im Leben, im Tode, wie auf dem Schlachtfelde unzertrennlich, ruhen in fremder Erde unter der nämlichen Cypresse. Wo stehen ihre Namen auf dem Marmor unsrer Triumphbogen? Wo sind ihre Bilder in Versailles? Wo sind ihre Bildsäulen auf unsern Grenzen, die sie mit ihrem Blute geröthet haben?

Als die Behörden von Brüssel die Schlüssel der Stadt in das französische Hauptquartier im Dorfe Anderlecht brachten, sagte Dumouriez zu ihnen: „Nehmen Sie diese Schlüssel wieder zurück, wir sind nicht Ihre Feinde; seien Sie Ihre eignen Herrn und dulden Sie kein fremdes Joch.“ Die ganze Armee zog unter Zuruf des Volks in Brüssel ein; allein der General setzte weder die Stadt den Verheerungen einer im Felde stehenden Armee, noch seine Armee den Versuchungen zur Verweichlichung und Zuchtlosigkeit in einer großen Hauptstadt aus. Er schloß seine Truppen in das Lager von Anderlecht ein. Viertausend Mann belgischer Truppen gingen zu den Befreiern ihres Vaterlandes über, nahmen die dreifarbige Kokarde, stellten sich unter ihre Fahnen und füllten die Lücken aus, welche die Schlacht von Jemmapes in der französischen Armee hatte entstehen lassen.

II.

Dumouriez, welcher durch diesen zweifachen Triumph gestiegen war, welcher der Nation theuer war, deren Unab-

hängigkeit er bei Valmy gerettet hatte, der Armee theuer, welche ihm den Sieg schuldete, den Belgiern theuer, deren Befreiung er zu regeln versprach, der sich als Minister, Diplomat, General, glücklicher Verwalter auszeichnete, der in sich die Begeisterung und den Ruhm einer ganzen Nation zusammenfaßte, war in diesem Augenblicke der wahre Dictator aller Parteien. Madame Roland schrieb ihm vertrauliche Briefe, in denen die Begeisterung für den Ruhm fast einem Rausche glich. Gensonné und Brissot zeigten ihm Holland und Deutschland als zu erobernde Länder. Die Jacobiner bekränzten seine Büste in ihren Versammlungssaale. Robespierre schwieg, um nicht vor der Zeit der allgemeinen Gunst entgegenzutreten. Marat allein wagte es, Dumouriez im voraus wie einen Ueberläufer oder wie einen Cromwell anzuklagen. Der Convent ließ den wackern Baptist, früher Dumouriez' Diener, jetzt seinen Adjutanten, in seiner Mitte erscheinen, ernannte ihn zum Offizier, erkannte ihm Ehrenwaffen zu und hörte aus seinem Munde die Erzählung seiner Thaten an. Danton und Lacroix forderten von ihren Collegen den Auftrag, nach Brüssel zu gehen, um den Sieger zu beglückwünschen und um hinter ihm das eroberte Land zu organisiren. Als sich zuletzt auch der Herzog von Orleans, der seine Tochter zu Frau von Genlis nach Tournay schickte, der Armee näherte, wo seine beiden Söhne, Zöglinge Dumouriez', eine Zierde des Hauptquartiers waren, hielt Dumouriez, wie es ihm beliebte, die Republik oder die Monarchie in seiner Hand. Für ihn lag hierin die Verwirklichung der Dictatur, welche La Fayette nur als einen Traum erblickt hatte. Ohne Zweifel war für ihn noch nicht die Zeit gekommen, sie zu proclamiren. Die kaum entstandne Republik hatte noch nicht Anlaß zu Reue gegeben, wodurch es einem Führer möglich wird, durch die Waffen über die erschöpften Parteien zu herrschen; aber diese Zeit konnte und mußte bei den anarchischen Bewegungen, die Paris zerrissen und ihre Reihen durch gegenseitigen Kampf bald lichten sollten, herankommen. Dumouriez brauchte sich nur immer nach und nach von der Fluth emporheben zu lassen. Er that es nicht. Er schwächte selbst die Bewegung, welche sein Glück förderte. Anstatt während einiger Feldzüge der Eroberer der Republik zu sein,

dachte er zu bald daran, als Lenker derselben aufzutreten. Danton begriff besser, als Dumouriez selbst, dessen militairische Mission und den verwegnen, plötzlichen, unerwarteten Impuls, den er in diesem Augenblicke, ohne rückwärts zu schauen, seinen Waffen geben mußte. Seit der Proclamation der Repulik war der Friede nicht mehr möglich. Es war daher nothwendig, den Krieg mit Ungestüm zu führen und die Könige in ihrem Schlafe zu überraschen. Dumouriez dachte in dem Augenblick, wo er nur an sein Schwert denken sollte, zu sehr daran, daß er Diplomat war. Er widerstand den Briefen Brissot's, den Anreizungen Danton's. Er ließ England Zeit, Anschläge anzuspinnen, Holland, sich zu rüsten, Deutschland, zu überlegen, Belgien, unmuthig zu werden, seiner eignen Armee, zu erkalten, seinen Generalen, sich gegen ihn zu verschwören. Das Zaudern, das oft in ruhigen Zeiten nützlich ist, bringt Männern in äußersten Zeiten den Untergang. Die Bewegung ist das Wesen der Revolutionen. Sie hemmen, heißt sie verrathen. Das war in militairischer Hinsicht Dumouriez' Fehler.

III.

Es war ohne Zweifel nothwendig, die Belgier zu schonen. Die Revolution, welche Dumouriez ihnen brachte, durfte nicht in allem eine genaue und anarchische Nachahmung der Revolution von Paris sein. Die beiden einander durch geographische Lage, durch den Boden und die Ideen ähnlichen Völker glichen einander nicht in Bezug auf den Charakter. Die von einem fruchtbaren Boden wohlgenährten, von einer gewinnbringenden Gewerbsthätigkeit und Handel bereicherten, von einem strengen Katholicismus in Zucht gehaltnen Männer des Nordens hatten selbst unter Philipp's II. priesterlichem Despotismus die ungestüme Neigung zu den städtischen Freiheiten und den persönlichen Stolz des Bürgers bewahrt; ihr Herz war für die Feiheit empfänglich, sie waren leidenschaftlich für die Künste eingenommen und wetteiferten mit Rom selbst an Sinn für Malerei und Musik; auf ihrem Gebiete befanden sich keine großen Hauptstädte, in denen sich die Hefe der Nation zusammendrängt und in Gährung geräth; sie hatten nur ein Volk und wenig Pöbel; so machten

sich die Belgier einen andern Begriff von der Freiheit, als die Franzosen. Die für sie geeignete Republik mit Aristokratie, Bourgeoisie und Priesterthum war nicht der Triumph eines unruhigen Pöbels über den Reichthum und die Bildung der übrigen Nation; sie war die geregelte Vertheilung der Rechte nnd der Gewalten unter alle Klassen des Landes. In Frankreich war die Freiheit eine Eroberung, in Belgien eine Gewohnheit. Ein Convent lag in der Nothwendigkeit der Verhältnisse des einen, ein Senat in dem Wesen des andern.

Aber es war nicht die Zeit, darüber zu berathschlagen, ob Belgien diese oder jene Regierungs- und Verwaltungsform gegeben werden sollte. Das Land zu erobern, es zu begeistern, bei dem Fortrücken der französischen Armee in Aufstand zu bringen, bei dem Durchmarsche alle seine Revolutionaire und Soldaten mit zur Eroberung Hollands und des Rheins fortzuziehen, das war Dumouriez' alleinige militärische Aufgabe. Eine provisorische Regierung unter dem Schutze und dem Einflusse der französischen Armee war für Alles genügend. Das Versprechen einer halb unabhängigen Organisation, die mit den in dem gemeinschaftlichen Kriege vom belgischen Volke Frankreich erwiesenen Diensten in Verhältniß stehen würde, war die einzige Politik, welche der Moment dem Convente und seinem Generale vorschrieben. Dumouriez wurde, indem er Belgien frei machte, nach dem Beispiele der römischen Feldherrn, der Schutzherr eines Volkes, und hatte das Recht, von diesem Volke die für die befreiende Armee nothwendigen Hülfsgelder und Vorräthe zu fordern.

Der Convent, dessen Finanzen Cambon unter sich hatte, war zu sehr von Mitteln entblößt, um allein die Armeen zu besolden und zu verpflegen. Er schickte hinter den General Commissäre her, um die belgischen Provinzen zu bedrücken. Die Commissäre, welche diese Städte mehr wie ein erobertes, als wie ein verbündetes Land behandelten, iwarfen sich auf Belgien wie auf eine Beute und verwandelten die patriotischen Unterstützungen, welche zu fordern und zu verwalten sie den Auftrag hatten, in Beraubungen zu ihren eignen Gunsten. Dumouriez, der in Bezug hierauf Cambon, dem Kriegsminister Pache und ihren

Agenten in Belgien einen offnen heftigen Widerstand leistete, hemmte zu gleicher Zeit die finanziellen Maßregeln des Convents und den Marsch seiner eignen Truppen. In Europas Kornkammer litten sie an Allem Mangel; sie murrten, sie lösten sich auf, sie desertirten. Zu dieser Zeit kam Danton mit seinem Freunde Lacroix in Brüssel an.

Danton hatte einen doppelten Zweck dabei, als er Paris verließ und um eine Mission in den Lagern nachsuchte. Erstens vermied er es, sich in dem offnen Kampfe zwischen den Jacobinern und den Girondisten zu entscheiden; zweitens näherte er sich dem Schauplatze der Diplomatie und des Krieges Endlich konnte er sich mit Dumouriez sicherer über die Pläne zu einer Dictatur, mit denen er damals umging, und über die Wiederherstellung einer constitutionellen Monarchie verständigen. Die glaubwürdigsten und geheimsten Nachrichten lassen keinen Zweifel mehr über Danton's wirkliche Ansichten in Bezug auf die Republik übrig. Er verbarg weder seiner Frau, noch seinen Verwandten, noch seinen Vertrauten seinen Wunsch, sich gegen die Anarchie zu kehren, sobald die Anarchie ihrer selbst überdrüssig geworden wäre; mit Preußen oder wenigstens mit England zu unterhandeln; einen Thron zu erheben und ihn einen Fürsten einnehmen zu lassen, der durch die Revolution eben so compromittirt war, wie Frankreich. Dieser Fürst war damals der Herzog von Orleans, unter dessen Namen Danton selbst zu regieren hoffte. Auf Danton's Rath kam zu dieser Zeit der Herzog von Orleans mitten unter die Armee, und wohnte unter dem Vorwande, mit Frau von Genlis und seiner Tochter zusammenzutreffen, einige Monate in Tournay.

Danton bemühte sich einstweilen, ehe seine unbestimmten Pläne auf einem festern Grunde ruhen konnten, als Vermittler zwischen Pache und Dumouriez aufzutreten. Es lag ihm daran, an der Spitze der Armee einen General zu bewahren, der eben so wenig wie er an das republikanische System glaubte und der eben so einer Wiederherstellung der constitutionellen Monarchie geneigt war.

Ohne sich daher offen über die Frage einer definitiven Vereinigung Belgiens mit Frankreich zu entscheiden, fachten Danton und Lacroix das Feuer des Jacobinismus in Brüssel

an. Sie verbrüderten sich mit den überspanntesten Belgiern; sie vertheilten unter ihre vertrauten Anhänger die Beute, welche ihnen aus eingezognen Gütern der Kirche und der Klöster zufiel. Die damalige Vermehrung ihres eignen Vermögens, dessen Quelle unbekannt war, gab Grund zu der Anklage gegen sie, daß sie die Erpressungen der römischen Proconsuln nachahmten und das Schweigen des Generals selbst durch einen ihm zugestandenen Antheil an diesen nationalen Verschleuderungen erkauften.

Wie es sich auch mit diesen Gerüchten verhalten mag, die Danton's und Lacroix' unerklärter Aufwand und ihre Vertraulichkeit mit Dumouriez glaublich machten, ohne sie zu beweisen, so bezeichneten seit ihrer Ankunft in Brüssel Unordnung, Widerspruch, Mangel an Zusammenhang die administrativen Maßregeln der Franzosen. Die Armee verlor ihre Kräfte, die Republik ihr Ansehn, der General die Gelegenheit, seine Eroberung zu befestigen und weiter vorzudringen.

Er beauftragte den General La Bourdonnaye, Antwerpen einzunehmen. Sein von Stengel befehligter Vortrab, der am 19. aus Brüssel ausgerückt war, bekam Mecheln, das Zeughaus der Oestreicher, wo man Munition für einen ganzen Feldzug vorfand, in seine Gewalt. Dumouriez selbst rückte in Löwen und Lüttich ein. Antwerpen, das bis dahin den ohne Nachdruck geführten Angriffen widerstanden hatte, ergab sich an den General Miranda. Ein Monat war zur Eroberung Belgiens und des Bisthums Lüttich hinreichend gewesen. Danton, Lacroix und zweiunddreißig Commissäre des Conventes oder der Jacobiner folgten der Armee und bestimmten das Land dazu, wie Savoyen, seine Vereinigung mit Frankreich zu verlangen. Dumouriez, der dieser Maßregel entgegen war, welche das noch unschlüssige deutsche Reich zwang, Frankreich wegen dieser Zerstückelung der deutschen Föderation den Krieg zu erklären, erklärte ebenfalls mit Widerwillen Holland den Krieg, indem er die Blokade der Schelde durchbrach.

Die Schließung der Schelde richtete den Handel Antwerpens, der mit dem Amsterdams wetteiferte, zu Grunde. Nachdem der Kaiser Joseph II. mit Holland Krieg geführt hatte, um im Interesse der seiner Herrschaft unterworfnen

Niederlande die freie Schifffahrt auf diesem Strome zu erlangen, hatte er zuletzt diesen Gegenstand eines Krieges aufgegeben und den Holländern die Schließung der Schelde für vierzehn Millionen Francs verkauft. Frankreich, welches die Niederlande eroberte, konnte diesen schmählichen Vertrag, der zum Schaden seiner neuen Unterthanen diesen selbst die natürlichen Vortheile entfremdete, nicht mehr achten. Die Republik gab den Fluß wieder frei. Diese von Frankreich den Belgiern ertheilte Wohlthat erschien den Holländern und den Engländern, die damals eifersüchtige Beschützer der Holländer waren, wie eine Unbill. Die Oeffnung der Schelde trug nicht weniger, wie Ludwig's XVI. Hinrichtung dazu bei, Pitt zu bestimmen, der Republik den Krieg zu erklären.

IV.

Obgleich die französische Armee siegreich war und Winterquartiere besaß, die sich von Aachen bis Lüttich erstreckten, so litt sie doch an Allem Mangel und nahm jeden Tag unter dem doppelten Einflusse des Elendes und der Empörung ab. Nur ein Viertel derselben bestand aus Linientruppen. Der übrige Theil bestand aus den Bataillonen von Freiwilligen, die tapfer am Tage der Schlacht, ohne Zucht am darauf folgenden waren. Die Soldaten, welche keinen Sold bekamen, ohne Schuhe, ohne Kleider waren, desertirten massenweise, stolz auf einen Sieg, unfähig zu einem Winterfeldzuge. Die Generale und Offiziere verließen ihre Quartiere, um in den Clubs und in Vergnügungen in den Städten Lüttich und Aachen sich zu verweichlichen. Die Commissäre des Convents, die Agenten der Jacobiner zu Paris, welche mit den deutschen Revolutionairen gemeinschaftliche Sache machten und Lütttich in eine demagogische Colonie von Paris verwandelten, entzogen dem General alle Freiheit zum Handeln und alles Ansehen. Der Convent sah auf Danton's Verlangen die Sache aller Unterdrückten in Europa wie seine eigne an, und erließ ein Decret, welches den regelmäßigen Krieg zu einem allgemeinen Aufstande machte. „Der Convent," sagte dieses Decret, „erklärt im Namen des französischen Volkes, daß er allen Völkern,

welche ihre Freiheit erlangen wollen, mit brüderlicher Hülfe beistehen wird. Er befiehlt den Generalen, den Völkern Beistand zu leisten, alle Bürger, welche wegen der Sache der Freiheit beunruhigt worden sind, oder noch beunruhigt werden könnten, zu vertheidigen." Der Krieg war in keine Grenzen mehr eingeschlossen. Nicht mehr die Diplomatie, nicht mehr die militairischen Verhältnisse hatten die Oberhand, sondern die Commissäre. Lüttich war ihrer Allmächtigkeit und ihren Plünderungen preisgegeben. Indeß vertheidigte das proconsularische Ansehn Danton's und Lacroix', die stets mit Dumouriez in geheimer Verbindung standen, den General etwas gegen die Anmaßungen der Clubbisten von Lüttich und gegen die Angeberei der Agenten Pache's und namentlich Ronsin's. Danton trachtete darnach, seine zerrütteten Vermögensverhältnisse wiederherzustellen, denen die Gelder des Hofes nicht mehr aufhalfen und welchen die Gelder der eroberten Städte noch viel besser aufhelfen konnten.

V.

Seit einigen Wochen befand sich Dumouriez unthätig, unzufrieden und von Sorgen gequält im Palaste des Bischofs von Lüttich; er sah ein, daß sein Ruhm mit seiner bereits halb aufgelösten Armee verloren ging und kam nur mit Danton zusammen, mit dem er nicht einmal vollkommen übereinstimmte. Der Sieger von Jemmapes büßte muthlos und im Verborgnen für die Huldigungen, welche an andern Orten ganz Frankreich seinem Namen darbrachte. Allein in den weitläufigen Sälen des Palastes zu Lüttich umherirrend, fühlte er sich zuweilen bei einem Blick auf seinen Degen versucht, die Verwickelung der Verhältnisse, die er mit Ungeduld ertrug, vorzeitig mit einem entscheidenden Schlage zu lösen.

Eines Tages, als er von Traurigkeit und trüben Ahnungen gepeinigt war, schlug er einen Theil der Werke des Plutarch, dieser Schule großer Männer auf; seine Blicke fielen im Leben des Kleomenes auf folgende Worte dieses Geschichtschreibers und Philosophen: „Weil die Sache nicht schön ist, so ist es Zeit, das Schmachvolle

derselben zu erblicken und sie aufzugeben." Diese Worte, welche so gut mit dem Zustande seines Gemüths übereinstimmten, waren gleichsam das Gewicht, welches in seinem Innern die Wagschale auf die Seite der Ungeduld und des Verrathes sich neigen ließ. Für Dumouriez waren es nicht Worte der Reue und weiser Ueberlegung, sondern der Empörung und der Erbitterung gegen sein Vaterland.

Es war zu der Zeit, als der Proceß des Königs sich seiner Entwickelung nahte, und als dieser Fürst, dem er gedient und den er geliebt hatte, auf das Schaffot steigen sollte, während er, sein Diener und sein Freund, das Schwert Frankreichs führte und seine Heere befehligte. Dieser Gegensatz zwischen seiner Stellung und seinen Gefühlen ließ ihn vor Rührung und Wuth Thränen vergießen. Er forschte im Geheimen nach, ob die Soldaten seiner Armee noch fähig wären, eine Regung des Mitleidens bei dem Anblicke eines gefangnen Königs zu empfinden. Nur die Begeisterung für die Republik erfüllte sie. Die Erinnerung an so viele Jahrhunderte der Knechtschaft lastete schwer auf dem Herzen der Franzosen. Die Partei Robespierre's und der Jacobiner hatte bei der Armee in den Generalen selbst, die Nebenbuhler oder Feinde Dumouriez' waren, Anhänger. La Bourdonnaye, Dampierre, Moreton conspirirten gegen ihn. Dumouriez, der daran verzweifelte einen großen Theil seiner Armee mit sich in eine Bewegung gegen Paris fortzuziehen, faßte den Plan, die Entweichung der Gefangenen aus dem Tempel durch ein Corps leichte Cavalerie zu begünstigen, welches bis zu den Thoren von Paris unter einem militairischen Vorwande vorrücken und durch staffelförmig aufgestellte Abtheilungen die Flucht der königlichen Familie bis zu seinen Vorposten unterstützen sollte. Das war der Plan, den La Fayette geträumt hatte und der im Tempel noch unausführbarer war, wie in den Tuilerien. Er schrieb an Gensonné und an Barrère, um sie aufzufordern, ein Decret des Conventes zu veranlassen, welches ihn zum Beistand der Versammlung gegen die demagogischen Aufstände der Gemeine nach Paris riefe. Die Girondisten, diese kühnen Sprecher, besaßen nicht Kühnheit genug zum Handeln, um dem Convent ein Schwert zu zeigen. Barrère,

ein Mann, der das Kommende ahnte, machte sich bereits von den Girondisten los und schmeichelte Robespierre. Er antwortete dem Generale nicht. Dumouriez reiste nach Paris ab, nachdem er an das belgische Volk eine Proclamation erlassen, in welcher er es drängte, Urversammlungen zu bilden und eine constituirende Versammlung zu erwählen, welche über sein Schicksal entscheiden, und seine Freiheit organisiren sollte.

VI.

Dumouriez, der verstohlen, mehr als Flüchtling, wie als Triumphator nach Paris gekommen war, verbarg sich in einem abgelegnen Hause von Clichy. In dem Augenblicke, wo alle Leidenschaften für oder wider Ludwig's XVI. Verurtheilung angeregt waren, wollte er im Hintergrunde bleiben, die Menschen erforschen, auf die Umstände lauern, indem er eben so wenig fähig war, eine erheuchelte Wuth, die sein Gemüth nicht kannte, gegen den König zur Schau zu tragen, als allein und ohne Waffengewalt für ein Opfer aufzutreten, das er zwar zu beklagen wagte, das er aber nicht retten konnte. Dumouriez näherte sich nach und nach allen Männern und allen Parteien, um zu sehen, wo die Stärke sich befände, und um sich eine Ansicht davon zu verschaffen, welchen von ihnen die augenblickliche Krisis die Regierung der Republik versprach. Er suchte einen nach den andern für den edelmüthigen Gedanken, das Leben des Königs zu schonen, zu gewinnen. Als ein Mann, der sich trefflich darauf verstand, versteckte Unterhandlungen zu führen, nahm er seine erste Rolle wieder auf und wich vor keiner Intrigue, vor keiner Verstellung in Bezug auf seine Ansichten zurück, um mit den hauptsächlichsten Leitern der öffentlichen Meinung zusammenzukommen und ihre Politik, ihre Eitelkeit und ihr Interesse auf seine Seite zu bringen. Mit der einfachsten Uniform bekleidet, mit dem Mantel eines Cavalerieoffiziers bedeckt, begab er sich zu Fuß des Abends zu den ihm bezeichneten Zusammenkünften an dritte Orte, oder zu beiderseitigen Freunden. Der ihn umstrahlende Ruhm und die unbestimmten Hoffnungen, zu denen er, der Günstling des Sieges und der Armee, Anlaß gab, öffneten

ihm alle Thüren. Er hatte vertrauliche Zusammenkünfte mit Gensonné, Vergniaud, Roland, Péthion, Condorcet, Brissot. Die Republik, deren Erzeuger diese Redner waren, erschreckte sie schon mit ihren ungestümen Aufwallungen; sie erkannten in ihr nicht das kaum geborne Kind ihres philosophischen Ideals; sie erzitterten vor ihrem Werke und fragten sich mit Entsetzen, ob die Demokratie ein Ungeheuer zur Welt gebracht habe.

Gensonné schmeichelte sich mit der Hoffnung, den König zu retten; Barbaroux war über die Grausamkeit der Pariser empört; Vergniaud schwor, seinem Vaterlande diese Schmach zu ersparen, selbst wenn er der Einzige sein sollte, der dem Volke dieses Haupt verweigerte; Roland und seine Frau wünschten um so mehr die Opfer zu retten, als sie sich vorwarfen, sie preisgegeben zu haben. Péthion wurde gerührt und sagte, daß er Ludwig XVI. als Mensch liebe, wenn er ihn auch als König vom Throne gestürzt habe. Aber keiner von ihnen, Vergniaud ausgenommen, zeigte sich entschlossen, das Heil seiner Partei dem Heile des Königs zu opfern; keiner namentlich zeigte sich bereit dazu, zu handeln und unter Dumouriez' Leitung einen entscheidenden Streich gegen die Gemeine zu wagen. Ungeachtet des Glanzes, der Dumouriez' Namen umstrahlte, schienen ihnen doch einige nicht ganz sichere Regimenter der Besatzung zu Paris und einige Bataillone Marseiller Föderirter, deren Muth von Barbaroux angefeuert wurde, nicht hinreichend zu sein, um mit Erfolg gegen die allgemeine Bewegung, welche in diesem Augenblicke bis in die Tiefe des Volks herab herrschte, anzukämpfen. Dumouriez, der im Grunde seiner Seele mehr zu diesen aristokratischen Republikanern, als zu den andern sich hinneigte, zog sich traurig von ihnen zurück, als er ihre Schwäche und ihre Ohnmacht sah. Er beklagte sie und verachtete sie.

Durch Westermann's Vermittlung kam er mit Santerre, dem Generalcommandanten, in nähere Beziehung und hatte insgeheim während seines Aufenthaltes zu Paris vertraulichen Umgang mit ihm; er sah bei Santerre die Häupter der Gemeine und selbst die Septembermänner; er bemühte sich, Panis, Santerre's Schwager und Robespierre's Freund, zu verführen; er ließ durch Panis Robespierre auf geschickte

Weise beibringen, daß es ihm allein zukäme, den König zu retten.

VII.

Robespierre, der schon ahnete, daß Dumouriez wie ein zweiter La Fayette geächtet werden müßte, weigerte sich, mit ihm auf irgend eine Weise in Berührung zu kommen; er wollte keine andere Dictatur, als die der Meinungen; er verabscheute alle Militärgewalt; er wartete darauf, daß die Begeisterung, welche der ruhmvolle Tag bei Jemmapes hatte entstehen lassen, erkaltet sein sollte, um den siegreichen General als einen Verschwörer anzuklagen. Dumouriez spielte bei den Jacobinern den Republikaner. Aber er kam immer mehr zu der Ueberzeugung, daß die Jacobiner eine gewaltsame Kraft waren, welche keine Politik zu leiten oder zu zügeln im Stande war. Er beschloß, sich so lange zu stellen, als ob er ihren Ansichten huldige, bis er von ihnen selbst die Stärke erhalten hätte, sie zu beherrschen. Diese engern Beziehungen zwischen den Jacobinern und ihm machten Pache und das Ministerium fügsamer, auf seine Pläne zu der Eroberung Hollands einzugehen. Seine Popularität, die durch seine Stellung zu Santerre, zu Panis, zu Dessieux, zu den Jacobinern, zum Convente neue Stärke bekam, gab ihm die Kühnheit, als Herr des Krieges zu sprechen. In den Comités des Conventes, wie in Pache's Cabinete gehorchte man ihm; Marat allein wagte ihn in seinen Blättern zu schmähen. Bei einem Mahle bei Santerre hatte Dubois-Crancé, ein Offizier und höchst populärer Jacobiner, ein Freund Marat's, den Sieger von Jemmapes zu beleidigen, und selbst mit Geberden zu drohen gewagt. Dumouriez stand vom Tische auf, legte die Hand an den Degen und bot ungeachtet seines kleinen Wuchses der geballten Faust des kolossalen Dubois-Crancé Trotz. Die Tischgenossen warfen sich zwischen beide Soldaten und verhinderten, daß die Schmähungen zu Blutvergießen führten.

VIII.

Unterdessen dachte der aufgebrachte General bereits daran, Rache zu nehmen. Unter dem Vorwande einer Krank-

heit schloß er sich während der Tage vor und nach der Hinrichtung des Königs in seine abgelegene Wohnung zu Clichy ein und kam nur mit seinen Vertrauten, Westermann, Lacroix und Danton zusammen. Er brachte diese unheimlichen Tage damit zu, über seinen militairischen Plan der Eroberung Hollands und über seinen politischen Plan, die Revolution zu zähmen und zu zügeln, nachzudenken. Westermann, welchen Marat's Rache bedrohte, den er auf dem Pont Neuf zu schlagen gewagt hatte, freute sich im voraus über die Demüthigung dieser Demagogen vor dem Degen einer siegreichen Armee. Danton ermuthigte unter der Hand diese Hoffnungen der Kriegsleute; er glaubte an einen verzweifelten Kampf der Revolution mit den Thronen. Nach seiner Ansicht mußte das Volk, das unfähig war, den philosophischen Ruhm der Revolution zu begreifen, durch kriegerischen Ruhm geblendet werden. Aus allen diesen Gründen war sein Verstand, sein Herz und sein Ehrgeiz der künftigen Größe Dumouriez' zugethan. Lacroix war aus Habgier für dieselbe günstig gestimmt.

IX.

Der militairische Plan Dumouriez', der mit einer politischen Verschwörung in Verbindung stand, beruhte auf folgenden Combinationen: von Antwerpen aus mit 25,000 Mann bis in die Mitte Hollands vorzudringen, bis an den Kanal von Moerdyk, einen Meeresarm, der den Haag, Rotterdam, Harlem deckt und der, wenn er einmal überschritten ist, alle festen Plätze, welche diese reichen Gegenden beschützen, unnütz macht; einen Aufruf an die republikanischen Gesinnungen der Batavier ergehen zu lassen und die Herrschaft den Gegnern des Hauses Oranien und den zahlreichen Verbannten, welche der letzte Revolutionsversuch gegen den Statthalter unter die französischen Fahnen geführt hatte, wiederzugeben. Die batavische Legion und zweitausend Mann, die nach Antwerpen geschickt wurden, sollten die Vorhut dieses Befreiungszuges bilden. Nach vollbrachter Eroberung wollte Dumouriez alle Bataillone Freiwilliger, die seinen Plänen im Wege ständen, von seiner Armee entfernen. In Holland wollte er nur die Linientruppen, welche sich am

leichtesten seinem Willen fügten, und die Generale, welche seinen Plänen am günstigsten gestimmt waren, behalten. Er hob dann dreißigtausend Soldaten in Belgien, dreißigtausend in Holland aus und vereinigte so eine unabhängige und ihm gleichsam persönlich angehörige Armee in seiner unmittelbaren Nähe. Er rüstete die festen Plätze und die Flotte des Texels aus und rief die Vertreter beider Nationen zusammen: die Belgier in Gent, die Batavier in dem Haag; er errichtete aus ihnen unter dem Schutze seiner Armee zwei verbündete, aber von einander unabhängige Republiken, erklärte sich gegen England neutral, schloß einen Waffenstillstand mit dem Kaiser und marschirte an der Spitze dieser vereinigten Armee auf Paris, um die Republik regelmäßiger zu gestalten. Das letzte Ergebniß dieser militairischen Verschwörung herbeizuführen, überließ Dumouriez, mit der Zuversicht eines Abenteuerers, dem Zufalle. Würde es seine eigne Dictatur sein? Würde es das Triumvirat mit Danton sein? Würde es die constitutionelle Monarchie von 89 mit dem Herzog von Chartres als König sein? Würde es endlich ein beständig von ihm ausgeübtes Protektorat über Holland und Belgien sein? Und dachte er daran, sich vielleicht aus den Trümmern so vieler Throne unter dem Titel eines Herzogs von Brabant einen Thron zu errichten? Er sagte es nicht, er wußte es nicht. Niemand sah je besser ein, wie unendlich viel bei den Plänen der Menschen dem Schicksale überlassen werden muß.

X.

Dumouriez führte seine Bewegungen mit einer Schnelligkeit aus, welche der Elasticität seiner Entwürfe gleichkam, langte in Brüssel an, warf seine Colonnen vorwärts, versetzte Holland in Bestürzung, nahm Breda und Gertruydenburg ein, gelangte, fast ohne Widerstand zu finden, an den Kanal von Moerdyk, bildete eine Flotille, um überzusetzen, und hatte bereits beinahe den ersten Theil seines Planes ausgeführt, ehe die holländische Langsamkeit sich so weit aufraffte, um den zwölftausend Mann, mit denen er es wagte, einen Staat umzustürzen, Achtung gebietende Streitkräfte entgegenzusetzen. Die allgemeine Stimmung

in Holland kämpfte für ihn. Die Holländer, eine germanische Nation, die durch die Nähe des Meeres modificirt ist, haben zu gleicher Zeit etwas von dem Deutschen und von dem Engländer an sich. Sie sind schwerfällig wie die einen und frei wie die andern, und es scheint, als ob das Meer den Nationen, die in seiner Nähe wohnen, das Gefühl und das Wollen der Freiheit einflößt; der Ocean, dessen Anblick die Gedanken frei macht, scheint auch die Völker frei zu machen. Die Holländer, die genöthigt sind, sich einen gleichsam künstlichen Boden zu bauen, ihr Reich durch die Schifffahrt zu erweitern, es durch den Handel zu bereichern, es in weiter Ferne durch ihre ostindischen Colonien zu ergänzen, hatten sich durch das Schwert des Hauses Oraniens von der spanischen Tyrannei Philipps II. frei gemacht. Die unabhängigen vereinigten Provinzen hatten ihre Befreier unter dem Namen Statthalter gekrönt. Es war eine föderative Republik, die unter einer erblichen, reichen, feudalistischen, beliebten, durch sich selbst mächtigen Statthalterschaft stand; große Kämpfe zwischen der Statthalterschaft und den Generalstaaten hatten erst noch vor kurzem diese Constitution erschüttert, deren Glieder republikanisch und deren Kopf monarchisch war.

Während Dumouriez so auf den Haag und auf Amsterdam losmarschirte, trat ein Befehl des Conventes seinen Plänen störend entgegen. Der Prinz von Coburg hatte seine Armee bei Köln versammelt, überall die französische Armee durchbrochen, Mastricht entsetzt und rückte an der Spitze von sechzigtausend Mann vor, um Belgien wieder zu erobern. Die durch ihre Unfälle demoralisirten französischen Soldaten, welche bereits bei dem belgischen Volke verhaßt geworden waren, desertirten massenweise. Mehr als zehntausend Freiwillige kehrten in Haufen in das Departement des Nordens zurück. Die vor Löwen lagernden Truppen verloren ihre Zelte, ihr Gepäck und die Kanonen ihrer Bataillone. Keiner der sie commandirenden Generale besaß genug persönlichen Einfluß oder genug Ansehen, um einem Rückzug, der sich in Flucht zu verwandeln drohte, Einhalt zu thun, oder ihn zu leiten. Dumouriez allein konnte die Armee wieder zusammenbringen und das Glück, welches während seiner Abwesenheit sich abgewendet hatte, wieder zu-

rückführen. Er eilte nach Löwen. Durch diese beginnenden Unglücksfälle bitter gestimmt, ließ er absichtlich auf dem ganzen Wege Vorwürfe, Schmähungen, selbst Drohungen gegen die Agenten des Conventes hören, denen er das Misgeschick Schuld gab, indem er es übertrieb. Es war, als wenn er darauf ausginge, die Belgier und seine eigenen Soldaten an die baldige Möglichkeit einer bewaffneten Empörung gegen die Proconsuln Belgiens und die Tyrannen von Paris denken zu lassen. Auf jedem Schritte suchte er Murren, Verachtung, Erbitterung gegen sie zu verbreiten. Er versuchte die Empörung in Worten, ehe er sie durch die That versuchte.

XI.

Danton und Lacroix, welche die kommende Krise voraussahen, waren wieder nach Paris abgereist, um den zwischen dem Generale und dem Convente bevorstehenden Conflict weniger heftig werden zu lassen. Die Commissäre Camus, Merlin von Douai, Treilhard und Gossuin hatten sich mit dem Strome der Deserteure der Armee nach Lille zurückgezogen, um sie aufzuhalten und unter dem Schutze der Mauern der Stadt wieder zu sammeln. Sie kamen nach Löwen zu Dumouriez. Sie warfen ihm die Maßregeln in Bezug auf höhere Verwaltung vor, deren Anordnung er sich zu Brüssel erlaubt hatte, und unter Anderem die Wiedererstattung der silbernen Geräthschaften der Kirchen. Dumouriez antwortete gleich einem Gebieter, welcher Frankreich und der Nachwelt, aber nicht dem Convente verantwortlich war.

„Sehen Sie sich,“ sagte er zu Camus, einem strengen Jansenisten, der mit dem überspanntesten Aberglauben den unbeugsamsten Jacobinismus verband, „in Belgiens Kathedralen die mit Füßen getretenen, auf dem Boden der Kirchen umhergeworfenen Hostien, die zerbrochenen Tabernakel und Beichtstühle, die zerrissenen Gemälde an! Wenn der Convent solchen Verbrechen Beifall zollt, wenn er darüber nicht unwillig wird, wenn er sie nicht bestraft, dann ist es um so schlimmer für ihn und mein unglückliches Vaterland. Wissen Sie, daß, wenn ein einziges Verbrechen begangen werden müßte, um es zu retten, so würde ich es nicht begehen. Ein solcher Stand der Dinge entehrt Frankreich und ich

bin entschlossen, es zu retten.“ Die über eine solche kühne Sprache erstaunten Commissäre fingen an, den unbestimmten Gerüchten, welche Dumouriez Schuld gaben, sich als eine Macht der Macht gegenüberstellen zu wollen, Glauben beizumessen. „General,“ sagte Camus, der noch nicht wagte, seinen Verdacht als Ueberzeugung hinzustellen, „man beschuldigt Sie, nach der Rolle Cäsars zu trachten; wenn ich davon überzeugt wäre, würde ich Brutus werden und Sie mit dem Dolche niederstoßen!“ Dumouriez, der sich eine zu große Blöße gegeben hatte, rief die leichte Haltung und die Ironie zu Hülfe, die ihm dazu dienten, seine Verstellung zu verschleiern. „Mein lieber Camus,“ antwortete er, „ich bin kein Cäsar und Sie sind kein Brutus, und die Drohung, von Ihrer Hand zu sterben, sichert mir die Unsterblichkeit.“ Als er die Commissäre verließ, schrieb er an den Convent einen drohenden Brief, in welchem er ihm auf übermüthige Weise den entblößten Zustand seiner Armee, die Erpressungen seiner Agenten, die unpolitische Vereinigung Belgiens mit Frankreich, die Entweihungen, den Kirchenraub, die Plünderungen, welche den Marsch der französischen Armee in einem befreundeten Lande bezeichneten, vorwarf und ihn für die Unfälle bei Aachen, Lüttich und Mastricht verantwortlich machte. Er übertrieb diese Unfälle, um seinen Vorwürfen mehr Bitterkeit zu geben. Von diesen Anklagen nahm er nur den General Beurnonville, seinen Schüler und Freund, aus.

Beurnonville hatte Pache im Kriegsministerium ersetzt. Dieser General, den Dumouriez seinen Ajax nannte, war durch Danton's Einfluß und auf seine Empfehlung ernannt worden. Dumouriez schloß seinen Brief damit, daß er seine Entlassung anbot. Diese Entlassung, von der er so oft sprach, war eine Herausforderung, die er seinen Gegnern hinwarf. Der Convent wußte wohl, daß die Truppen niemals einen anderen General mit Vertrauen und Liebe annehmen würden.

XII.

Die Armee war vor Freude außer sich, als sie ihren Führer wiedersah, und glaubte mit ihm den Sieg wiederzufinden. Dumouriez behandelte die Offiziere und die Sol-

daten wie ein Vater, der seine Kinder wiederfindet. Die kriegerische Strenge seiner Verweise fügte nur noch Ehrerbietung zu der Begeisterung hinzu, die er einzuflößen wußte. Die Armee bestand noch aus vierzigtausend Mann alter und zuverlässiger Infanterie und fünftausend Mann Cavalerie der tapfern Regimenter, von denen jedes in der alten Armee einen Kriegsnamen erlangt hatte. Außerdem zählte sie noch ungefähr vierzigtausend Streiter auf ihren Flanken, ihrer Operationsbasis, in den Garnisonen Belgiens und in dem abgesonderten Corps, welches in Holland einfiel. Von den vierzigtausend Mann, die Dumouriez zu seiner Verfügung hatte, gab er auf dem rechten Flügel achtzehn Bataillone dem General Valence, eben so viel dem Herzoge von Chartres im Centrum, eben so viel Miranda auf dem linken Flügel, eine Reserve von acht Bataillonen Grenadiere dem General Chancel, eine starke Vorhut von sechstausend Mann dem bejahrten General Lamarche, ehemaligem Husarenobersten, der trotz seiner grauen Haare jugendlichen Muth behielt. Am 16. März griff Dumouriez die Oestreicher bei Tirlemont an, und drängte sie zurück.

Der Prinz von Coburg, der alle Tage neue Verstärkungen erhielt und an der Spitze von mehr als sechzigtausend Streitern stand, hatte seine Armee zwischen Tongern und Saint-Tron zusammengezogen. Die drei Dörfer Neerwinden, Oberwinden und Midlewinden hatte der östreichische Feldherr als Schlachtfeld und als Siegespreis vor seiner Linie liegen gelassen. Dumouriez stellte seine Armee in mehrere Colonnen auf; drei auf seinem rechten Flügel unter dem General Valence, um den linken Flügel der Oestreicher zu umgehen und Saint-Tron zu bedrohen; zwei im Centrum unter dem Herzog von Chartres, der auch die Reserven befehligte; drei auf seiner Linken unter dem General Miranda. Am 18. gab er bei Sonnenaufgang das Zeichen zum allgemeinen Angriff. Die Colonnen auf seinem rechten Flügel gingen ohne Hinderniß bis auf die Höhe von Saint-Tron vor; aber von Cavaleriemassen zurückgedrängt, kamen sie wieder zurück und stützten sich auf die Infanterie des Centrums. Der Herzog von Chartres nahm zwei Mal das Dorf Neerwinden, verließ es aber ein drittes Mal, nachdem er den General Desforets, seinen be-

sten Unterbefehlshaber, an seiner Seite hatte fallen sehen. Dumouriez nahm zum vierten Male dieses Dorf, indem er ganze Colonnen Infanterie aufopferte. Der gewaltige Angriff der östreichischen Massen nöthigte ihn, es von neuem zu räumen. Die Infanterie und die Cavalerie des Centrums und des rechten Flügels, welche von dem Herzog von Chartres und Dumouriez hundert Schritt weit vom Dorfe zusammengezogen wurden, hielten verschiedene Male die Angriffe von funfzehntausend Mann östreichischer Cavalerie aus. Valence kämpfte als Soldat, erhielt einen Säbelhieb und wurde vom Schlachtfeld weggetragen. Thouvenot ließ die Reihen öffnen, um die Escadrons durchzulassen, demaskirte mit Kartätschen geladene Geschütze und warf diese Cavalerie übel zugerichtet zurück. Die Schlacht schien so vor Neerwinden, auf dem rechten Flügel und im Centrum der Franzosen, theils gewonnen, theils unentschieden zu sein.

Aber der linke, aus Freiwilligen bestehende und von Miranda befehligte Flügel wich zurück, nachdem er durch das Geschützfeuer die meisten Generale und Offiziere verloren hatte. Miranda zog sich, ohne den Feldherrn davon zu benachrichtigen, mit seiner Division mehr als zwei Stunden hinter die Schlachtlinie zurück. Da nun der linke Flügel, der nach Dumouriez' Plane den Angelpunkt der ganzen Schlacht ausmachte, dem Centrum und dem rechten Flügel fehlte, wurde das Vorrücken auf Neerwinden und Saint-Tron unmöglich. Dumouriez, der gegen Abend bemerkte, wie große Massen Infanterie und Cavalerie sich vom linken auf den rechten Flügel des Prinzen von Coburg zogen, fing an, die Niederlage oder den Abfall Miranda's zu vermuthen. Er überließ seinem Vertrauten Thouvenot den Befehl über das Centrum und den rechten Flügel und sprengte im Galopp fast allein nach den Positionen, die er Miranda angewiesen hatte. Er fand sie von seinen Truppen verlassen, von Clairfayt besetzt und entging nur durch die Schnelligkeit seines Pferdes den östreichischen Husaren. Mitten in der Nacht ritt er allein, erstaunt über die Stille und die Einsamkeit, auf abgelegenen Wegen seinem linken Flügel nach und begegnete auf der Landstraße vor den Thoren von Tirlemont einigen Bataillonen Freiwilliger, ohne Artillerie und ohne Cavalerie.

XIII.

Diese Flüchtlinge benachrichtigen ihn, daß sie dreitausend ihrer Gefährten auf dem Schlachtfelde zurückgelassen hätten. Der General, der über Miranda's unbewegliche und sorglose Haltung in Tirlemont erstaunt war, machte ihm heftige Vorwürfe und brachte die Nacht damit zu, dem Herzog von Chartres und Valence Befehle zum Rückzuge zu geben. Bei beiden Corps waren bereits drei Generale und zweitausend Mann geblieben; sie hatten Kanonen verloren und sechstausend Freiwillige flohen in wilder Flucht nach Löwen.

Danton und Lacroix kamen auf das Gerücht dieser Niederlage in demselben Augenblicke in Löwen an, als Dumouriez daselbst als Besiegter anlangte. Sie kamen von Paris als Vermittler zurück, um Dumouriez zu beschwören, seinen gebieterischen Brief an den Convent zu widerrufen. Sie brachten die Nacht mit Versuchen hin, ihn im Interesse seiner eigenen Stellung und im Interesse ihres gemeinschaftlichen Ehrgeizes zu überreden, den Convent noch mit einiger Schonung zu behandeln. Dumouriez stellte ihnen ein Billet von sechs Zeilen zu, das, ohne ein Widerruf zu sein, doch einlenkend war. Danton reiste in der nämlichen Nacht wieder ab, indem er merkte, daß die Stütze, welche Dumouriez für seine Politik war, zu wanken anfing, und indem er mit natürlichem Gefühle sicher und schnell begriff, daß eine Niederlage ein schlechtes Vorspiel zu einer Dictatur wäre.

XIV.

Kaum war Danton abgereist, so kam der Oberst Mack, Chef des Generalstabes des Prinzen von Coburg, als Parlementär nach Löwen und schloß mit Dumouriez einen geheimen Vertrag ab, welcher Schritt vor Schritt den Marsch einer jeden der beiden Armeen bis nach Brüssel bestimmte. Die Kaiserlichen sollten den Rückzug der Franzosen nicht beunruhigen und ihre Feindseligkeiten auf unbedeutende Gefechte beim Vor- und Nachtrab, die nothwendig waren,

um den Truppen das Einverständniß der Generale zu verbergen, beschränken. Ungeachtet dieser Vorsichtsmaßregeln, welche den Kaiserlichen die Wiedererstattung Belgiens und Dumouriez einen ungestörten Rückzug zusicherten, verwandelte sich doch dieser Rückzug der Franzosen von Löwen an in Flucht. Kaum konnte Dumouriez, der in Brüssel nicht mit einer aufgelösten Armee zu widerstehen wagte, aus der Besatzung dieser Hauptstadt und aus seinen besten Regimentern eine geschlossene Nachhut von funfzehntausend Mann bilden, um den Marsch dieser nach Frankreich ziehenden Ueberreste seiner Armee zu decken. Auf einen Befehl des Convents ließ er den General Miranda verhaften und schickte ihn als ein Sühnopfer für die Unfälle der Armee nach Paris.

An dem nämlichen Tage fand eine letzte, verhängnißvolle Zusammenkunft zwischen dem Obersten Mack und Dumouriez zu Ath statt. Der Herzog von Chartres, der Oberst Montjoie und der General Valence waren dabei zugegen. Die ganze Orleanistische Partei war in der Person ihrer Häupter bei dem Akte zugegen, welcher die Republik umstürzen und durch die Hand des Volkes und der Soldaten die constitutionelle Krone auf die Stirn eines Prinzen dieses Hauses setzen sollte. Dumouriez vergaß, daß eine Krone, die während der Flucht, von der Hand eines Abtrünnigen gebracht, die auf der einen Seite von den Oestreichern, auf der andern von einem sein Vaterland verrathenden General unterstützt wurde, niemals auf dem Haupte eines Fürsten bleiben konnte. Während Dumouriez auf Paris los marschiren sollte, um die Constitution umzustürzen, sollten die Oestreicher wie Bundesgenossen auf dem französischen Gebiete vorwärts gehen und Condé als Unterpfand nehmen.

XV.

Dies war der geheime Vertrag, in welchem Unverstand mit Verrath wetteiferte. Dumouriez, der den Rubicon zu überschreiten glaubte und dem beständig Cäsars Rolle vor Augen schwebte, vergaß, daß Cäsar nicht die Gallier nach Rom geführt hatte. Nach Besiegung der Fremden und

nach Sicherung der Grenzen seine Armee für eine der Factionen, welche die Republik theilten, Partei nehmen lassen, nach Paris marschiren und sich der Dictatur bemächtigen, war eins von den politischen Attentaten, welches die Freiheit nicht verzeiht, welches der Erfolg und der Ruhm zuweilen in äußersten Zeiten entschuldigen; aber seine Armee preisgeben, seine Festungen den Fremden öffnen, selbst gegen sein Land die feindlichen Legionen führen, welche zu bekämpfen sein Vaterland ihn beauftragt hatte, mit Hülfe der Ausländer seinem Vaterlande eine Regierung aufzwingen, das hieß tausend Mal mehr Unrecht begehen, als die Emigranten; denn die Emigranten waren nur Ueberläufer, und die, welche den Vertrag zu Ath geschlossen, waren Verräther.

Nach dieser nächtlichen Zusammenkunft begab sich Dumouriez mit seinem Generalstabe nach Tournay. Er versammelte um sich sechstausend Mann Cavalerie, die ihm persönlich am ergebensten waren; er vertheilte in die Festungen Lille, Valenciennes, Condé, sowie in die Lager von Maulde und Saint-Amand die Generale und die Truppen, welche er am leichtesten mit sich fortzureißen hoffte, und bereitete Alles zu dem großen Verrathe vor, welcher Europa in Staunen setzen und den Convent erdrücken sollte.

Da er jedoch genöthigt war, seinen Plan zu verbergen und ihn zu gleicher Zeit halb zu entdecken, um seine Truppen darauf vorzubereiten, so kam in seiner Nähe ein dunkeles Gerücht von dem verrätherischen Anschlage, den er im Sinne hatte, auf und verbreitete sich bis nach Paris, wie das Vorgefühl irgend eines großen Verbrechens. Danton und Lacroix blieben unbeweglich und trugen Mistrauen gegen einen General zur Schau, den sie so stolz und aufgebracht gesehen hatten. Die Girondisten, gegen den Namen Orleans feindlich gestimmt, lenkten den Argwohn auf einen General, in dessen Generalstabe sich zwei Prinzen aus diesem Hause befanden. Sie machten außerdem darauf aufmerksam, daß Frau von Sillery, die Freundin und Vertraute Philipp Egalité's, und seine Tochter', eine junge und sechzehnjährige Prinzessin, sich zu der nämlichen Zeit zu Tournay befanden, wo Dumouriez dort seine Anschläge ins Werk setzte, so daß das Hauptquartier des Generals der

Republik im voraus der Hofhaltung einer Orleanistischen Monarchie glich. Die Jacobiner schickten drei Commissäre, Proly, Dubuisson uud Pereyra, um die Gesinnungen des Generals zu prüfen und ihn zu bestimmen, ihre Partei gegen die Gironde zu unterstützen. „Glauben Sie nicht,“ sagte Dumouriez, nachdem er sie angehört hatte, „daß Ihre Republik bestehen kann; Ihre Thorheiten und Ihre Verbrechen haben sie eben so unmöglich gemacht, wie sie verhaßt ist.“

XVI.

Unterdessen schien Dumouriez, der drohte, anstatt zu handeln, der geistigen Verwirrung anheim gefallen zu sein, welche den Menschen bei Ausführung eines Verbrechens erfaßt und seinen Handlungen das Unzusammenhängende und die Aufregung seiner Gedanken mittheilt. Er verschwendete seine ganze Kühnheit in Worten und ließ seiner Armee Zeit zum Nachdenken und folglich zum Bereuen. Er hatte sich mit seinem Generalstabe und seinen ihm ergebensten Regimentern in die kleine Stadt Saint-Amand zurückgezogen; hier erfuhr er kurz hinter einander die Capitulation der Citadelle von Antwerpen, die von den französischen Truppen an die Oestreicher übergeben worden war, die Flucht des Corps aus dem Lager von Maulde und die patriotische Empörung der Bürger der Besatzung von Lille gegen den General Miaczinsky, den er damit beauftragt hatte, sich dieser Stadt zu bemächtigen.

Dumouriez hatte zu Saint-Amand nur noch den Herzog von Chartres, dessen Bruder, den Herzog von Montpensier, den General Valence, den Generaladjutanten Montjoie, Thouvenot, Nordmann, den Obersten des Regiments Berchiny und die Offiziere seines Generalstabes bei sich. Er hatte die Prinzessin Adelaide von Orleans, Schwester des Herzogs von Chartres, zu Tournay gefunden, und nach Saint-Amand geführt, um sie zu gleicher Zeit gegen die Oestreicher und gegen den Convent zu schützen. Diese, mit edlem Anstande und frühreifem Verstande und energischem Gemüthe begabte junge Prinzessin irrte damals auf der Grenze zwischen Frankreich und Belgien umher; zurückge-

stoßen von ihrem Vaterland durch die Gesetze gegen die Emigration, zurückgestoßen vom Auslande durch den Abscheu, welchen der Name ihres Vaters den Feinden der Revolution einflößte. Sie war mit ihren Brüdern durch eine Freundschaft verbunden, welche Unglück, Verbannung und Thron nach einander erproben und verherrlichen sollte, und suchte im Lager Schutz bei der Armee. Zur Gefährtin hatte sie ein anderes junges Mädchen von gleichem Alter, Pamela Seymour, welche die öffentliche Stimme als eine natürliche Tochter des Herzogs von Orleans und der Frau von Genlis bezeichnete. Dieses Mädchen von blendender Schönheit, die wie eine Schwester der Prinzen und Prinzessin von Orleans erzogen wurde, heirathete zu Tournay Lord Eduard Fitz-Gerald, ersten Pair von Irland und Sohn des Herzogs von Leicester. Der junge irländische Patriot wurde im französischen Lager von glühender Leidenschaft für die Freiheit erfüllt. Er stiftete bald nachher eine Verschwörung an, um Irland von dem englischen Joche zu befreien; als Haupt dieser Verschwörung wurde er zum Tode verurtheilt, entging der Hinrichtung durch einen Selbstmord im Kerker und hinterließ den Patrioten seines Landes einen ruhmreichen Namen mehr.

XVII.

Frau von Sillery-Genlis, die Vertraute des Herzogs von Orleans, war auch im Hauptquartiere. Sie war eine noch durch ihr Aeußeres verführerische Frau, durch ihren Geist berühmt, mit Ränkeschmieden vertraut, und gab durch ihre Gegenwart der Verschwörung Dumouriez' den Anschein, als geschehe sie zu Gunsten der Familie Orleans. Der General Valence war der Schwiegersohn der Frau von Genlis, der Herzog von Chartres und der Herzog von Montpensier waren ihre Zöglinge, die Prinzessin Adelaide ihre Schülerin, die Jacobiner ihre Verfolger. Ihr Haus versammelte jeden Abend die hauptsächlichsten Führer der Corps, welche verführt und umgestimmt werden mußten, um sie gegen die Republik zu kehren. Dumouriez sah ein, daß er hier gleichsam eine ganze Revolution als Geisel hatte. Wenn er sich auch nicht offen für die Dynastie Orleans er-

klärte, so zeigte er sich doch gern in dieser Umgebung, um die Gemüther an den Gedanken an eine revolutionäre Monarchie zu gewöhnen und sie dieselbe hoffen zu lassen. Er fühlte sich dadurch geschmeichelt, die Rolle des bewaffneten Protektors einer jungen, reizenden, verfolgten Prinzessin zu übernehmen, und trug eine Verehrung gegen sie zur Schau, welche der Armee als Beispiel diente, mit Ehrerbietung auf sie zu blicken.

Von diesen verbannten Frauen und von dieser der Republik verdächtigen Gesellschaft umgeben, wartete Dumouriez in Unthätigkeit darauf, daß seine Armee ihn selbst mit Gewalt nach Paris mit fortziehen sollte. Unbestimmte Anzeichen deuteten indeß von allen Seiten auf den Abfall seiner Generale hin, die sich gegen den Gedanken, wider das Vaterland zu marschiren, empörten. Der Abstand von der Unzufriedenheit einer Armee bis zur That, die Waffen gegen ihr eigenes Land zu kehren, ist eben so groß, wie vom Murren bis zum Verbrechen. Dumouriez hatte das Murren seiner Soldaten für eine Meinung und ihre Insubordination für eine Empörung gehalten. Man wußte schon zu Saint-Amand, daß der Convent über die gegen den rebellischen General zu treffenden Maßregeln berathschlagte und daß er ihn vor seine Schranke berufen würde, um ihn zur Rechenschaft wegen seines Betragens zu ziehen. Danton, Robespierre und selbst Marat, welche die Auseinanderlegung der Armee einem siegreichen Feinde gegenüber fürchteten, und nicht an Verrath glauben wollten, hatten mit Mühe erlangt, daß diese Maßregel einige Tage aufgeschoben wurde. Einstweilen waren im Lager eine Menge Spione des Convents, und die Freiwilligen, welche weniger Soldaten als Bürger waren, belauerten selbst jeden Schritt ihres Generals.

Sechs Freiwillige vom Bataillone der Marne, von den in der Armee herumgehenden Gerüchten aufgeregt, wagten es, sich bewaffnet zu einer Audienz zum General zu begeben; das Wort Republik war mit Kreide auf ihre Hüte geschrieben. Sie forderten ihren Feldherrn auf, den Befehlen, welche er vom Convent erhalten würde, zu gehorchen, und erklärten ihm, daß sie als Nachahmer des Brutus ihn mit dem Dolche niederzustoßen geschworen hätten, wenn er zögere, der Stimme des Vaterlandes zu gehorchen. Als der

General ihnen auf eine, ihren Verdacht bestätigende Weise geantwortet hatte, schritten sie auf ihn zu, um ihn zu umringen, aber der treue Baptist, dessen Blick auf jede ihrer Bewegungen Achtung gab, warf sich mit dem Säbel in der Hand zwischen sie und seinen Herrn und rief die Wache herbei. Die Freiwilligen wurden ergriffen, entwaffnet und gefangen gesetzt. Dumouriez übertrieb mit Willen die Gefahr, in der er geschwebt hatte, und verbreitete das Gerücht, es sei ein Mordanschlag gegen ihn versucht worden, damit bei seinen Soldaten der Unwille darüber aufs neue die Anhänglichkeit gegen ihn rege machte. Es gelang ihm. Es gingen Adressen von allen Corps ein, welche ihren Abscheu gegen diesen Anschlag und ihr unerschütterliches Vertrauen gegen ihren Feldherrn betheuerten.

XVIII.

Unterdessen hatte der Convent endlich nach langem Zögern ein Decret erlassen, welches den General seiner Armee entriß und ihn nach Paris berief, um über seine Beschwerden und seine Pläne Erklärungen abzugeben. Dumouriez machte sich keine Illusion über die Bedeutung eines solchen Decrets. Er fühlte sich zu schuldig, um einer Untersuchung seines Betragens Trotz zu bieten; er begriff, daß man, wenn er einmal von seinen Soldaten getrennt wäre, der Armee einen General nicht wiedergeben würde, welcher die Republik in Furcht gesetzt hatte; er wollte lieber in einer, mit den Waffen in der Hand gegen die Unterdrücker seines Vaterlandes ausgeführten Unternehmung fallen, als demüthig ihnen seinen Kopf anbieten, ohne sich zu vertheidigen und ohne sich zu rächen. Außerdem störte, selbst wenn seine listigen Reden sein kühnes Auftreten und Danton's Einfluß ihn hätten freisprechen lassen, seine Abwesenheit allein alle zwischen ihm und Mack verabredeten Pläne. Er war daher fest entschlossen, dem Convente den Gehorsam zu versagen; wenn er ihn nicht hintergehen konnte, so machte er sich bereit, seinen letzten Akt der Empörung gegen die Commissäre, die man gegen ihn abzuschicken wagen würde, auszuführen.

So war die Lage der Dinge, als am 2. April gegen Mittag die Ankunft des Kriegsministers selbst im Lager

angekündigt wurde; es war Beurnonville, Dumouriez' persönlicher Freund. Beurnonville stieg aus dem Wagen, begleitet von den vier Commissären Camus, Lamarque, Bancal und Quinette: Camus, ein Mann von strengen Sitten, der die Schroffheit des Jansenismus und die Bedenklichkeiten der Rechtlichkeit in die Revolution übertrug; Lamarque, ein wortreicher Advocat, der sich in großen Phrasen erging und daran gewöhnt war, bei den Armeen patriotische Reden zu halten; Bancal, ein kluger, besonnener Unterhändler, dazu geeignet, sich mit Mäßigung zwischen die Leidenschaften der Parteien zu stellen; Quinette, bei dem der Sinn für Ordnung der leidenschaftlichen Liebe zur Freiheit das Gegengewicht hielt, und der sich immer bemühte, die Theorie an der Grenze des Wahren und den Patriotismus an der Grenze des Rechten aufzuhalten.

XIX.

Beurnonville stürzte sich bei seiner Ankunft in Dumouriez' Arme, als wenn er damit den Umstehenden anzeigen wollte, daß er im Sinne habe, den General nur durch seine Gefühle und seine Erinnerungen an das Vaterland zu fesseln. Er sagte, daß er die das Decret des Convents überbringenden Commissäre selbst habe begleiten wollen, um der Stimme der Pflicht durch die Macht der Freundschaft mehr Nachdruck zu geben. Camus bat Dumouriez, um ihm die Verlegenheit einer öffentlichen Unterredung zu ersparen und um den Commissären möglich zu machen, bei ihrer persönlichen Vermittelung sich unbefangener und vertraulicher auszusprechen, die Zeugen zu entfernen, welche eine innigere Annäherung der Gemüther hinderten, oder sich in ein entlegenes Zimmer zu begeben. Bei diesen Worten ließ sich unter den anwesenden Generalen und Offizieren ein Murren hören, als ob sie geglaubt hätten, man wolle ihren General ihren schützenden Blicken und Waffen entziehen. Dumouriez beruhigte mit einem Winke diese Aufregung. Er führte Beurnonville und die Commissäre in sein Cabinet; allein die Generale verlangten, die Thüre solle offen bleiben, damit sie wenn auch nicht die Worte, doch wenigstens die Sicherheit der Unterredung über-

wachen könnten. Camus übergab Dumouriez das Decret. Der General las es mit einer an Geringschätzung streifenden unerschütterlichen Ruhe; hierauf gab er es dem Commissär wieder zurück und antwortete, daß die Vollziehung dieses Decretes die Auflösung der Armee und den Untergang des Vaterlandes nach sich ziehen würde; daß er sich nicht weigere, zu gehorchen, aber daß er gehorchen wolle, wenn es ihm, und nicht wenn es seinen Feinden Zeit schiene. Er bot mit Ironie seine Entlassung an. Der Spott, der in diesen Worten lag, entging den Commissären nicht. „Aber,“ fragte ihn ängstlich Camus, „wenn Sie Ihre Entlassung gegeben haben, was werden Sie dann thun?“ — „Was mir beliebt,“ erwiderte stolz der General. „Nur erkläre ich Ihnen, daß ich mich nicht von einem revolutionären Tribunal zu Paris werde demüthigen und verurtheilen lassen.“ — „Sie erkennen also dieses Tribunal nicht an?“ sagte Camus. — „Ich halte es für ein Tribunal des Blutes und des Verbrechens,“ antwortete Dumouriez, „und so lange ich einen Zoll Eisen in der Hand habe, werde ich mich ihm nicht unterwerfen.“

XX.

Die anderen Commissäre, welche befürchteten, daß die in dem Gespräche zwischen Camus und Dumouriez herrschende Bitterkeit eine gewaltsame Entwickelung herbeiführen könnte, traten als befreundete Vermittler zwischen beide und beschworen den General, der Form nach dem Befehle zu gehorchen, der ihn nach Paris rief, indem sie ihm mit ihren Köpfen dafür hafteten, daß der Convent, wenn er Genugthuung erhalten, ihn unmittelbar wieder zur Armee zurückschicken würde. Quinette bot ihm an, ihn zu begleiten, mit seinem Leibe zu schützen und ihn wieder in sein Hauptquartier zurückzuführen. Bancal führte ihm die schönen Beispiele von Gehorsam gegen das Vaterland an, welche große Männer des Alterthums gegeben hätten. — „Die Römer,“ antwortete Dumouriez, „haben Tarquin nicht getödtet; sie hatten weder Jacobinerclubs noch Revolutionstribunal; Tiger wollen meinen Kopf und ich will ihn ihnen nicht geben. Weil Sie mir die Römer anführen, so erkläre ich Ihnen,

daß ich oft die Rolle des Decius gespielt habe, aber daß ich niemals Curtius sein, und daß ich mich nicht in den Abgrund stürzen werde. — „Sie wollen also dem Convente nicht gehorchen?“ fragte Camus kategorisch. — „Ich schwöre Ihnen zu,“ sagte Dumouriez, „daß ich, wenn mein Vaterland eine Regierung und Gesetze haben wird, ihm von meinen Handlungen Rechenschaft ablegen und mich seinem Gerichte unterwerfen werde; jetzt wäre dies eine sinnlose Handlung.“

Die Commissäre zogen sich in ein andres Gemach zurück, um mit einander zu berathschlagen. Dumouriez blieb einen Augenblick mit Beurnonville allein; er bemühte sich den Minister zu verführen, indem er ihn auf die Gefahr hinwies, die ihm in Paris drohte, und ihm den Befehl über seinen Vortrab anbot. „Ich weiß,“ erwiderte Beurnonville heldenmüthig, „daß ich meinen Feinden gegenüber unterliegen werde; allein ich werde auf meinem Posten sterben. Meine Lage ist schrecklich! Ich sehe, daß Sie entschieden sind und einen verzweifelten Schritt thun werden; ich verlange nur den einzigen Gefallen von Ihnen, daß Sie mich das Schicksal theilen lassen, welches Sie den Deputirten bestimmen.“ — „Zweifeln Sie nicht daran,“ antwortete Dumouriez, „und ich glaube, wenn ich so handle, Ihnen nützlich zu sein und Sie zu retten.“

Dumouriez und Beurnonville kehrten in den Saal zurück, in welchem der Generalstab versammelt war. Der Oberst des Husarenregiments Berchiny, Nordmann, dessen Reiter vor der Wohnung des Generals in Schlachtordnung aufgestellt waren, hatte Befehl bekommen, dreißig ausgewählte Leute seines Regiments vor den Thüren in Bereitschaft zu halten, welche Alles, was ihnen befohlen werden würde, ausführen sollten. Alle diese Husaren waren Deutsche oder Elsasser. Die Verschiedenheit der Sprache bürgte dafür, daß die patriotische Beredsamkeit der Commissäre bei ihnen nichts ausrichten würde; sie kannten nur die Stimme ihres Obersten.

Nachdem die Deputirten eine Stunde lang in geheimer Berathschlagung beisammen gewesen waren, während welcher der unbeugsame Camus mit Unerschrockenheit die mildernden Maßregeln bekämpfte, welche seine Collegen noch an-

wenden wollten, um dem Vaterlande eine so heftige Erschütterung zu ersparen, traten sie wieder ein. Die Ruhe des Entschlusses, die Autorität des Gesetzes, die männliche Trauer ihrer Sendung waren auf ihrem Gesichte ausgedrückt. Sie forderten den General noch einmal auf, dem Decrete zu gehorchen. Der General erklärte von neuem, keinen Gehorsam leisten zu wollen. „Nun,“ sagte Camus, „ich erkläre Sie Ihrer Funktionen enthoben, Sie sind nicht mehr General, ich verbiete, daß man Ihnen gehorcht, ich befehle, daß man sich Ihrer bemächtigt, und ich lege die Siegel auf Ihre Papiere.“ Ein dumpfes Murren im Generalstabe und die Bewegung der Offiziere, welche mit der Hand an den Degen näher traten, um ihren General zu schützen, ließen die Commissäre einsehen, daß ihre Stimme ohne Macht und ihr Leben vielleicht bedroht war: sie hatten es ihrer Pflichterfüllung geweiht. — „Das ist zu stark,“ rief Dumouriez, „es ist Zeit, einer solchen Kühnheit ein Ende zu machen!“ und rief den Husaren auf deutsch zu, hereinzukommen. — „Verhaften Sie diese vier Männer,“ sagte er zu dem sie befehligenden Offizier, „und lassen Sie Ihnen nichts zu Leide thun; verhaften Sie auch den Kriegsminister und lassen Sie ihm seine Waffen.“ — „General Dumouriez,“ rief Camus, „Sie stürzen die Republik ins Verderben!“ Die Husaren zogen die Commissäre des Convents mit sich fort; in Wagen, die während der Unterredung in Bereitschaft gesetzt worden waren, wurden sie mit einer Escorte Husaren vom Regimente Berchiny nach Tournay gebracht und dort dem östreichischen General Clairfayt als Geiseln übergeben.

XXI.

Bald nach dieser Handlung, die Dumouriez' Anschläge gänzlich enthüllte, ließ er von den feindlichen Generalen neue Conferenzen verlangen, um seinen Marsch mit dem ihrigen in Uebereinstimmung zu bringen. Er stieg am andern Tage zu Pferde und begab sich in sein Lager. Hier hielt er eine Anrede an die Soldaten und stellte ihnen das Tags vorher stattgefundne Ereigniß als ein Attentat der Jacobiner dar, welche den General seiner Armee und den

Vater seinen Kindern entreißen wollten. Die Truppen antworten ihrem General mit lautem Zurufe. Die Demüthigung des Civilgesetzes durch die Waffengewalt macht dem Soldaten immer Freude. Um den Truppen noch mehr zu beweisen, wie sehr er sich auf ihre Anhänglichkeit verlasse, schlief Dumouriez im Lager. Sein Plan war, seine Truppen nach Orchies zu führen, von wo aus er zu gleicher Zeit Lille, Douai und Bouchain bedroht haben würde. Er wollte auch Condé in Besitz nehmen, das er den Oestreichern als Unterpfand zu überliefern versprochen hatte. Er verließ am 4. April Saint-Amand, um diesen ersten Act seines Verrathes auszuführen.

Funfzig Husaren sollten ihm als Escorte dienen, aber sie ließen auf sich warten. Er stieg zu Pferde und nur vom Herzog von Chartres, vom Obersten Thouvenot, vom Generaladjutanten Montjoie, von seinen Adjutanten und von acht Ordonnanzhusaren, im Ganzen dreißig Personen begleitet, ritt er auf dem Wege nach Condé vorwärts. Im Lager hatte er den Befehl zurückgelassen, die Escorte, wenn sie bereit wäre, ihm auf dem nämlichen Wege nachzuschicken. Er ritt so, ohne sich eine Störung zu vermuthen, vorwärts, indem er über die verzweifelten Wechselfälle nachdachte, die seine Unternehmung mit sich bringen könnte, als eine halbe Stunde von Condé ein von dem General Neuilly, dem Commandanten dieser Stadt, abgeschickter Adjutant herbeieilte, um ihn von der Gährung der Garnison und der Schwierigkeit, die Truppen im Zaume zu halten, zu benachrichtigen. Sie fingen an zu merken, daß sie verrathen würden. Sie waren über die verdächtigen Unterredungen zwischen ihren Generalen und den feindlichen Generalen aufgebracht; sie erklärten laut, daß sie dem Vaterlande für Condé hafteten, und daß sie kein neues Corps in die Festung einziehen lassen würden, welches die Vertheidigung derselben hindern könnte. Dumouriez, der am Rande des Wegs abgestiegen war, dachte über diesen wichtigen Vorfall nach, der seinen Plan vereitelte. In diesem Augenblicke kamen drei Bataillone Freiwilliger, die aus freiem Antriebe nach Condé marschirten, mit ihrer Artillerie an ihm vorbei; der Offizier, der sie befehligte, war der nachmalige Marschall Davoust. Dumouriez, der über diesen Marsch, zu dem er

keinen Befehl gegeben, erstaunt war, befrug lebhaft die Offiziere dieser Bataillone und befahl ihnen Halt zu machen.

XXII.

Die Bataillone machten Halt. Dumouriez entfernte sich ungefähr hundert Schritt von der Landstraße und trat in eine Hütte, um einen Befehl zu schreiben, als tumultuarisches in den Bataillonen sich erhebendes Geschrei und eine plötzliche, verworrne Bewegung der Colonne, welche wieder zurückging, ihn daran mahnten, daß es Zeit sei, an seine Sicherheit zu denken. Die Freiwilligen, welche der Anblick Dumouriez' und die unzusammenhängenden Befehle und Gegenbefehle plötzlich über die Vorgänge aufgeklärt hatten, suchten den Verrath durch Ergreifung der Verräther zu vereiteln. Einige legten bereits ihre Gewehre auf den General an und drohten, Feuer zu geben, wenn er sie nicht erwartete. Dumouriez stieg eilig wieder zu Pferde und floh mit seiner schwachen Escorte im Galopp queerfeldein, von Verwünschungen und Flintenschüssen verfolgt. Ein Kanal, der einen morastigen Boden umschloß, hält den Lauf seines Pferdes auf. Schon läßt ein Kugelregen in dem ihn begleitenden Haufen Lücken entstehen. Zwei Husaren werden tödtlich getroffen. Zwei Bedienten, welche sein Portefeuille und seinen Mantel tragen, fallen an seiner Seite. Thouvenot's Pferd wird unter ihm erschossen und er springt hinter den wackern Baptist auf dessen Pferd. Der General verläßt hierauf sein Schlachtroß, welches erschreckt auf die Bataillone lossprengt und von diesen im Triumph nach Valenciennes geführt wurde. Die jüngste Tochter Herrn v. Fernig's verliert ebenfalls ihr Pferd. Ihre Schwester Felicité steigt von dem ihrigen und gibt es Dumouriez. Die beiden Schwestern springen über den Kanal und steigen an der andern Seite desselben auf die Handpferde des Herzogs von Chartres. Der Sekretär des Generals, Cantin, fällt, indem er über den Graben setzt, unter sein Pferd. Fünf Leichen, acht todte Pferde, ein Gefangner, das Gepäck, die geheimen Papiere des Generals bleiben im Kanal. Die übrigen Flüchtlinge fliehen mit der größten Hast durch die Moräste, indem sie von den Lagern von Breuille, welche

Dumouriez erreichen wollte, abgeschnitten und bis zur Schelde von den Kugeln der Freiwilligen verfolgt werden. Die beiden jungen Amazonen, welche die Wege kannten, führten den General bis zu einer Fähre, auf welcher er mit ihnen und dem Herzog von Chartres über den Fluß gelangte. Die Pferde wurden zurückgelassen. Das Gefolge, welches die Fähre nicht fassen konnte, floh längs der Schelde und gelangte in das Lager von Maulde. Baptist verbreitete hier das Gerücht, der General sei von den sich empörenden Freiwilligen ermordet worden, und belebte wieder die frühere Anhänglichkeit der Linientruppen an Dumouriez.

Unterdessen ging der General, nachdem er über die Schelde gesetzt war, zu Fuße, von Ermattung erschöpft, auf dem morastigen Boden am Ufer des Flusses weiter. Er klopfte an die Thüre eines kleinen Schlosses, in welches man ihn anfänglich nicht einlassen wollte; als ihn aber seine Gefährten genannt, erhielt er gastfreundliche Aufnahme und Bewirthung von den nämlichen Belgiern, in deren Land er ein halbes Jahr vorher als Eroberer eingezogen war. Baptist holte ihn bei Sonnenuntergang wieder ein. Er erzählte ihm, welcher Unwille bei den Truppen im Lager herrsche, die aufs neue wieder günstig für ihn gestimmt wären. Mack kam in der Nacht an. Er gab dem flüchtigen General eine Escorte von funfzig kaiserlichen Dragonern, die ihn in sein Lager von Maulde zurückbrachten. Einige finstere Gesichter und einige Blicke ausgenommen, welche zeigten, wie der Verdacht mit der Anhänglichkeit kämpfte, empfingen alle Corps Dumouriez wie einen Feldherrn, den sie noch anbeteten. Er nahm das Husarenregiment Berchiny und einige ihm ergebne Escadrons Kürassiere und Dragoner mit sich und rückte mit dieser Kavalerie bis nach Rumigies, eine Stunde von seinem Lager Saint-Amand, vor. Er glaubte, seine Armee wieder zu seiner Verfügung zu haben, und bestand darauf, seinen Plan, Condé zu überrumpeln, der Tags vorher misglückt war, auszuführen.

Aber die Artillerie des Lagers zu Saint-Amand hatte auf das falsche Gerücht hin, daß Dumouriez in der Schelde den Tod gefunden hätte, seine Generale verjagt, die Geschütze bespannt und den Marsch nach Valenciennes angetreten. Ganze Divisionen, welche ihre Offiziere absetzten oder mit

sich fortrissen, verließen dieses Lager, wo die Treulosigkeit ihres commandirenden Generals sie als Werkzeuge zu unbekannten Umtrieben brauchte.

Bei Empfang dieser Nachrichten, die kurz nach einander nach Rumigies gebracht wurden, ließ Dumouriez die Feder fallen, mit welcher er Befehle an seine entschwundne Armee schrieb. Er fühlte, wie schwach ein Mann gegen ein Vaterland und eine Intrigue gegen eine Revolution wäre. Er stieg mit den beiden Brüdern Thouvenot, dem Herzog von Chartres, dem Obersten Montjoie, dem Oberstlieutenant Barrois, Herrn v. Fernig und seinen beiden Töchtern zu Pferde und ritt ohne Escorte nach Tournay, wo ihn der General Clairfayt nicht wie einen feindlichen General, sondern wie einen unglücklichen Verbündeten aufnahm. Die Ergebenheit, welche Dumouriez seinen Soldaten einzuflößen gewußt hatte, war so groß, daß achthundert Mann des Regiments Berchiny und die Husaren des Regiments Sachsen ihm aus freiem Antriebe nach Tournay nachkamen. Diese Soldaten zogen die Schande, den Namen Ueberläufer zu tragen, dem Schmerze, sich von ihrem Generale zu trennen, vor.

Ein Ueberrest der französischen Armee, die in einzelne Abtheilungen zerstückt war und sich mit Mühe in den Festungen sammelte, blieb Clairfayt's durchdachten Angriffen ausgesetzt. Das Blut der Soldaten wurde von dem General preisgegeben, aber die Ueberläufer brachten die Gelder der Armee nicht mit zum Feinde. Dumouriez kam mit leeren Händen an und vertraute dem Zufalle oder der Dankbarkeit der coalisirten Souveraine. Als er in Tournay anlangte, hatte er nur einige Goldstücke in seiner Börse. Seine Gefährten bei der Flucht waren fast eben so ohne Mittel. Der Herzog von Chartres, Thouvenot, Nordmann, Montjoïe, der treue Baptist und selbst die beiden unerschrocknen Heldinnen Fernig, die ohne ein Verbrechen zu begehen, mit zu einer Desertion fortgerissen worden waren, die sie für einen Beweis von Treue ansahen, schossen ohne Wissen Dumouriez' zusammen und gaben ihm zuerst das bittre Brot der Verbannung.

XXIII.

Dies war der Ausgang des langen politischen und militairischen Dramas, welches in Zeit von drei Jahren Dumouriez bis zur Höhe der größten Männer erhoben hatte, um ihn plötzlich bis zum elendesten Abenteurer herabsinken zu lassen. Der Grund davon war, daß seine Gefühle im Verhältniß zur Größe seines Muthes und des Umfangs seines Geistes nicht edel genug waren. Er hatte sich den Leichtsinn des Hoflebens zu eigen gemacht und war durch sein Leben als Diplomat daran gewöhnt worden, die Kehrseite der politischen Dinge zu sehen und kleinen Ursachen große Ergebnisse zuzuschreiben; sein Gemüth besaß weder Ernst genug, um die Republik zu begreifen, noch aufopfernde Geduld genug, um ihr mit Gefahr seines Lebens zu dienen. Er spielte den großen Mann und war es nur halb. Hätte er sein Blut für die Freiheit auf dem Schlachtfelde oder durch Undankbarkeit der Republik auf dem Schaffote vergossen, so hätte es ewig die Nachwelt zur Rache aufgerufen und für alle Zeiten seinen Namen zu einem der schönsten der Revolution gemacht. Die Rettung seines Leben durch einen Abfall, die Entlarvung seines Verrathes haben einen Schatten des Bedauerns auf den Glanz seiner Feldzüge und seiner Schlachten geworfen. Sein Name ist, so zu sagen, eine glänzende Erscheinung in der Geschichte und eine blendende für sein Vaterland. Er besaß den Kopf eines Politikers, den Arm eines Helden, das Herz eines Intriganten, und man ist betrübt, ihn nicht ganz bewundern zu können. Aber Trauer mischt sich unter die Begeisterung, welche sein Name entstehen läßt. Man vermeidet ihn unter den berühmten Namen des Vaterlandes auszusprechen, denn es gibt keine schlimmere Schande für den menschlichen Geist, als der Anblick, wenn große Geschicke der Leitung kleiner Seelen überlassen sind und wenn große Fähigkeiten sich selbst nicht achten. Das Werk der Völker verlangt Männer, die ernst sind, wie der Gedanke, der sie bewegt. In den Revolutionen beleidigt das Verbrechen den Geist weniger, als der Leichtsinn; wenn auch das Verbrechen schuldiger und verhaßter ist, so läuft es doch weniger den Katastrophen der Geschichte zuwider.

XXIV.

Seit diesem Tage irrte Dumouriez, von seinem Vaterlande verflucht, in fremden Ländern nur geduldet, von Reich zu Reich, ohne ein Vaterland wieder zu finden. Als ein Gegenstand geringschätziger Neugierde, fast in Dürftigkeit lebend, ohne Landsleute und Familie, von England mit einer Pension unterstützt, erregte er das Mitleiden aller Parteien. Als ob ihn der Himmel, der ihm ein langes Leben gestattete, noch mehr hätte bestrafen wollen, ließ er ihm sein ganzes Genie, um ihn bei seiner Unthätigkeit zu quälen. Dreißig Jahre hindurch verfaßte er unaufhörlich Denkschriften und Pläne zu allen Kriegen, welche Europa gegen Frankreich führte; er bot seinen Degen jeder Sache an und wurde überall zurückgewiesen. Alt und jedem lästig saß er am Herde Deutschlands und Englands und wagte seine Verbannung nicht zu verlassen, selbst dann nicht, als Frankreich den Geächteten aller Parteien wieder offen stand; er fürchtete, daß ihm der Boden selbst seinen Verrath vorwerfen möchte. Er starb zu London. Sein Vaterland ließ seine Asche in der Verbannung und errichtete nicht einmal ein leeres Grabmal auf dem Schlachtfelde, auf welchem er sein Land gerettet hatte.

Achtunddreissigstes Buch.

I.

Wir wollen uns wieder zum Gange der Begebenheiten im Innern wenden, denen wir vorausgeeilt sind, um die Erzählung nicht zu unterbrechen.

Das Zugeständniß, welches die Girondisten gemacht hatten, indem sie das Leben des Königs preisgaben, hatte nicht jeden Keim zu Zerwürfniß in der Regierung erstickt. Die Parteien hatten sich einen Augenblick vermischt; sie waren aber nicht vereinigt. Die Schwäche entwaffnet nicht, sie ermuthigt zu neuen Forderungen. Die Girondisten hatten, indem sie das Leben des Königs preisgaben, sich der einzigen Kraft der Meinung entäußert, welche in der Nation und außerhalb derselben für sie streiten konnte. Als einmal das Geheimniß ihrer Schwäche entdeckt war, wußte man im voraus das letzte Wort ihres Widerstandes. Nicht lange darauf sollte es ihnen abgefordert werden.

Unterdessen gestatteten die Jacobiner, die mit dem großen Siege, den sie über ihre Gegner davongetragen, zufrieden waren, diesen einen Augenblick Ruhe. Dem Anscheine nach entstand selbst eine gewisse Uebereinstimmung zwischen den Ausschüssen des Conventes und der Gemeine von Paris, um den Gewaltthätigkeiten Einhalt zu thun und in der Regierung eine große Gewalt zu concentriren. Man verstand sich darüber,

die Volksflut, welche den Thron überströmt hatte, wieder in ihr Bett zurückzuleiten.

II.

Danton blieb mit einer Zurückhaltung und einer stolzen Unabhängigkeit, welche ihm zum Gebieter der Parteien werden zu lassen schien, im Hintergrunde. Robespierre wartete darauf, daß ihn eine neue Krise erheben und weiter und höher bringen sollte. Weder der eine noch der andre sann damals auf zwecklose Unruhen und Aufregungen der Menge. Ein einziger Mann störte diese dem Anscheine nach bestehende Uebereinstimmung des gesammten Wollens. Dieser Mann war Marat: eine wahre Incarnation der Anarchie. Danton personificirte die convulsivische Kraft, welche die Nationen zu retten sucht, indem sie dieselben zu gewaltsamen Aeußerungen des Patriotismus treibt, die bis zum Morde gehen; Robespierre, die Hartnäckigkeit der philosophischen Ueberzeugung, welche durch alle Begebenheiten hindurch ihrem Ziele zuschreitet. Marat personificirte die unbestimmten und fieberhaften Träume der Menge, die auf dem Boden aller Gesellschaften leidet, klagt, sich unruhig regt; einer Klasse, die ohne Stimme, um sich Gehör, ohne regelmäßiges Handeln, um sich Platz zu verschaffen, wie ein Element vom Hauche aller Parteien erregt, durch vereitelte Hoffnungen fanatisirt wird, ihre Täuschungen in Wuth verkehrt und ohne Aufhören die Regierungen vernichtet, ohne Arbeit, Druck und Elend, diese Bedingungen, welche sie in der Erniedrigung zurückhalten, vernichten zu können. Marat war Vertreter des Proletariats der Neuzeit, einer Art Sklaverei, die durch den Lohn gemildert wird. Er führte diese bis jetzt in ihrer Ohnmacht gebliebne und durch ihre Lumpen beschützte Menge zuerst auf den politischen Schauplatz. Die Leidenschaft, welche Marat zu dieser Rolle mitbrachte, war nicht blos Herrschbegierde, sondern auch das Verlangen, die duldenden und entwürdigten Klassen des menschlichen Geschlechts wieder in ihre Rechte einzusetzen. Er hatte diese verzweifelte Sache zu seiner eignen gemacht. Er wollte, daß sie in Zukunft nach seinem Namen benannt werde. Er wollte die duldenden Klassen von ihren Uebeln

befreien und alle Unbill, welche seit soviel Jahrhunderten auf dem unterdrückten Theile der Bevölkerung lastete, gegen die reichen Klassen kehren; er trachtete darnach, ihr ihren Antheil an dem Wohlsein zu verschaffen. Er machte Anspruch darauf, die Proletarier dahin zu führen. Nur führte er sie dahin, wie Barbaren, die, Schwert und Fackel in der Hand, einen Einfall in das Gebiet wiedereroberter Rechte thun und die auf der Erde für sich nur Platz zu finden wissen, wenn sie Alles, was sie vor ihnen in Besitz hatte, anzünden und ausrotten.

Seit dem 10. August ließ Marat aus seiner unterirdischen Wohnung seine Stimme nicht blos wie eine Wehklage aus der Tiefe des Volks hervordringen; er zeigte sich absichtlich der Menge, bei den Jacobinern, bei den Cordeliers, auf dem Stadthause, in den Sektionen, bei allen stürmischen Auftritten. Er fing an, sich von Danton's Vormundschaft, um die er so lange nachgesucht und die er so lange ertragen, zu befreien. Er fing an, Robespierre die Beifallsbezeigungen der Jacobiner streitig zu machen. Robespierre versprach dem Volke nur die Herrschaft populärer Gesetze, welche mit mehr Billigkeit das sociale Wohlbefinden unter alle Klassen vertheilen sollten. Marat versprach vollständigen Umsturz und baldige Beute. Der eine hielt das Volk durch seine Vernunft zurück, der andre riß es durch seinen Irrsinn mit sich fort. Robespierre mußte mehr geachtet, Marat mehr gefürchtet werden. Er begriff diese Rolle und charakterisirte sich selbst auf folgende Weise in dem Ami du peuple:

III.

„Mögen mir meine Leser verzeihen, wenn ich sie heute von mir unterhalte. Grund hierzu ist weder Eigenliebe noch Geckenhaftigkeit, sondern der Wunsch, dem gemeinen Wesen nützlicher zu werden. Wie soll man mir als Verbrechen anrechnen, wenn ich mich zeige, wie ich bin, während die Gegner der Freiheit mich unaufhörlich als einen Verrückten, einen Menschenfresser, einen nach Blut lechzenden Tiger schildern, um das Gute zu verhindern, das ich thun möchte! Geboren mit einem gefühlvollen Herzen, mit

feuriger Einbildungskraft, einem aufbrausenden, freimüthigen, hartnäckigen Charakter, gesundem Geiste, mit einem allen heftigen Leidenschaften und vor allem der Ruhmbegierde offnen Herzen; im väterlichen Hause mit der zartesten Sorgfalt erzogen, habe ich das männliche Alter erreicht, ohne mich je dem Ungestüm der Leidenschaften überlassen zu haben. Im zwanzigsten Jahre war ich noch rein und schon seit langer Zeit dem Studium und dem Nachdenken ergeben.

„Der Natur verdanke ich das eigenthümliche Wesen meines Geistes, aber meiner Mutter verdanke ich die Entwicklung meines Charakters; sie pflanzte in mein Herz die Liebe zur Gerechtigkeit und zu den Menschen. Durch meine Hand theilte sie den Bedürftigen Gaben mit; der theilnahmsvolle Ton, in welchem sie zu den Elenden sprach, flößte mir bei guter Zeit die liebende Gesinnung ein, welche sie gegen sie hegte. Mit acht Jahren war bereits mein moralischer Sinn ausgebildet. In diesem Alter konnte ich den Anblick schlechter Behandlung meiner Mitmenschen nicht ertragen. Eine Grausamkeit empörte mich, das Schauspiel einer Ungerechtigkeit machte mein Herz erbeben, als ob mir selbst eine Beleidigung zugefügt worden wäre.

„In der frühesten Jugend war mein Körper schwächlich. Ich habe weder die Freude, noch den Muthwillen, noch die Spiele der Kinder gekannt. Ich war gelehrig und fleißig und mein Lehrer erlangte mit Sanftmuth Alles von mir. Ich bin nur ein einziges Mal bestraft worden. Ich war damals elf Jahre alt. Die Strafe war ungerecht. Man hatte mich in ein Zimmer eingeschlossen, ich öffnete das Fenster und stürzte mich auf die Straße.

„Die Ruhmbegierde war in jedem Alter meine vorherrschende Leidenschaft. Mit fünf Jahren wollte ich Schulmeister, mit funfzehn Jahren Professor, mit achtzehn Schriftsteller, mit zwanzig schaffendes Genie sein, sowie jetzt mein höchstes Streben ist, mich für mein Vaterland aufzuopfern. Von meinem Jünglingsalter an bin ich ein Denker gewesen; die Arbeit des Geistes ist mein einziges Bedürfniß geworden, selbst wenn ich krank bin. Das süßeste Vergnügen habe ich im Nachdenken gefunden, in jenen friedlichen Augenblicken, in denen das Gemüth mit Bewundrung das Schauspiel der Himmel betrachtet; oder wenn es, in sich selbst gekehrt, sich

selbst in der Stille anzuhören, die Eitelkeit menschlicher Größe auf der Wage des wahren Glücks zu wägen, das Dunkel der Zukunft zu durchdringen, den Menschen jenseits des Grabes zu suchen und mit unruhiger Wißbegier das ewige Geschick zu erforschen scheint.

„Ich habe fünfundzwanzig Jahre in der Zurückgezogenheit mit Lesen, mit Nachdenken über die besten moralischen, philosophischen und politischen Bücher zugebracht, um die besten Schlüsse daraus zu ziehen. Acht Bände metaphysische Untersuchungen, zwanzig Bände Entdeckungen in physikalischen Wissenschaften habe ich mit dem aufrichtigen Wunsche, der Menschheit nützlich zu sein, mit einer heiligen Ehrerbietung vor der Wahrheit, mit dem Gefühle der Grenzen der menschlichen Weisheit verfaßt. Die Marktschreier des wissenschaftlichen Corps, die d'Alembert, Condorcet, Laplace, Lalande, Monge, Lavoisier, wollten allein ihr Licht leuchten lassen. Ich konnte es nicht einmal dahin bringen, daß die Titel meiner Werke genannt wurden. Ich seufzte seit fünf Jahren unter diesem nichtswürdigen Drucke, als die Revolution mit der Berufung der Reichsstände sich ankündigte. Ich sah bald, wohin es führen würde, und ich begann in der Hoffnung, endlich die Menschheit gerächt zu sehen, dazu beizutragen, ihre Ketten zu sprengen und meine wahre Stelle einzunehmen, wieder Athem zu schöpfen.

„Dies war nur noch ein schöner Traum; er war nahe dabei, zu entschwinden. Eine heftige Krankheit hätte mich ihn fast im Grabe beenden lassen. Da ich das Leben nicht verlassen wollte, ohne etwas für die Menschheit gethan zu haben, verfaßte ich auf meinem Schmerzenslager die Opfergabe an das Vaterland.... Dem Leben wiedergegeben, beschäftigte ich mich nur damit, der Sache der Freiheit nützlich zu sein! und sie klagen mich an ein bestochner Bösewicht zu sein! Aber, ich hätte Millionen zusammenraffen können, wenn ich blos mein Schweigen hätte verkaufen wollen, und ich lebe im Elende!...“

IV.

Diese Zeilen offenbarten, wie Marat's Seele eine überspannte Ruhmsucht, eine beständige gewaltsame Aeußerung

des Hasses gegen die socialen Ungleichheiten und eine bis zur Grausamkeit gegen die Reichen und Glücklichen verkehrte Liebe zu den duldenden Classen in sich schloß.

Ein solcher Drang nach absoluter Gerechtigkeit und plötzlicher Gleichmachung konnte nur durch Blut gestillt werden. Marat verlangte in Folge der Verhärtung des Geistes, der sich darüber freut, durch den Gedanken zu opfern, was der Unbarmherzigkeit der Systeme widersteht, beständig Blut vom Volke.

Er lebte arm und arbeitsam, wie es sich für den Vertreter der Dürftigkeit eignete. Er bewohnte ein verfallnes Gemach in einem dunkeln Hause in der Straße der Cordeliers und verdiente sich seinen Lebensunterhalt mit der Feder. Unermüdliche geistige Anstrengung, ein gleichsam chronischer Zorn, langes Nachtwachen erhitzten sein Blut, machten seine Augen hohl, seine Haut gelb und theilten seinem Gesicht die kränkliche Glut und das Nervenzucken des Fiebers mit. Er ging mit seinem Leben so verschwenderisch um, wie mit dem Andrer. Selbst wenn ihn seine langwierigen und häufigen Krankheiten auf sein Schmerzenslager gefesselt hielten, hörte er nicht auf mit der Schnelligkeit des Blitzes alle plötzlich entstehenden Gedanken, welche seine fiebernden Träume in seiner Einbildungskraft aufsteigen ließen, niederzuschreiben. Arbeiter aus der Druckerei trugen die mit seinem Hasse getränkten Blätter eins nach dem andern zu den Pressen; eine Stunde später verbreiteten sie öffentliche Ausrufer oder an den Straßenecken angeklebte Anschläge in ganz Paris. Sein ganzes Leben war nur ein wüthendes und anhaltendes Zwiegespräch mit der Menge. Er schien Alles, was von ihm gedruckt wurde, nur wie Inspirationen anzusehen und sammelte sie, wie die Gesichter der Sibylle oder die heiligen Gedanken der Propheten. Die Frau, mit der er lebte, betrachtete ihn wie einen verkannten Wohlthäter der Welt, von dem sie zuerst vertrauliche Mittheilungen erhielt. Marat, der gegen Jedermann abstoßend und beleidigend war, nahm dieser Frau gegenüber einen mildern Ton an und ließ seinen Blick sanfter werden. Sie hieß **Albertine**. Es gibt keinen so unglücklichen oder so verhaßten Menschen auf der Erde, dem das Schicksal nicht bei seinem Werke, seiner Strafe,

bei seinem Verbrechen oder seiner Tugend eine solche Gefährtin gegeben hätte.

Marat hatte, wie Robespierre und wie Rousseau, einen übermenschlichen Glauben an seine Principien. Er achtete sich selbst in seinen Hirngespinsten wie ein Werkzeug Gottes. Er hatte ein Buch zu Gunsten des Dogmas der Unsterblichkeit der Seele geschrieben. Seine Bibliothek bestand aus ungefähr funfzig Bänden philosophischer Schriften, die auf einem an die bloße Mauer seiner Stube genagelten tannenen Brete herumlagen. Man bemerkte darunter Montesquieu und Raynal, die er oft zur Hand genommen hatte. Das Neue Testament lag immer auf seinem Tische aufgeschlagen. „Die Revolution, sagte er zu denen, welche darüber erstaunten, ist ganz und gar im Evangelium enthalten. Nirgends ist die Sache des Volks kräftiger vertheidigt worden, nirgends sind die Reichen und Mächtigen dieser Welt mit einem größern Fluche belegt worden.“ „Jesus Christus,“ sagte er oft, indem er sich ehrerbietig bei diesem Namen verneigte, „ist unser Aller Herr und Meister!“

Einige wenige Freunde besuchten Marat in seiner dunkeln Zurückgezogenheit. Armonville, der Septembrisirer von Amiens; Pons von Verdun, ein Dichter, der allen Mächten schmeichelte; Vincent, Legendre, zuweilen Danton; denn Danton, der lange Zeit Marat beschützt hatte, fing an ihn zu fürchten. Robespierre verachtete ihn, wie eine schimpfliche Laune des Volkes. Er war eifersüchtig auf ihn, allein er erniedrigte sich nicht so weit, seine Popularität sich so tief zu erbetteln. Wenn Marat und Robespierre sich einander im Convent nahe kamen, wechselten sie Blicke, die Beleidigung und gegenseitige Verachtung ausdrückten: „Feiger Heuchler!“ murmelte Marat. „Elender Bösewicht!“ zischelte Robespierre. Aber beide vereinigten ihren Haß gegen die Girondisten.

Marat's unordentlicher Anzug stach zu dieser Zeit gegen Robespierre's anständige Kleidung ab. Eine dunkle, farbige, geflickte Jacke, die Aermel heraufgestreift, wie ein Arbeiter, der sein Tagewerk verläßt; eine kurze, sammtne mit Dinte befleckte Hose, blaue wollne Strümpfe, Schuhe, die mit Bindfaden auf dem Spann des Fußes befestigt waren, ein schmuziges, auf der Brust offen stehendes Hemde, die Haare

an die Schläfe klebend und hinten mit einem ledernen Riemen zusammengebunden, ein runder Hut, dessen Krempen bis auf die Schultern herabfielen — in einem solchen Aufzuge erschien Marat im Convente. Ein für seine kleine Gestalt unverhältnißmäßig großer Kopf, sein auf die linke Schulter geneigter Hals, das beständige Zucken der Muskeln, das sardonische Lächeln seines Mundes, die herausfordernde Frechheit seines Blicks, die Kühnheit seiner Ausrufe machten ihn bemerkbar. Seine demüthige äußere Erscheinung war nur ein Aushängeschild seiner Meinungen. Das Bewußtsein seiner Wichtigkeit nahm bei ihm zu, je mehr er seine Macht ahnete. Er drohte Jedermann, selbst seinen frühern Freunden. Er machte über Danton's Luxus und Vergnügungssucht beißende Bemerkungen. „Spricht Danton immer davon," sagte er zu Legendre, „daß ich ein unruhiger Kopf bin, der Alles verdirbt? Ich habe früher die Dictatur für ihn verlangt, weil ich ihn dazu für fähig hielt. Er hat sich durch Vergnügungen verweichlicht. Die in Belgien gemachte Beute und der Stolz über seine Missionen haben ihn berauscht. Heutzutage ist er ein zu großer Herr geworden, um sich bis zu mir zu erniedrigen. Camille Desmoulins, Chabot, Fabre d'Eglantine und alle seine Schmeichler verachten mich. Das Volk und ich — wir überwachen sie."

V.

Der Convent bemühte sich eine Zeit lang durch Organisation seiner Ausschüsse die einzelnen Mitglieder nach ihren Kenntnissen, ihrer Tüchtigkeit und Ergebenheit zu ordnen und jedem derselben die Funktion zu Theil werden zu lassen, für welche ihn sein Wesen, seine Fähigkeiten und seine Studien zu bestimmen schienen. Regierung und Verwaltung wurden gleichsam durch öffentlichen Zuruf ernannt. Die Constitution, der öffentliche Unterricht, die Finanzen, die Armeen, die Marine, die Diplomatie, die allgemeine Sicherheit der Bürger, die öffentliche Wohlfahrt endlich, dieses höchste Attribut, welches einer Nation die Souverainetät über ihr eignes Geschick gibt, bildeten eben so viele verschiedne Comités, in welchen alles zur Regierung, zur politischen Oekonomie oder zur Verwaltung Gehörige in vertrauten

Besprechungen und in gründlichen Berichten verhandelt wurde. Der Convent zog so aus den Fähigkeiten eines Jeden Nutzen, indem er ihm Gelegenheit gab, sie auf besondre, ihm geläufige Gegenstände anzuwenden. Für die öffentlichen Sitzungen bewahrte er die großen Kämpfe der Theorien oder der politischen Leidenschaften auf, welche das Reich erschütterten und der Reihe nach die Parteien triumphiren oder unterliegen ließen. Aber die wahre Kraft der innern Verwaltung und der äußern Vertheidigung ruhte in den Ausschüssen. Diese Kraft wirkte im Verborgnen fort, während der Convent öffentlich durch krampfhafte Bewegungen zerrissen zu sein schien.

Die Organisation der republikanischen Regierung in einem seit so viel Jahrhunderten an die Einheit und die Willkür der monarchischen Regierung gewöhnten Lande war die erste Aufgabe und der erste Gedanke des Convents. Er berief zum Constitutionsausschusse Männer, welche er mit höherm Talente und höherer Wissenschaft staatlicher Institutionen begabt glaubte. Bei diesen ersten Wahlen berücksichtigte er nicht die Partei, sondern das Verdienst. Die Girondisten waren hier überwiegend, aber sie herrschten mehr auf Grund ihrer Kenntnisse als auf Grund ihrer Partei. Diese Männer waren: Sieyès, Thomas Payne, Brissot, Péthion, Vergniaud, Gensonné, Barrère, welcher Begeisterung mittheilte, indem er sie heuchelte, Condorcet, endlich Danton. Robespierre, welcher den Girondisten verhaßt und im Verdachte stand, Anarchie zu begünstigen, gehörte nicht darunter. Er fühlte sich dadurch tief gedemüthigt und faßte einen Groll, den er unter anscheinender Geringschätzung verbarg.

VI.

Der Ausschuß des öffentlichen Unterrichts, der wichtigste nach dem Constitutionsausschusse, zu einer Zeit, wo die Sitten des Volks umgewandelt werden mußten, wie seine Gesetze umgewandelt wurden, bestand aus den Philosophen, den Gelehrten und den Künstlern des Convents. Condorcet, Prieur, Chénier, Hérault de Séchelles, Lanjuinais, Romme,

Lanthenas, Dusaulx, Mercier, David, Lequinio, Fauchet waren die hauptsächlichsten Mitglieder desselben. Cambon hatte im Ausschusse der Finanzen das Uebergewicht. Er war Jacobiner durch seine leidenschaftliche Liebe zur Republik, Girondist durch seinen Haß gegen die Anarchisten, rechtlich wie die Hand des Volkes, welches seinen eignen Schatz verwaltet, unerbittlich wie eine Zahl. Der Wohlfahrtsausschuß, der alle andern in sich zusammenfassen und wie das Verhängniß über allen Gesetzen stehen sollte, wurde erst zwei Monate später organisirt und herrschte erst sechs Monate später.

Während diese Ausschüsse in der Stille die Constitution und die Systeme der Erziehung, des Krieges, der Finanzen und der öffentlichen Wohlthätigkeit vorbereiteten, lenkte die Aufregung des Volkes zu Paris unaufhörlich die Aufmerksamkeit auf das Dringliche und das Unerwartete. Der Krieg und der Hunger trieben das Volk auf gleiche Weise zur Empörung. Durch ein verhängnißvolles Zusammentreffen waren die für Frankreich so unruhigen Jahre unfruchtbar gewesen; in langen und strengen Wintern war das Getreide erfroren; das Wetter war beständig rauh gewesen. Es war, als ob die Elemente selbst gegen die Freiheit kämpften. Von panischem Schrecken erfaßt, übertrieb man den Mangel des Getreides, so daß alle Gemüther von der düstersten Besorgniß erfüllt wurden; die Flüsse waren gefroren, das Holz war selten, das Brod theuer. Der hohe Preis der Lebensmittel ließ Elend und Tod unter der Form voraussehen, welche am meisten das Volk dazu treibt, seine Klagen laut werden zu lassen: unter der Form der Hungersnoth. Die Arbeit mangelte den Arbeitern; der Luxus war mit der Sicherheit, welche ihn entstehen läßt, verschwunden; die Reichen trugen Dürftigkeit zur Schau, um nicht beraubt zu werden; die Adligen und die Priester hatten bei ihrer Flucht einen bedeutenden Theil des gemünzten Goldes und Silbers, das Zeichen des Werthes, das Mittel des Austausches, das Triebrad der Circulation, die Quelle der Arbeit und des Lohnes, mit fortgenommen, oder in den Kellern, den Gärten vergraben, in den Mauern ihrer Wohnungen versteckt. Confiscation oder Sequestration ließ in den Händen der Republik ungeheure Strecken unbebauter

Ländereien und eine große Anzahl unbewohnter Häuser ohne den geringsten Ertrag liegen.

Um das Gold und das Silber zu ersetzen, welche mit einem Male verschwunden zu sein schienen, hatte die constituirende Versammlung ein Papiergeld unter dem Namen Assignaten geschaffen. Wenn das Volk dieses Creditgeld hätte verstehen und annehmen wollen, so würde es dieselben Dienste geleistet haben, wie metallne Münze. Es würde die Beziehungen zwischen den Privatleuten vermehrt, die Arbeit unterstützt, die Abgaben bezahlt, den Werth der Ländereien dargestellt haben. Was auch zuweilen die Nationalökonomen anführen, so hat doch Geld niemals einen andern Werth, als den es durch die Uebereinkunft, welche es schafft, und durch den Credit, den es in sich trägt, erhält. Es reicht hin, daß das Verhältniß zwischen den gekauften Gegenständen und zwischen dem Zeichen, welches sie kauft, nicht plötzlich und willkürlich durch eine untergeordnete Vermehrung des Geldzeichens verändert werden kann; der wirkliche und wahre Preis aller Gegenstände stellt sich auf Grund dieses Verhältnisses heraus. Das Gesetz allein also, nur ein rechtliches und weises Gesetz kann Geld schaffen. Es kommt nichts darauf an, ob das Gesetz aus Gold, Silber, Kupfer, Papier Geld macht, wenn nur das Verhältniß auf das Strengste aufrecht erhalten wird, und das Volk so Vertrauen auf die Richtigkeit und den Credit dieses Zeichens bewahrt. Der Wechsel, dieses individuelle Geld, welches keinen andern Werth, als die Unterschrift dessen, der es schafft, besitzt, ersetzt im Verkehr zwischen Privatleuten eine unberechnenbare Masse baaren Geldes. Er leistet dieselben Dienste wie Gold und Silber. Es ist nur Geld, welches jeder Einzelne geschlagen hat, und welches das Vertrauen darstellt, das man zu einem Individuum hat. Wie sollte der Staat, der das Vermögen und den Credit Aller vertritt, nicht ein Papiergeld schaffen, das eben so unverletzlich wäre und eben so viel Credit hätte, wie das der einzelnen Bürger?

VII.

Aber das Volk war an metallnes Geld gewöhnt. Es wollte durch das Gefühl und die Schwere den Werth des-

selben begreifen. Es hatte kein Vertrauen zum Papiere. Ehe die Wahrheiten nicht Gewohnheiten geworden sind, erscheinen sie dem Volke wie Fallstricke.

Außerdem hatte die Regierung, durch die Nothwendigkeit mehr und mehr gedrängt, dieses neue aus Papier bestehende Zeichen des Geldes zu plötzlich vermehrt. Dies hatte eine Entwerthung des Zeichens und ein Schwinden des Geldreichthums für den, welcher es besaß oder annahm, zur Folge; aber auch unerbittliche Gesetze gegen die, welche sich weigerten es anzunehmen; endlich auch Verminderung der Circulation, Bedrückung des Handels, Unsicherheit des Verkehrs, Unterbrechung des Güteraustausches, Stockung der freien Arbeit, Aufhören des Lohnes, Noth und Hunger des Arbeiters; die Grundbesitzer und die Reichen lebten von directen Erzeugnissen ihrer Ländereien oder von Summen in Gold und Silber, die sie sich aufbewahrt hatten und von denen sie mit der genausten Sparsamkeit nur das zur Befriedigung ihrer dringendsten Bedürfnisse Nothwendige ausgaben. Man vernachlässigte die Cultur des Bodens. Man consumirte wenig. Man baute nicht mehr. Wagen und Pferde waren verschwunden. Die Geräthschaften wurden nicht erneuert. Die Kleidung deutete auf Furcht, Geiz oder Noth. In der Lebensweise beschränkte man sich auf das Allernothwendigste und hierdurch wurde den unzähligen Handwerkern, welche die künstlichen Bedürfnisse einer in ruhigem Zustande sich befindenden Gesellschaft befriedigen, jede Gelegenheit zu Beschäftigung und Verdienst genommen.

VIII.

Die Kaufleute der großen Städte, diese Zwischenhändler zwischen dem Consumenten, der wohlfeil kaufen, und dem Producenten, der theuer verkaufen will, steigerten noch durch ihre wucherischen Speculationen und ihre Aufkäufe den Preis der Lebensmittel. Der Handel benutzt alles, selbst den Hunger, um sich zu bereichern; dies ist nicht nur sein Fehler, es ist sein Wesen. Der Golddurst verhärtet das Gemüth wie der Blutdurst.

Der Streit zwischen der niedern Volksklasse zu Paris

und den Kleinhändlern wurde mit jedem Tage heftiger. Der Haß gegen die Gewürzkrämer, die Verkäufer der täglichen Consumtionsgegenstände der Massen, war so erbittert und so blutdürstig geworden, wie der Haß gegen die Aristokraten. Die Läden wurden unter eben so viel Verwünschungen belagert, wie die Schlösser. Fortwährende Aufstände vor den Thüren der Bäcker, der Weinverkäufer und vor den Krämerläden beunruhigten die Straßen. Hungrige Volkshaufen, an ihrer Spitze Weiber und Kinder, gleichsam wie Feldzeichen der Noth, kamen alle Morgen aus den bevölkerten Stadttheilen und aus den Vorstädten hervor, um sich in den reichen Quartieren zu verbreiten und die Häuser, welche des Wuchers verdächtig waren, zu umlagern. Diese Banden umgaben den Convent und drangen zuweilen mit Gewalt durch die Thüren, um mit lautem Geschrei Brod oder Herabsetzung des Preises der Lebensmittel zu verlangen. Die Menge Weiber, welche die Ufer oder Schiffe auf dem Flusse bewohnen und die sich und ihre Kinder damit erhalten, daß sie die Wäsche einer großen Stadt waschen, forderten vom Convent, er solle den Preis der Seife, dieses für ihr Geschäft so nothwendigen Gegenstands, des Oeles, des Lichtes, des für ihren Haushalt nöthigen Holzes herabsetzen.

Sie verlangten das Maximum, d. h. die Preisbestimmung der Waaren, dies willkürliche Einschreiten der Regierung, die zwischen dem Verkäufer und dem Consumenten tritt, um den Gewinn des einen zu vermindern und den andern bei Anschaffung seiner Bedürfnisse zu unterstützen. Wenn der Gedanke des Maximum auch gerechtfertigt gewesen wäre, so war doch die Ausführung desselben unmöglich. Die Gerechtigkeit, welche man so dem bedürftigen Consumenten zu Theil werden zu lassen glaubte, konnte in jedem Augenblicke in Bezug auf den Verkäufer eine Ungerechtigkeit oder eine Unterdrückung werden. Das Gesetz sollte aufs Gerathewohl handeln und die Willkür an die Stelle der Handelsfreiheit treten lassen. Wenn das Maximum gerecht sein sollte, hätte es eben so oft seine Zahl wechseln müssen, als ein Wechsel im Preise der Anschaffung der Waaren stattfand. Niemand konnte aber hier eine Abschätzung machen. Jede Speculation war vernichtet. Die Speculation ist die Seele des Handels; der Handel mußte,

wenn er einer inquisitorischen Einmischung unterworfen wurde, aufhören, Frankreich mit Waaren zu versehen; das Volk verlangte so das Ende aller Handelsverträge. Diese Maßregeln, welche heftig von der höhern Einsicht der Girondisten, von Robespierre, von Hébert und Chaumette selbst bekämpft wurden, standen in Begriff, in Bezug auf die Verproviantirung der Stadt Paris und den Verkehr zwischen dem Volke und dem Kaufmann, die Unordnung und den Mangel entstehen zu lassen, denen sie vorbeugen sollten. Aber wenn das Volk auch schnell die rein politischen Fragen und die nationalen Wahrheiten begreift, weil es sie mit dem Herzen begreift und durch die Leidenschaft aufklärt, so begreift es nur langsam ökonomische Fragen, weil dazu Anwendung eines geübten Verstandes und das Licht der Erfahrung nothwendig ist. Die politische Oekonomie ist eine Wissenschaft; die Politik ist nur ein Gefühl; daher sind auch von dieser Seite die Massen am leichtesten irre zu leiten, namentlich wenn Elend und Hunger den Trugschlüssen Leidenschaft mittheilen.

IX.

Marat und seine Freunde hatten sich mit fanatischem Eifer der Sache des Maximum angenommen. Sie trieben das Volk durch Hunger dazu, eine Taxe zu verlangen und die Reichen zu plündern. Alle Tage läuteten Marat's Blätter die Sturmglocke der Hungersnoth.

„Es ist unwiderlegbar,“ sagte er im Ami du peuple vom 23. Februar, „daß die Capitalisten, die Wechselspeculanten, die Monopolbesitzer, die Verkäufer von Luxusgegenständen, die Rechtsverdreher, die gewesenen Actendrescher, die Exadligen mit wenigen Ausnahmen die Anhänger der alten Regierungsform sind, welche die Misbräuche betrauern, die ihnen dazu dienten, sich auf Kosten des Gemeinwesens zu bereichern. Da es unmöglich ist, ihr Herz zu ändern, da die bis jetzt angewandten Mittel, um sie an ihre Pflicht zu erinnern, nutzlos waren, und da ich daran verzweifle, unsre Gesetzgeber große Maßregeln ergreifen zu sehn, um sie dazu zu zwingen, sehe ich die gänzliche Ausrottung dieser verwünschten Brut als das einzige Mittel an, dem Staate

die Ruhe wiederzugeben: jetzt verdoppeln sie ihre Niederträchtigkeit, um den Hunger des Volks durch außerordentliche Steigerung des Preises der nothwendigsten Lebensmittel und durch die Aussicht auf eine Hungersnoth zu vermehren. Die Plünderung von Läden, an deren Thüre man einige Wucherer aufhinge, würde diesem Unterschleife, der fünf Millionen Menschen zur Verzweiflung bringt und Tausende vor Elend sterben läßt, bald ein Ende machen. Werden die Deputirten des Volks denn nie etwas andres zu thun wissen, als über die Leiden des Volks zu schwatzen, ohne ihm jemals ein Mittel dagegen anzubieten? Lassen wir die Gesetze bei Seite; es ist augenscheinlich, daß sie stets ohne Erfolg gewesen sind! Uebrigens kann dieser Stand der Dinge nicht mehr lange dauern; nur ein wenig Geduld und das Volk wird endlich die große Wahrheit begreifen: daß es sich selbst retten muß. Die Nichtswürdigen, welche, um es wieder in Ketten zu schlagen, es dafür zu bestrafen suchen, daß es sich am 2., 3. und 4. September von einer Handvoll Verräther befreit hat, mögen davor zittern, daß sie nicht selbst zu den verfaulten Gliedern gerechnet werden, welche vom politischen Körper abgeschnitten werden müssen!

„Niederträchtige Heuchler, die ihr unter dem Vorgeben, die Herrschaft des Gesetzes wiederherzustellen, euch bemüht, das Vaterland dem Untergange zuzuführen, steigt doch auf die Rednerbühne! Wagt, es mich anzuklagen! Mit diesem Blatte in der Hand, bin ich bereit euch zu werfen!“

X.

Man konnte nicht offner Plünderung und Mord predigen. Am andern Tage gehorchte das Volk, dessen vierzigtausendstimmige Rednerbühne Marat's Blatt war, dem Winke seines Apostels; hungrige Haufen kamen aus den Vorstädten hervor, aus den Werkstätten, aus den verdächtigen Orten und verbreiteten sich, als ob sie einen Einfall in den reichen Quartieren von Paris thäten, sprengten die Thüren der Bäcker auf, erbrachen die Läden der Krämer, vertheilten unter sich, indem sie den Preis bestimmten, die für sie nothwendigsten Waaren, Brod, Seife, Oel, Lichter,

Cafe, Zucker, Käse und plünderten hierauf einige Läden mit Lebensmitteln.

Am andern Tage verlangte Barrère, das Organ des Centrums, das Gesetz solle gerächt werden. „So lange als ich Vertreter des Volks sein werde," sagte er, „werde ich unerschütterlich Diejenigen bekriegen, welche das Eigenthum verletzen und die Plünderung und den Diebstahl an die Stelle der öffentlichen Moral setzen, indem sie diese Verbrechen unter der Maske des Patriotismus begehen."

Der Girondist Salles liest auf der Rednerbühne die blutdürstige Aufforderung Marat's vor. „Ein Anklagedecret gegen dieses Ungeheuer!" rufen eine Menge Deputirte. Marat eilt unter den Beifallbezeigungen seiner Freunde, die er seit dem Morgen unter den Zuschauern aufgestellt hatte, auf die Rednerbühne. „Die Volksbewegungen, welche gestern stattgefunden haben," sagt er, indem er Salles und Brissot ansieht, „sind das Werk dieser verbrecherischen Faction und ihrer Agenten; sie sind es, welche Emissäre in die Sektionen schicken, um Unruhen zu erregen. Bei dem Unwillen, der mein Inneres erfaßte, habe ich gesagt, man müßte die Läden der Wucherer plündern und sie an ihren Hausthüren aufhängen, da dies das einzige Mittel wäre, um das Volk zu retten; und man wagt ein Anklagedecret gegen mich zu verlangen!" Bei diesen Worten wird fast der ganze Saal von Unwillen ergriffen. Verwünschungen übertäuben die Stimme des Redners. Marat lächelt geringschätzig über diese *schwachen* Gemüther. „Die Schwachköpfe," sagt er, indem er von der Rednerbühne herabsteigt.

Larévellière-Lepaux, ein unbescholtner, zu keiner Partei gehöriger Mann, gibt für Roland's Unbescholtenheit Zeugniß ab und rechtfertigt ihn gegen Marat's Verleumdungen. „Es ist Zeit," ruft er aus, „zu wissen, ob der Convent sich für das Verbrechen oder für die Tugend zu entscheiden im Stande sein wird?" — „Wer wagt, Marat zu vertheidigen?" ertönt es von allen Seiten. — „Ich!" antwortet Thirion. — „Ich mag keinen Vertheidiger," erwidert *der Freund des Volkes*, „dies ist ein Streich der Kabale, die in mir die Deputirten von Paris verfolgt. Sie wollen mich aus dem Convente entfernen, weil ich ihnen lästig bin, da ich ihre Complote enthülle." — „Marat ist

leichtgläubig," sagt Carra, „er schadet seinen Freunden dadurch, daß er sich so weit fortreißen läßt, und bringt den Berg in schlechten Ruf." — Marat unterbricht Carra. „Die hinterlistige Erklärung Carra's würde nur dazu führen, die besten Patrioten auf das Schaffot zu bringen." Buzot verlangt ironisch das Wort für Marat. „Ich bin stark genug, um mich selbst zu vertheidigen," sagt kühn der Angeklagte. — „Warum," fährt Buzot fort, „wollt ihr diesen Mann anklagen; er schreibt in seinem Journale nur, was alle Tage auf dieser Rednerbühne vorgebracht wird, er ist nur das unbesonnene Organ der Verleumdungen, welche unaufhörlich gegen uns und gegen die besten Bürger zu Tage gefördert werden, er ist nur der Vorläufer der Anarchie, welche mit all' ihrem Unheil zuletzt zum Königthum führt! Das Decret, welches ihr gegen ihn erlassen würdet, würde nur dazu dienen, einem Mann Wichtigkeit zu verleihen, der nicht aus eignem Antriebe handelt, sondern nur das Werkzeug schlechter Menschen ist." Vom Berge aus erhebt sich Murren gegen Buzot und verwandelt den Unwillen gegen Marat in Wuth gegen die Girondisten. Salles, Valazé, Boileau, Fonfrède verlangen das Anklagedecret, Bancal die Ausstoßung, Pereyres eine Erklärung, daß er wahnsinnig sei. Der Convent theilt sich stehend in zwei ungleiche Haufen, aus denen Ausrufe, Spottreden, Schmähungen hervordringen. „Der namentliche Aufruf!" ruft Boileau. „Man muß endlich Marat's Freunde und die Feigen, die ihn nicht zu treffen wagen, kennen lernen." — „Er mag reden," ruft man, „er ist angeklagt, er hat das Recht zu reden!"

Marat wendet sich hierauf zu den Girondisten und sagt: „es gibt hier weder Gerechtigkeit, noch Scham!" Die Girondisten erheben sich sämmtlich mit einem Male und scheinen mit der Geberde und der Stimme den frechen Redner niederdrücken zu wollen. „Ja, decretirt gegen mich die Anklage," fährt Marat mit herausforderndem Lächeln fort, „aber zugleich decretirt den Wahnsinn jener Staatsmänner." Dies war der Name, mit welchem die Demagogen der Gemeine und Robespierre selbst Roland's Freunde bezeichneten. Tallien, einer der ersten Schüler Marat's, besteht umsonst darauf, seinen Lehrer zu verthei-

digen; das Geschrei des Centrums übertäubt seine Stimme. Zuletzt verweist ein Wort Vergniaud's die Anklage vor die gewöhnlichen Tribunale und beauftragt den Justizminister, die Ausführer und Anstifter der Plünderung zu verfolgen.

„Es ist eine Schändlichkeit!" ruft Marat aus und geht unter dem Schutze der Beifallbezeigungen des Berges fort. Der Berg verdammte seine Lehren, aber schützte seine Person. Was er in Marat liebte, war der Feind der Girondisten.

XI.

Wenige Tage nach diesen Auftritten erfuhr man, daß Unruhen zu Lyon ausgebrochen wären und die ganze Vendée sich im Aufstande befinde; dies waren die ersten Anzeichen des Bürgerkrieges. Diese Anzeichen wurden zu der Zeit sichtbar, als Dumouriez an der Grenze wankte und auf Verrath sann, und als die Anarchie Paris zerriß; aber der Convent richtete seine Blicke nur auf die Grenzen.

Dort folgte ein Unfall dem andern. Schlag auf Schlag erfuhr man das Mislingen der Unternehmungen Custine's in Deutschland, den unordentlichen Rückzug der Nordarmee und die leicht erkennbaren verrätherischen Umtriebe Dumouriez'. Spanien begann die Feindseligkeiten. Der Convent antwortete in Folge eines Berichtes Barrère's ohne Zögern dem Hofe von Madrid mit einer Kriegserklärung. Der Convent, weit davon entfernt, der Nation die Gefahren zu verbergen, suchte in der Gefahr selbst die Rettung. Er schilderte sie ohne Rückhalt in ihrer ganzen Größe. Es wurden augenblicklich dreiundneunzig Commissäre ernannt, um den verschiednen Sektionen von Paris die Niederlage der Armeen und die auf den Grenzen drohenden Gefahren mitzutheilen. Die Gemeine ließ auf den Thürmen der Kathedrale eine schwarze Fahne, das Zeichen der Trauer und des Todes, aufziehn. Die Theater wurden geschlossen. Vierundzwanzig Stunden lang ertönte in allen Quartieren, wie eine Sturmglock des Krieges, das Appellschlagen. Herumziehende Redner lasen auf den öffentlichen Plätzen eine Proclamation des Gemeinerathes vor, deren Heftigkeit der Hymne der Marseiller entnommen war: „Zu den Waffen,

Bürger! zu den Waffen! wenn ihr zaudert, ist Alles verloren!“ Die Sektionen, von denen jede eine handelnde Municipalität und ein berathschlagender Convent geworden war, votirten verzweifelte Maßregeln. Sie verlangten das Verbot der Ausgabe des baaren Geldes, die Todesstrafe auf den Handel mit gemünztem Gelde, die Einführung einer Vermögensteuer für die Reichen, die Absetzung des Kriegsministers, die Versetzung Dumouriez' und seiner Mitschuldigen in den Anklagestand, endlich die Errichtung eines Revolutionstribunals, um Brissot, Péthion, Roland, Buzot, Guadet, Vergniaud und alle Girondisten, deren treulose Mäßigung unter dem Vorwande, die Legalität zu retten, dem Vaterlande den Untergang brächte, zu richten.

XII.

Danton, der bald im Convente, bald im Lager war und sich durch die Kraft seines Charakters über beide Parteien erhob, trieb mit Worten und Geberden das Volk nach der Grenze und schien dem Convente zu befehlen, einträchtig zu sein, um alle Energie gegen die Fremden concentriren zu können. Robespierre erließ im Namen der Jacobiner eine Proclamation an das Volk, in welcher alle Unfälle den Girondisten Schuld gegeben wurden. Er klagte sie an, die Anstifter der Plünderung gewesen zu sein, um die populären Lehren zu entehren und um die Reichen, die Eigenthümer und die Kaufleute auf die Seite der Gegenrevolution zu bringen. Er verlangte eine Schutzmauer von Köpfen zwischen der Nation und ihren Feinden und zuerst die Köpfe der Girondisten.

Aber neben dieser sichtbaren, gegen die Gebieter des Convents gerichteten Bewegung der Jacobiner, der Gemeine, der Cordeliers und der Sektionen wirkte gleichsam unterirdisch, zuweilen öffentlich, zuweilen im Verborgnen, eine Versammlung, welche sich damit beschäftigte, den Stoff zu einer Empörung gegen die Majorität des Convents zu sammeln und in Brand zu stecken. Dieser Insurrectionscomité versammelte sich bald in einem Saale des Stadthauses, bald in geringerer Anzahl in einem Hause der Vorstadt Saint-Marceau. Es gehörten dazu: Marat,

Dubois-Crancé, Duquesnoy, Drouet, Choudieu, Pache, Maire von Paris, Chaumette, Hébert, Momoro, Panis, Dubuisson, der Spanier Gusman, Proly, Pereyres, Dopsent, Präsident der Sektion der Cité, einer der Anordner des Blutbades in den Gefängnissen; Hassenfratz, Henriot, Dufourny. Die untergeordneten Agenten waren zum größten Theil die Männer des 6. October, des 20. Juni, des 10. August, des 2. Septembers, die einen revolutionairen Stamm bildeten, den die Gemeine bewahrt hatte. Nachdem diese Männer der Gewaltstreiche dem Antriebe Péthion's und seiner Freunde gehorcht hatten, waren sie bereit dem Antriebe Pache's, Marat's und Robespierre's zu gehorchen. Es war eine revolutionaire Flut, die ihrer Natur nach beständig überströmen mußte. Alles, was darauf ausging, der Revolution einen Halt zu geben, war ihnen unerträglich. Unter diesen Männern des Handelns befanden sich wieder folgende: Maillard, der Präsident bei dem Blutbade in der Abtei; Cerat, welcher das Morden bei den Carmelitern geleitet hatte und der jetzt Friedensrichter in der Sektion des Luxemburg war; Gonchon, der Danton der Vorstadt Saint-Antoine; Varlet; der Färber Malard, der Freund Billaud-Varennes'; der Friseur Siret, der seit der Erstürmung der Bastille, wo er seinen Muth versucht, bei keinem der Kämpfe der Revolution gefehlt hatte; der Gerber Gibon, ein Patriot, den Henriot mit fortgerissen hatte, und der, wie dieser, den Patriotismus mit dem Verbrechen zusammenwarf; Lareynie, ehemaliger Großvicar von Chartres, der in der Revolution den Umsturz der Institutionen, die er abgeschworen, bis aufs äußerste verfolgte; Alexandre, der sich das Ansehn gab, als ob er in seiner Vorstadt militairischen Einfluß habe, und endlich der Schuhmacher Chalandon, der Präsident des revolutionairen Ausschusses der Sektion, den der berühmte Advocat Target auf feige Weise sich zum Beschützer zu machen suchte, indem er oft bei ihm zu Tische war und ihm seine Reden verfaßte.

XIII.

Am 6. März versammelte sich der Insurrectionscomité auf eine geheimnißvollere Weise wie gewöhnlich. Die Mit-

glieder, welche fähig waren, bei ihren Entschlüssen jede Rücksicht auf Mitleiden zu entfernen und auf das Strengste ein Geheimniß zu bewahren, waren allein zusammengerufen worden. Sie waren überdrüßig, sich von Vergniaud und seinen Freunden von der Rednerbühne aus mit dem Namen Mörder bezeichnet zu sehen. Sie hofften, daß Danton, der ihr Mitschuldiger gewesen war und auf welchen die Beleidigungen der Girondisten zurückfielen, sich mit ihnen vereinigen würde, um die gemeinschaftlichen Feinde zu vernichten. Sie waren bereit, ihm die Dictatur des Patriotismus zu ertheilen. Sie warteten von Stunde zu Stunde auf seine Rückkehr von der Armee, wohin er zum dritten Male geeilt war, um die wankenden Truppen wieder zu ermuthigen.

XIV.

Danton, durch einen Brief seines Schwagers Charpentier von der Krankheit seiner Frau benachrichtigt, war in der höchsten Eile von Condé zurückgereist, um den letzten Seufzer der Genossin seiner Jugend empfangen zu können. Der Tod war ihm zuvorgekommen. Als er an der Thüre seines Hauses aus dem Wagen stieg, brachte man ihm die Nachricht entgegen, daß seine Frau verschieden sei. Man wollte ihn diesem traurigen Anblicke entziehen, aber Danton, der unter dem Ungestüm seiner politischen Leidenschaften und unter den Ausschweifungen seines Lebens eine mit Achtung gemischte Zärtlichkeit für die Mutter seiner beiden Kinder bewahrt hatte, schob die Freunde, die ihm die Schwelle seines Hauses vertraten, auf die Seite, stieg außer sich in das Zimmer hinauf, stürzte auf das Bett zu, hob das Leichentuch hinweg und brachte, den halberkalteten Körper seiner Frau mit Thränen und Küssen bedeckend, die ganze Nacht unter Stöhnen und Schluchzen zu. Niemand wagte seinen Schmerz zu stören und ihn dieser Bahre zu entreißen, um ihn zum Aufruhr zu führen. Die Pläne der Verschwornen wurden aus Mangel an einem Haupte vertagt. Unterdessen hielt Dubuisson eine Rede an den Comité und zeigte ihm die dringende Nothwendigkeit, den Girondisten zuvorzukommen, die alle Tage davon sprächen die September-

morde zu rächen. „Den Tod," schloß er, „diesen Heuchlern des Patriotismus und der Tugend!"

XV.

Erhobene Arme und mörderische Geberden waren die schweigenden Beifallbezeigungen für diese Rede Dubuisson's. Die Namen von zweiundzwanzig Girondisten wurden besprochen und ihre Köpfe dem Tode geweiht. Die Zahl von zweiundzwanzig Köpfen entsprach aus einer Art von Wiedervergeltung den zweiundzwanzig Jacobinern, welche Dumouriez, wie man sagte, der Rache seiner Armee und dem Zorne des Auslandes preiszugeben versprochen hatte. Die einen schlugen vor, Vergniaud, Brissot, Guadet, Péthion, Barbaroux und ihre Freunde an die Zweige der Bäume im Tuileriengarten zu hängen; die andern, sie nach der Abtei zu bringen und gegen sie die anonyme Septemberjustiz wieder zu erneuern. Marat, welchen es nicht mehr zu kümmern brauchte, ob auf seinem Namen eine Schandthat mehr oder weniger hafte, und welchem Ruhm nur der Glanz des Verbrechens war, zerstreute diese Scrupel: „Man nennt uns Blutsäufer," sagte er, „nun denn, wir wollen diesen Namen verdienen, indem wir das Blut unserer Feinde trinken. Der Tod der Tyrannen ist die ultima ratio der Sklaven. Cäsar wurde in vollem Senate ermordet, machen wir es ebenso mit den Volksrepräsentanten, die Verräther am Vaterlande sind; bringen wir sie um auf ihren Sitzen, dem Schauplatze ihrer Verbrechen." Mamin, der den Kopf der Prinzessin von Lamballe auf der Sitze seiner Pike getragen hatte, erbot sich mit einigen seiner Mörder die Girondisten in ihrer eignen Wohnung zu ermorden. Hébert unterstützte diesen letztern Vorschlag. „Der geräuschlos im Dunkel der Nacht gegebne Tod wird eben so gut das Vaterland an den Verräthern rächen und zugleich zeigen, daß die Hand des Volkes zu jeder Stunde über dem Haupte der Verschwörer schwebt." Man blieb bei diesem Plane stehen, ohne jedoch nichtsdestoweniger den Gedanken Marat's ganz auszuschließen, wenn die Gelegenheit zu einem solennen Morde sich in der Verwirrung bieten sollte, welche ein Angriff des Volkes auf den Convent hervorrufen würde. Man ver-

theilte die Quartiere der Stadt an die Aufwiegler, um sie zum Aufstand zu bringen, und setzte für die Ausführung die Nacht vom 9. zum 10. März fest.

XVI.

Während die Verschworenen des Insurrectionscomité ihre Streitkräfte anwarben, wurde den Girondisten durch eine zufällige Eröffnung das Complot offenbart, das man gegen ihr Leben schmiedete. Der Friseur Siret hatte mit der seiner Profession eigenthümlichen Schwatzhaftigkeit dem Präsidenten der Sektion Ile=Saint=Louis, Mauger, anvertraut, daß am andern Tage zu Mittag die Girondisten aufgehört haben würden zu leben. Mauger, ein Freund Kervélégan's, welcher der Deputirte von Finistère und einer der muthvollsten Charaktere der Partei Roland's war, begab sich bei Einbruch der Nacht zu Kervélégan und beschwor ihn, wenn ihm sein Leben lieb sei, am andern Tage nicht der Sitzung des Convents beizuwohnen und während der Nacht vom 9. zum 10. nicht in seiner Wohnung zu schlafen. Kervélégan, der denselben Abend die Hauptführer der Gironde zum Abendessen bei sich erwartete, theilte ihnen diesen Wink Mauger's mit und schickte zu allen Deputirten derselben Partei, um sie abzuhalten, in den Convent zu gehen und sie zu veranlassen, sich den nächsten Tag und die nächste Nacht von ihren Wohnungen fern zu halten. Er selbst lief zu Gamon, einem der Saalinspectoren, um ihn zur Ergreifung der nöthigen Maßregeln für die Sicherheit des Convents aufzufordern. Alsdann eilte er den Commandanten des Bataillons der Föderirten von Finistère in der Kaserne zu wecken und ließ dieses Bataillon unter die Waffen treten. Schon waren einige Haufen auf den Füßen.

Louvet, der muthige Ankläger Robespierre's, wohnte damals in der Rue St. Honoré, nicht weit vom Jacobinerclub. Er wußte, daß der erste Volksaufstand ihn zum ersten Opfer auserwählen werde. Er führte daher im voraus das Leben eines Proscribirten, ging nur aus, um sich in den Convent zu begeben, war stets bewaffnet, suchte für die Nacht eine Zuflucht in verschiedenen Häusern und begab sich nur verstohlen in seine eigne Wohnung, um die junge Frau

zu besuchen, die ihm ihre Liebe gewidmet hatte. Es war dies Lodoiska, deren Schönheit, Muth und Liebe er in seinen Erzählungen verewigt hat. Diese Frau, die unaufhörlich auf die geringsten Anzeichen lauschte, hörte bei Einbruch der Nacht einen ungewöhnlichen Lärm auf der Straße und lautes Geschrei, das aus der Mitte der Haufen drang, die zahlreicher, als gewöhnlich auf der Schwelle der Jacobiner standen. Sie eilte dahin und drang in den Saal. Von der Tribune, auf der den Frauen der Zutritt gestattet war, herab wohnte sie unerkannt den unheimlichen Vorbereitungen zu den Attentaten der nächsten Nacht bei. Sie sah die Verschwörung ausbrechen, ihren Zweck bezeichnen, das Losungswort geben, Eide schwören, die Kerzen löschen und die Säbel ziehen. Alsbald mischte sie sich unter die Menge und entschlüpfte, um ihren Geliebten zu warnen. Louvet verließ seinen Zufluchtsort und eilte zu Péthion, wo einige seiner Freunde versammelt waren. Sie beriethen ruhig über Entwürfe zu Decreten, die sie am folgenden Tage vorzuschlagen beabsichtigten. Louvet brachte sie nur mit Mühe zu dem Entschlusse, nicht zur Nachtsitzung des Convents zu gehen. Vergniaud wollte nicht an ein Verbrechen glauben. Péthion, dem sein Geschick gleichgültig war, wollte es lieber in seinem Hause erwarten, als fliehen. Die Uebrigen zerstreuten sich und suchten bis zum Anbruche des Tages den Schutz der Gastfreundschaft. Louvet lief in der Dunkelheit von Thüre zu Thüre, um Barbaroux, Buzot, Salles und Valazé aufzufordern, sich eiligst den Piken der Mörder zu entziehen. Brissot, der schon unterrichtet war, war gegangen die Minister in Kenntniß zu setzen und beseelte sie mit seiner Unerschrockenheit.

XVII.

Während so die girondistischen Deputirten ihren Feinden entgingen, zogen mit Pistolen und Säbeln bewaffnete Banden von den Cordeliers aus nach der Druckerei von Gorsas, dem Redacteure der Chronique de Paris, sprengten die Thüren, zerrissen die Blätter, zerschlugen die Pressen und plünderten die Werkstätten. Gorsas ging, mit einer Pistole bewaffnet, unerkannt mitten durch die Mörder, die seinen

Kopf forderten. Dann, als er die Thüre nach der Straße von bewaffneten Menschen besetzt sah, kletterte er über die Hofmauer und warf sich in ein benachbartes Haus, von wo aus er sich in die Sektion flüchtete.

Eine andere Colonne von ungefähr tausend Menschen aus dem Volke marschirte nach einem Bürgermahl unter den Säulen der Hallen nach dem Convent und zog unter dem Geschrei: „Frei leben oder sterben!“ durch den Saal. Die leeren Bänke der Girondisten vereitelten die Anschläge ihrer Feinde. Die Girondisten boten dem Hohngeschrei und den Drohungen der Menge und der Galerien Trotz und begaben sich am folgenden Tage auf ihren Posten. Ein Haufe von ungefähr fünftausend Menschen füllte die Rue St. Honoré, den Hof der Reitschule, die Terrasse der Feuillants. Die Säbel, die Pistolen, die Piken wurden über den Köpfen der Deputirten geschwungen unter dem Geschrei: „Tod Brissot und Péthion.“ Fournier der Amerikaner, Varlet, Champion und die bekannten Schreier des Volkes forderten die Köpfe von dreihundert gemäßigten Deputirten; sie begaben sich als Deputation in den Gemeinderath, um zu verlangen, daß man die Barrieren von Paris schlösse und die Insurrection proclamire. Der Gemeinderath wies diese Forderungen zurück. Marat selbst verleugnete und schalt Fournier und seine Genossen.

Der Convent war ebenso tumultuarisch als das Volk. Man schleuderte sich gegenseitig Beleidigungen und Herausforderungen zu. Barrère, der unentschieden zwischen den Girondisten und dem Berge schwankte und eben deshalb von beiden Parteien geduldet wurde, besänftigte einen Augenblick die allgemeine Wuth, indem er sich in patriotischen Gemeinplätzen erging und zugleich gegen die Aristokratie der Girondisten, wie gegen die Anarchie des Bergs, wie gegen die städtische Insurrection von Paris protestirte. „Man hat,“ sagte er, „von dem Anschlage gesprochen, diese Nacht die Köpfe von Deputirten abzuschneiden? Bürger! Die Köpfe der Deputirten stehen sicher, die Köpfe der Deputirten ruhen auf allen Departements der Republik, wer wird es wagen, sie anzurühren? Am Tag dieses unmöglichen Verbrechens würde die Republik zerfallen!“ Einstimmiger Beifallruf übertäubte die Stimme Barrère's und schien das Leben der

Repräsentanten der Nation gegen die Dolche des Pöbels von Paris sicher zu stellen. Robespierre schlug als Heilmittel des Uebels die Concentrirung der ausübenden Gewalt in den Ausschüssen vor. Er deutete von ferne auf den Wohlfahrtsausschuß hin, das heißt, auf die Dictatur ohne Vermittelung des Convents.

„Die allgemeinen Betrachtungen, welche man euch vorlegt, sind richtig," sagte Danton; „aber wenn das Gebäude in Flammen steht, so macht man sich nicht an die Spitzbuben, die das Hausgeräth stehlen! Ich lösche zuerst das Feuer. Wollen wir frei sein? Wenn wir es nicht wollen, so laßt uns sterben, wir haben es Alle geschworen. Schickt also eure Commissäre ab; noch diesen Abend müssen sie abreisen, noch diese Nacht; sie müssen der reichen Klasse sagen: Entweder muß die Aristokratie Europas, indem sie unsern Anstrengungen unterliegt, unsere Schuld bezahlen, oder ihr bezahlt sie. Das Volk hat nur sein Blut und es ist verschwenderisch damit. Wohlan, ihr Elenden, seid verschwenderisch mit euern Reichthümern. (Man klatscht Beifall auf dem Berge und auf den Galerien.) Sehet hin, Bürger," fährt Danton fort mit einer Miene, auf der die prophetische Voraussicht der öffentlichen Wohlfahrt strahlt, „sehet hin, Bürger, auf das schöne Geschick, das euch erwartet. Wie! ihr habt ein ganzes Volk zum Hebel, die Vernunft zum Stützpunkte und ihr habt die Welt noch nicht aus ihren Angeln gehoben! (Der Beifallssturm unterbricht einen Augenblick den Flug seines Enthusiasmus.) In schwierigen Lagen, als der Feind vor den Thoren von Paris stand, habe ich zu denen, die damals am Ruder der Regierung standen, gesagt: Eure Berathungen sind Erbärmlichkeiten, ich sehe nur den Feind, schlagen wir den Feind! (Lang anhaltendes Händeklatschen.) Ihr, die ihr mir mit euren persönlichen Zänkereien beschwerlich fallt," fährt er fort, indem er nach der Reihe Marat, Robespierre und die Girondisten ansieht, „anstatt euch mit der Wohlfahrt der Republik zu beschäftigen, ich betrachte euch Alle wie Verräther, ich stelle euch Alle auf gleiche Linie. Ah, was kümmert mich mein Ruf! Möge Frankreich frei sein und mein Name gebrandmarkt!"

Cambacérès verlangte die Errichtung eines Revolutions-

tribunals. Buzot rief, daß man Frankreich zu einem Despotismus führen wolle, der unheilvoller sei als selbst der Despotismus der Anarchie. Er protestirte gegen die Vereinigung aller Gewalten in einer einzigen Hand. „Er protestirte nicht,“ murrte Marat, „als alle Gewalten in der Hand Roland's waren.“

Robert Lindet verlas den Decretsentwurf, der ein Revolutionstribunal einsetzte. „Es soll aus neun Richtern zusammengesetzt sein,“ sagte Lindet. „Es soll an keine Form gebunden sein. Sein Gesetzbuch soll sein Gewissen, seine Beweismittel seine moralische Ueberzeugung sein. Im Sitzungssaale dieses Tribunals soll sich stets ein Mitglied aufhalten, dessen Amt es ist, Anzeigen anzunehmen. Es soll Alle richten, die ihm der Convent zuschickt.“ Der Berg zollte diesen Bestimmungen lauten Beifall. Vergniaud erhob sich entrüstet: „Das ist eine Inquisition, die tausendmal furchtbarer ist, als die von Venedig; wir erklären, daß wir lieber sterben wollen, als dem beistimmen.“

XVIII.

Cambon und Barrère schienen anfangs entsetzt vor der Waffe, die man ihnen bot; „die Lacedämonier,“ sagte Barrère, „unterwarfen die von ihnen besiegten Athenienser der Herrschaft von dreißig Tyrannen. Diese Männer verdammten anfangs die größten Bösewichter zum Tode, die der Abscheu der ganzen Welt waren, das Volk rief ihrer Hinrichtung Beifall zu; aber bald trafen sie willkürlich Gute und Schlechte. — Sylla ließ als Sieger eine große Anzahl Bürger tödten, die sich durch ihre Verbrechen und das Unheil, das sie der Republik zugefügt hatten, emporgeschwungen hatten. Alle Welt zollte ihm Beifall. Man sagte überall, daß diese Verbrecher ihre Strafe wohl verdient hätten; aber diese Hinrichtungen waren das Signal zu einem abscheulichen Blutbade. Sobald Jemanden nach einem Haus oder einem Landgute gelüstete, so denuncirte er den Besitzer und ließ ihn auf die Liste der Proscribirten setzen.“

Der Convent beschloß, daß die Richter dieses Revolutionstribunales durch ihn selbst ernannt und aus allen

Departements genommen werden sollten. Diese Bestimmungen, welche die unumschränkte Gewalt dieses Tribunals über Leben und Tod mäßigten, machten Danton sichtlich ungeduldig. Man wollte die Sitzung aufheben, als er von seiner Bank aufsprang und sich auf die Rednerbühne schwang. Seine gebietende Geberde zwang die Deputirten, die schon aufgestanden waren, sich wieder zu setzen. „Ich fordere," rief Danton mit dem Tone des Befehls, „alle guten Bürger auf, ihren Posten nicht zu verlassen. (Alle Mitglieder nehmen schweigend ihren Platz wieder ein.) Wie, Bürger," sagte er, „ihr könnt auseinander gehen, ohne die großen Maßregeln zu ergreifen, die das Heil der Republik erheischt! Ich weiß, wie wichtig es ist, richterliche Maßregeln zu ergreifen, welche die Gegenrevolutionairs bestrafen; denn für diese ist dies Tribunal nothwendig, für diese muß dies Tribunal an die Stelle des höchsten Tribunals der Rache des Volkes treten. Entreißt ihr selbst sie der Volksrache, die Menschlichkeit gebietet es. Nichts ist schwieriger, als den Begriff eines politischen Verbrechens festzustellen; aber ist es nicht nothwendig, daß Ausnahmegesetze, die außerhalb der socialen Institutionen stehen, die Aufrührer erschrecken und die Schuldigen treffen! Hier verlangt das öffentliche Wohl große Mittel und furchtbare Maßregeln. Ich sehe keinen Mittelweg zwischen den gewöhnlichen Formen und dem Revolutionstribunale. Laßt uns furchtbar sein, um dem Volke zu ersparen, grausam zu sein. Laßt uns ein Tribunal einsetzen; kein gutes, das ist unmöglich, aber das mindest schlimme, das nur immer möglich ist, damit das Schwert des Gesetzes auf seine Feinde falle. Ist dieses große Werk vollendet, dann rufe ich euch zurück zu den Waffen, zu den Commissären, die ihr noch heute müßt abgehen lassen, zu dem Ministerium, das ihr noch heute einsetzen müßt. Der Augenblick ist gekommen; seien wir verschwenderisch mit Menschen und mit Gelde. Bedenket wohl, Bürger! Ihr seid dem Volke verantwortlich für unsere Armeen, für sein Blut, für seine Assignaten Ich verlange also, daß das Tribunal noch in dieser Sitzung eingesetzt werde. Ich verlange, daß der Convent über meine Beweisgründe urtheile und die beleidigenden Bezeichnungen verachte, die man mir zu geben wagt. Diesen Abend noch

Organisation des Revolutionstribunals, Organisation der ausübenden Gewalt; morgen militärische Bewegung, morgen müssen unsere Commissäre abgereist sein, muß ganz Frankreich sich erheben, zu den Waffen eilen, gegen den Feind marschiren, muß Holland mit Krieg überzogen, Belgien frei, der englische Handel zu Grunde gerichtet sein, müssen die Freunde der Freiheit über dieses Land triumphiren, müssen unsere überall siegreichen Waffen den Völkern die Befreiung und das Glück bringen, und muß die Welt gerächt sein."

XIX.

Das Nationalherz Frankreichs schien in der Brust Danton's zu schlagen. Seine gedrängten Worte hallten in den Gemüthern wider wie der Sturmschritt der Bataillone auf dem Boden des Vaterlands. Er stieg von der Tribune herab in die Arme seiner Collegen vom Berge. Am Abende wurde das Revolutionstribunal definitiv decretirt. Fünf Richter und eine Jury, die von dem Convente ernannt wurden, ein öffentlicher Ankläger, der ebenfalls von ihm ernannt wurde, der Tod und Confiscation des Vermögens zum Besten der Republik — das waren die Grundzüge dieses Revolutionstribunals, der einzigen Institution, die man für fähig hielt, in einem solchen Augenblicke die Republik gegen die Anarchie, gegen die Contrerevolution und gegen Europa zu vertheidigen. Der Convent, als der Gesammtausdruck des Volkes, zog Alles an sich, selbst die Pflege der Gerechtigkeit, eins der Attribute der höchsten Souverainetät. Die Waffe, welche er in der Gefahr ergriff, konnte heilbringend oder unheilvoll werden, je nach dem Gebrauche, den er davon machte. Wenn er sie nur dazu gebraucht hätte, die Grenzen Frankreichs, die Sicherheit der Bürger und seine eigne Macht zu schützen, so konnte die Waffe zugleich die Nation und die Freiheit retten; wenn er sie aber den Parteien überließ, um sich unter einander zu zerstören, so stürzte sie die Revolution ins Verderben und entehrte sie. Die Girondisten wagten es nicht, der Ungeduld des Volkes und dem Drange der Nothwendigkeit Trotz zu bieten und diese Maßregel zurückzuweisen. Durch ein merkwürdiges

Spiel des Schicksals sollte Barrère, der dieses Gesetz bekämpfte, selbst den blutigsten Gebrauch davon machen und Danton, der den Convent darum beschwor, ihm seinen Kopf bringen. Das Opfer schmiedete das Schwert, der Opferer stieß es zurück.

XX.

Das Volk, das durch die Gefahr der Republik und durch den Insurrectionscomité in Aufruhr gebracht worden war, umlagerte noch immer den Convent. Ein zweiter Anschlag, die Girondisten in ihren Wohnungen zu ermorden, war in dem geheimen Club der Vorstadt St. Marceau angezettelt worden. Danton, der durch seine Agenten um alle diese Complote wußte, die nach seinem Willen angeknüpft oder aufgelöst wurden, ließ den bedrohten Deputirten einen Wink geben, zum zweiten Male ihre Wohnungen zu verlassen. Er schüchterte mit der einen Hand ein und beschützte mit der andern; er suchte sich Stützpunkte, Aussichten und Verpflichtungen in allen drei Parteien zu erhalten; er wollte Allen nothwendig und furchtbar zugleich sein; er allein verhinderte den entscheidenden Zusammenstoß zwischen der Gironde und dem Berge; wenn er sich entschied, so entschied er den Sieg.

Aber der Stolz der Girondisten fühlte sich verletzt durch diese Haltung der Ueberlegenheit, die Danton behauptete. Sie erwiderten sein Entgegenkommen mit Verachtung, sie verfolgten Robespierre bis in sein Schweigen und gaben diesen Männern den ganzen Wahnsinn Marat's und die wildesten Ausbrüche der Anarchie Schuld. Sie entschuldigten Marat beinahe, um alles Gehässige der Attentate des Pöbels auf Robespierre und Danton zu wälzen. „Marat," sagte Isnard auf der Rednerbühne, „ist nicht der Kopf, der den Gedanken faßt, aber der Arm, der ihn ausführt. Er ist das Werkzeug treuloser Menschen, die geschickt seine finstere Leichtgläubigkeit benutzen, seine natürlichen Anlagen, alle Gegenstände in den düstersten Farben zu sehen, noch mehr verbittern, ihm einreden, was sie wollen, und ihn thun lassen, was ihnen beliebt. Sobald sie ihm einmal erst den Kopf heiß gemacht haben, so faselt und raset dieser Mensch nach ihrem Belieben."

Die Mitglieder dieser Partei beschlossen in einer berathenden Versammlung bei Roland, die Entrüstung, welche der Aufstand des Pöbels gegen den Convent unter den Bürgern von Paris erregt hatte, zu benutzen, um einen Einfluß wieder zu gewinnen, der ihnen entschlüpft war. Vergniaud, der seit langer Zeit schwieg, gab den dringenden Bitten seiner Collegen nach und bereitete eine Rede vor, um von der öffentlichen Meinung Rache zu fordern gegen die Dolche Marat's. Aber schon war Spaltung in der Partei der Girondisten eingerissen. Vergniaud, der von allen Girondisten geliebt und bewundert wurde, war nicht mehr der Ausdruck der Politik seiner Partei. Er spielte die Rolle des Vermittlers und näherte sich so Danton. Diese beiden Männer, die sich jetzt so nahe standen, trennte nur noch das Blut des Septembers von einander. Vergniaud sprach folgendermaßen:

„Unaufhörlich mit Verleumdung überschüttet, habe ich mich von der Rednerbühne fern gehalten, so lange als ich geglaubt habe, daß mein Erscheinen die Leidenschaften aufregen könnte, und so lange ich nicht die Hoffnung mit auf sie nehmen konnte, meinem Vaterlande nützlich zu sein. Aber heute, wo wir Alle, wie ich wenigstens glaube, einig sind in dem Gefühle einer Gefahr, die eine Allen gemeinschaftliche geworden ist, heute, wo der ganze Nationalconvent am Rande eines Abgrundes steht, wo der geringste Anstoß ihn mit sammt der Freiheit auf immer hinabstürzen kann, heute, wo die Sendlinge Catilina's sich nicht blos vor den Thoren Roms zeigen, sondern wo sie die schamlose Frechheit haben, bis in diesen Saal zu dringen und die Feldzeichen des Aufstandes zu entfalten, kann ich nicht länger ein Schweigen behaupten, das zum offenbaren Verrathe wird. Ich werde die Wahrheit sagen ohne Furcht vor Mördern, denn die Mörder sind feig und ich weiß mein Leben zu vertheidigen." Nachdem er an die Attentate gegen das Eigenthum vom Monat Februar und März erinnert hatte, fuhr er fort: „Auf diese Weise ist auf dem Wege von Verbrechen zu Amnestie und von Amnestie zu Verbrechen eine große Anzahl von Bürgern dahin gekommen, Empörung gegen die bestehende Gewalt mit der Empörung gegen die Freiheit zu vermengen. Man hat jenes seltsame System

der Freiheit sich entwickeln sehen, nach dem man uns sagte: Ihr seid frei, aber denket wie wir oder wir denunciren euch der Rache des Volks, ihr seid frei, aber beuget euern Nacken vor dem Götzenbilde, das wir beräuchern, oder wir denunciren euch der Rache des Volkes; ihr seid frei, aber verbindet euch mit uns, um die Männer zu verfolgen, deren Redlichkeit und Bildung wir fürchten, oder wir häufen auf euch lächerliche Beschuldigungen und denunciren euch der Rache des Volkes!

„Da, Bürger, war die Furcht gestattet, die Revolution werde, wie Saturn, nach und nach alle ihre Kinder verschlingen.

„Ein Theil der Mitglieder des Nationalconvents hat die Revolution von dem Tage an für beendet angesehen, an welchem Frankreich sich als Republik constituirt hat; von da an hat er geglaubt, daß man die revolutionaire Bewegung anhalten, dem Volke die Ruhe wiedergeben und schleunigst die Gesetze erlassen müsse, welche nothwendig seien, um dieser Ruhe Dauerhaftigkeit zu geben. Andere Mitglieder hingegen, die beunruhigt wurden durch die Gefahren, mit denen uns die Coalition der Könige bedroht, haben geglaubt, daß es von Wichtigkeit sei, die Gährung der Gemüther noch fortdauern zu lassen. Der Convent hatte in einem großen Prozesse sein Urtheil zu sprechen. Die einen haben in der Berufung an das Volk ein Mittel gesehen, um einen Krieg zu vermeiden, der Ströme von Blut vergießen sollte, sie haben darin eine feierliche Huldigung gesehen, die der Souverainetät der Nation dargebracht würde. Die anderen haben in dieser Maßregel einen Keim innerer Kriege und eine Hinneigung zu dem Tyrannen erblickt; sie haben die ersteren Royalisten genannt; die ersteren haben ihrerseits die anderen angeklagt, nur deshalb einen so glühenden Eifer gezeigt zu haben, den Kopf Ludwigs fallen zu lassen, um die Krone auf die Stirn eines neuen Tyrannen zu setzen. Seitdem ist das Feuer der Leidenschaften voll Wuth in der Mitte dieser Versammlung entbrannt und die Aristokratie, die ihren Hoffnungen keine Grenzen mehr steckt, hat den höllischen Plan entworfen, den Convent durch sich selbst zu zerstören. Die Aristokratie hat sich gesagt: Entflammen wir noch mehr den Haß, machen wir den

Nationalconvent selbst zu dem glühenden Krater, aus dem die erstickenden Ausbrüche der Verschwörung, des Verraths, der Gegenrevolution hervordringen; unsere Wuth wird das Uebrige thun. Und wenn in der Bewegung, welche wir angezettelt haben, einige Mitglieder des Convents umkommen, so werden wir dann Frankreich ihre Collegen als Mörder und Henker darstellen.“ Nachdem er dann alle Thatsachen dargelegt hatte, aus denen die Existenz eines Insurrections- und Mordplans in den Tagen vom 9. und 10. Mai offen hervorging, fuhr Vergniaud fort: „Bürger, so tief ist der Abgrund, den man unter euren Füßen gegraben! Ist endlich die Binde von euren Augen gefallen? Werdet ihr endlich die Leute kennen gelernt haben, die den Namen der Volksfreunde usurpiren?

„Und du, unglückliches Volk, wirst du dich noch länger von Heuchlern täuschen lassen, die lieber Beifall erlangen, als ihn verdienen wollen? Die Gegenrevolutionairs täuschen dich mit den Worten Gleichheit und Freiheit! Ein Tyrann des Alterthums hatte ein eisernes Bett, auf das er seine Opfer legen ließ, um die zu verstümmeln, welche zu groß für das Bett waren, und auf martervolle Weise die auszudehnen, welche kleiner waren, um sie lang genug dafür zu machen. Dieser Tyrann liebte die Gleichheit und seine Gleichheit ist auch die der Bösewichter, welche dich mit ihrer Wuth zerreißen. Die Gleichheit ist für den socialen Menschen nur die der Rechte; sie ist eben so wenig die des Vermögens, als die der Gestalten, der Kräfte, des Geistes, der Thätigkeit, des Gewerbfleißes und der Arbeit. Die Zügellosigkeit stellte man unter dem Gewande der Freiheit dar. Sie hat, wie die falschen Götter, ihre Druiden, die ihr Menschenopfer bringen wollen. Möge diese grausamen Priester das Schicksal ihrer Vorgänger treffen! Möge der Stempel der Schande ewig dem entehrten Grabsteine aufgedrückt bleiben, der ihre Asche bedecken wird!

„Und ihr, meine Collegen, der Augenblick ist da! Ihr müßt euch endlich entscheiden zwischen einer Energie, die euch rettet, und der Schwäche, die alle Regierungen zu Grunde richtet. Wenn ihr erschlafft, so werdet ihr das Spielzeug aller Factionen, die Opfer aller Verschwörer und bald auch Sklaven sein. Bürger, benutzen wir die Lehren der Erfah-

rung. Wir können Reiche umstürzen durch Siege, aber Revolutionen bei den Völkern können wir nur hervorrufen durch das Beispiel unseres Glücks. Wir wollen Throne umstürzen: beweisen wir, daß wir glücklich sind mit einer Republik. Wenn unsere Grundsätze sich mit so großer Langsamkeit bei den fremden Nationen verbreiten, so liegt es daran, daß ihr Glanz verdunkelt wird durch Sophismen, durch Unruhen und Tumulte und vor Allem durch einen blutigen Flor. Als sich die Völker zum ersten Male vor der Sonne niederwarfen, um sie als die Mutter der Natur zu verehren, glaubt ihr, daß sie da verhüllt war von den zerstörenden Wolken, die den Sturm tragen? Nein, ohne Zweifel: in strahlendem Glanze stieg sie damals empor in dem unermeßlichen Raume und verbreitete über die Welt den Segen und das Licht.

„Nun denn, zerstreuen wir durch unsere Festigkeit diese Wolken, die unsern politischen Horizont verhüllen, schmettern wir die Anarchie nieder, die der Freiheit nicht weniger feindlich ist als der Despotismus, gründen wir die Freiheit auf die Gesetze und eine weise Constitution, und bald werdet ihr sehen, wie die Throne zusammenstürzen, die Scepter zerbrechen und die Völker ihre Arme nach uns ausbreiten und mit Freudengeschrei die Weltverbrüderung proclamiren!" Diese beredte Rede, die den Redner lauten Beifall ernten ließ, brachte nichts als einen leeren Widerhall der Worte in der Seele der Versammlung hervor, ohne ihr irgend eine Richtung zu geben.

Marat folgte dem Redner der Girondisten. Der Cynismus seiner Haltung auf der Rednerbühne zeigte zur Genüge, daß er diese Beredsamkeit verachtete und keinen Anspruch darauf machte.

„Ich trete nicht auf," sagte er, „mit blühenden Reden und mit schmarotzerischen Phrasen, um mir Beifall zu erbetteln; ich trete auf mit einigen klaren und lichtvollen Ideen, die geeignet sind, dieses ganze leere Geschwätz zu zerstreuen, das ihr so eben gehört habt. Niemand ist mehr darüber betrübt, als ich, hier zwei Parteien zu sehen, von denen die eine die Revolution nicht retten will und die andere sie nicht zu retten versteht." Bei diesen Worten bricht im Saale und auf den Galerien ein Beifallssturm los, wie um

diesen Pfeil, den Marat auf die Girondisten schleudert, noch tiefer in ihre Herzen zu stoßen. Marat zeigt mit der Hand nach der Bank Vergniaud's und seiner Freunde. „Dort," sagt er, „sitzen die Staatsmänner. Ich mache ihnen nicht Allen ein Verbrechen aus ihrer Verirrung, ich will nur ihren Führern eins daraus machen. Aber das liegt klar am Tage: die Männer, welche die Berufung ans Volk vorgeschlagen haben, wollten den Bürgerkrieg, und die, welche für die Erhaltung des Tyrannen gestimmt haben, stimmten für die Erhaltung der Tyrannei. Ich bin es übrigens nicht, der sie verfolgt, es ist die öffentliche Entrüstung. Ich widersetze mich dem Drucke einer Rede, die das Bild unsrer Zwistigkeiten und unserer Unruhen in die Departements tragen würde." Die Versammlung, die bereits in zwei gleiche Hälften getheilt war, von denen jede den Sieg unentschieden sein lassen wollte, um nicht als besiegt zu erscheinen, beschloß, daß sowohl die Rede Vergniaud's als die Rede Marat's gedruckt werden solle. Eine solche Genehmigung glich so sehr einer Beleidigung, daß Vergniaud verletzt erklärt, daß seine aus dem Stegreife gehaltene Rede seinem Gedächtnisse wieder entfallen sei.

XXI.

Danton hatte zu dieser Zeit häufige Besprechungen mit Guadet, Gensonné und Vergniaud; er neigte sich entschieden der Partei dieser Männer zu, deren Bildung, Beredsamkeit und Sitten der Republik eine minder anarchische Regierung nach Innen, eine kräftigere nach Außen versprachen. Sein Verhalten gegen diese Partei wurde von Tage zu Tage mehr von diesen geheimen Stimmungen geleitet. Unablässig angegriffen von Brissot, Valazé, Louvet, Barbaroux, Isnard, Buzot, von allen jenen jungen Girondisten, welche die tugendhafte Entrüstung Roland's leitete oder der Zorn seiner Frau erfüllte, erduldete Danton schweigend alle ihre Insinuationen. Er that, als ob er sie nicht höre. Er antwortete niemals. Er hielt, sei es aus Großmuth, sei es aus Klugheit, seinen leidenschaftlichen Charakter in Fesseln und fuhr fort, den Kampf nicht anzunehmen, den ihm die Unbesonnenen der Gironde unaufhör-

lich anboten. Danton entwickelte von Tage zu Tage mehr das Genie eines Staatsmannes. Vor Allem ein Mann der That, brachte er den Girondisten die Macht des Willens und der Einheit, die ihnen fehlte; ihm gehörte das Herz des Volkes, das Vergniaud und seinen Freunden nur sein Ohr lieh; er würde die Menge den Girondisten zugeführt haben, die schon die besitzende Klasse für sich hatten; mit ihm im Vereine würden sie die Anarchie im Herzen Frankreichs erdrückt haben, indem sie das Land aufstehen ließen und die Revolution weit über die Grenzen hinausführten. Danton fühlte, daß dies ihre Aufgabe sei, und beklagte bitter die Hartnäckigkeit der Freunde Roland's, mit der sie sich von ihm entfernten: „Ihr Haß gegen mich führt sie ins Verderben und wird mich vielleicht nach ihnen ins Verderben führen!“ sagte er zu den Unterhändlern, welche zwischen ihm und jenen zu vermitteln suchten, „die Unsinnigen, sie wissen nicht, was sie von sich stoßen!“ Aber trotz der oft versuchten Annäherungen von Seiten der Gemäßigten der Gironde, scheiterte die Versöhnung immer wieder. Die Vergangenheit Danton's schlug seinen Geist mit Unfruchtbarkeit; seine Schuldgenossenschaft mit den Septembermördern verfolgte ihn und in ihm die Republik.

XXII.

Es war um diese Zeit, als auf den Antrag Isnard's der erste Wohlfahrtsausschuß niedergesetzt wurde. Die Mitglieder waren mit Unparteilichkeit gewählt worden. Es waren Dubois-Crancé, Péthion, Gensonné, Guyton de Morveau, Robespierre, Barbaroux, Ruhl, Vergniaud, Fabre d'Eglantine, Buzot, Delmas, Guadet, Condorcet, Bréard, Camus, Prieur (von der Marne), Camille Desmoulins, Barrère, Quinette, Danton, Sieyès, Lasource, Isnard, Cambacérès, Jean Debry. Die Ersatzmänner waren: Treilhard, Aubry, Garnier (von Saintes) Lindet, Lefebvre, Larévellière-Lépaux, Ducos, Sillery, Lamarque und Boyer-Fonfrède. Die Kräfte der Partei hielten sich die Wage. Eine verdoppelte Energie bezeichnete die ersten Handlungen der Regierung und der Gemeine während dieses kurzen Zeitraums der Versöhnung. Die Gefahr des Vaterlandes

richtete alle Gedanken auf den Krieg. Die Sturmglocke ertönte zu Paris, der Rapell wurde geschlagen, die Sektionen eilten unter die Waffen. Santerre stand an der Spitze von zweitausend bewaffneten Bürgern. Der Convent befahl, der Wohlfahrtsausschuß leitete. Die Gemeine nahm Haussuchungen vor, um die Verschwörer zu verhaften, die Aristokraten zu entwaffnen, die Adligen und die verdächtigen Priester aus der Hauptstadt zu verweisen. Das Revolutionstribunal begann seine Sitzungen zu halten und seine ersten Urtheile zu sprechen. Das Werkzeug der Hinrichtung erhob sich auf dem Revolutionsplatze wie eine ergänzende Institution der Republik. Aber die Girondisten lenkten das Beil auf die Köpfe der Emigranten und der Aristokraten ab und wagten nicht, ihre eigentlichen Feinde zu treffen.

XXIII.

Seit dem Rücktritte ihres Mannes verzweifelte Madame Roland an der Freiheit. Die kalten Theorien Robespierre's machten ihr Herz erstarren. Die Lumpen Marat's beleidigten ihr Auge. In die Einsamkeit zurückgezogen, fragte sie sich schon, ob das Ideal der Revolution, welches sie sich gemacht hatte, nicht eine jener Fata morgana der Seele gewesen sei, welche durch verführerische Fernsichten die für das Gute leidenschaftlich erregte Einbildungskraft täuschen und sich in Dürre und Durst verwandeln, wenn man sich ihnen nähert. Es wäre ihr süß gewesen, vor der Lösung des Zaubers zu sterben. Die Hitze des Kampfes und die Größe ihres Muthes hatten ihre Seele aufrecht erhalten, so lange ihr Mann am Ruder war. Jetzt wendete sich die Thätigkeit ihres Gedankens gegen sie selbst und verzehrte sie. Der Undank des Volkes kam vor dem Ruhme. Von allen Versprechungen der Republik hatte Madame Roland nur Trümmer und Verbrechen wahr werden sehen. Die Verleumdung, welche sie und ihren Mann auf das Wüthendste verfolgte, entsetzte sie mehr als das Blutgerüst. Sie hatte ihre Freunde behalten, Barbaroux, Péthion, Louvet, Brissot, Buzot. Sie machte sich bereit, Paris zu verlassen und sich aufs neue mit ihrem Mann und ihrem Kinde nach ihrem Hause im Beaujolais zurückzuziehen.

Aber sie wollte nicht blos dem drohenden Lärme, den ihre Feinde um ihren Namen erregten, entgehen, wenn sie sich in den Schutz ihrer Berge zurückzog; sie wollte sich selbst entfliehen. Die Gefahren, welche ihre Freunde liefen, offenbarten ihr die Stärke der Gefühle, die sie für sie hegte. Keusch wie die Statuen des Alterthums, die sie sich zum Vorbilde genommen hatte, fürchtete sie durch das Feuer einer gewöhnlichen Liebe das reine und überirdische Feuer der Freiheit in ihrer Seele zu entweihen. Sie beschloß, sich zu entfernen. Selbstachtung war ihr noch mehr Bedürfniß als der Ruhm. Sie wollte dem Tode ein makelloses Opfer bieten.

Aber die Aufregung des Augenblicks, die Rechenschaft, welche Roland über seine Verwaltung zu geben hatte, die alle Tage wachsende Gefahr verzögerten diese Abreise von Woche zu Woche. Ihre Seele, die getheilt war zwischen ihrer frommen Verehrung für Roland, ihrer Liebe zu ihrer Tochter, ihren Besorgnissen für ihre Freunde, ihrer Wachsamkeit über ihre Gefühle und ihrem Schmerz über das Unglück des Vaterlands erduldete zu gleicher Zeit alle Bekümmernisse der Gattin, der Mutter und des Parteihauptes. Sie lernte jetzt ihrerseits die Bitterkeit des Volkshasses, das Gift der Verleumdung, die Kälte des ehelichen Herdes, die nächtliche Unruhe wegen des Lebens von Kind und Gatten und alle jene Aengsten kennen, die sie bei der Königin nicht zu beklagen gewußt hatte. Ihre Wohnung, die in einer düsteren Straße des Quartieres des Pantheons verborgen lag, umschloß eben so viel Sorgen und Seufzer, als ein Palast.

Neununddreissigstes Buch.

I.

Die Begebenheiten folgten Schlag auf Schlag auf einander, wie bei einem hereinbrechenden Bankrott. Der Einfluß der Girondisten in den Departements, der auf künstliche Weise durch die von Roland bezahlten Journale aufrecht erhalten wurde, wuchs mit jedem Tage. Die Gefahren des Vaterlandes überlieferten das Volk den äußersten Parteien. Die Commissäre des Convents eilten von einer Stadt zur andern, setzten nach ihrer Laune die Obrigkeiten ein oder stürzten sie, die einen im Sinne des Jacobinismus, die anderen im Geiste der Gironde. Bourdon von der Oise, der auf Sendung in Orleans war, wo er Robespierre's Lehren predigte und eine gemäßigte Municipalität durch eine jacobinische Municipalität ersetzte, erhielt im Rathhaussaale zwanzig Bajonnetstiche; als er von den Demagogen fortgeschafft und gerettet worden war, schickte er seine Mörder vor das Revolutionstribunal nach Paris. Manuel, der frühere Gemeineprocurator von Paris, der sich nach Montargis, seinem Geburtsorte, zurückgezogen hatte, wurde vom Volke aus seiner Wohnung gerissen, zu dem Freiheitsbaume hingeschleppt, seiner Kleider beraubt, mit Wunden bedeckt, von Hieben entstellt, von Blut überströmt

und die Municipalität, welche herbeieilte, um ihn zu befreien, fand für ihn keinen anderen Zufluchtsort, als den Kerker.

Die Majorität des Convents, welche von der Ebne abhing, schwankte, wie es Barrère beliebte. Robespierre zog sich von Danton zurück, auf dem der Verdacht ruhte, um Dumouriez' verrätherische Pläne gewußt zu haben. Legendre versuchte es, sie wieder zu versöhnen.

II.

Danton und Robespierre trafen sich bei ihm zu Tisch. Danton, der eine Offenheit des Charakters besaß, wie sie das Gefühl der Stärke gibt, und der trotz seines Hasses doch, wie überhaupt heftige und auffahrende Menschen, leicht zu versöhnlicheren Gesinnungen zu bringen war, ging zuerst auf Robespierre zu und bot ihm die Hand. Robespierre zog die seinige zurück und verhielt sich während der ganzen Mahlzeit in gemessener Zurückhaltung und als schweigsamer Beobachter. Gegen Ende derselben ließ er einige doppelsinnige Worte fallen, die zwar nicht Danton bestimmt bezeichneten, in denen aber von Mistrauen die Rede war und von Verachtung der Leute, die in den Revolutionen nur blutige Stufen sehen, um sich zu erheben, und die bei dem Siege nur an die Beute denken. Hierin lag eine nur zu deutliche Anspielung auf die Septembertage und auf den Verdacht, der auf Danton haftete, Unterschleif getrieben zu haben. Danton antwortete darauf mit einigen Stachelreden über Männer, die ihren Stolz für Tugend und ihre Feigheit für Mäßigung hielten, und die beiden Nebenbuhler gingen weit verfeindeter und weit bitterer gestimmt, als sie gekommen waren, auseinander. Danton wandte sich von neuem den Girondisten zu und ging sogar so weit, um Vergessenheit für das Vergangene zu bitten. Ein Deputirter dieser Partei, Namens Meilhand, bat seine Freunde, diese Stimmung Danton's zu benutzen und sich mit ihm zu verbinden, da seine Energie und seine Popularität sie in den Stand setzen würden, ihre Zwecke zu erreichen.

Eines Tags war Danton in einem der Ausschüsse des Conventes mit Meilhand zusammengetroffen und unterhielt

sich mit ihm. In diesem Augenblicke trat Marat in den Saal, sagte Danton einige Worte leise ins Ohr und entfernte sich wieder. „Der Elende," sagte Danton zu Meilhand: „Blut, Blut, immer Blut, nur Blut will er. Wir wollen fortgehn; mir schaudert vor diesen Menschen." Er zog hierauf Meilhand mit sich in den Tuileriengarten. Der Letztere zeigte Danton, den er von Vorwürfen gequält und deshalb geneigt sah, Vorschläge der Mäßigung anzuhören, daß Marat seine Politik entehre und daß Robespierre, nachdem er seine Popularität abgenutzt, ihm nach dem Leben trachten würde. Er stellte ihm vor, welchen Nutzen es der Republik bringen würde, wenn sich eine kräftige Hand der Angelegenheiten annähme, den Pöbel im Zaume hielte, die Nation und den Convent auf den richtigen Weg leite und wie elendes Gewürm Marat in seinem Blute und Robespierre in seinem Stolze ersticke. „Du bist dieser Mann," fügte er hinzu, „sprich dich für uns aus; das Vergangne soll vergessen sein und wir wollen dir folgen; dein Ehrgeiz wird das Vaterland retten." Danton hörte ihn ohne Widerstreben an; er schwieg eine Zeit lang, als ob er sich besänne, dann sah er Meilhand mit einem forschenden Blicke an, als wollte er sich überzeugen, ob er auch so denke, wie er gesprochen hatte, und sagte endlich mit einem Seufzer: „Wenn ich mich darauf verlassen könnte! In wessen Namen sprichst du?" — „Im Namen derer," sagte der Girondist, „die Marat verachten und Robespierre ebenso wie du verabscheuen!" — „Wer hat dir denn gesagt, daß ich Robespierre verabscheue?"— „Wer es mir gesagt hat? Dein eignes Interesse. Robespierre hat schon gefährliche Worte gegen dich fallen lassen. Wenn du ihm nicht zuvorkommst, so wird er dir zuvorkommen." Danton besann sich noch einen Augenblick, dann rief er mit der Geberde eines verzweifelten Entschlusses, der ihm schwer wurde: „Lassen wir das sein; es ist unmöglich. Deine Freunde haben kein Vertrauen zu mir. Ich würde mich für sie ins Verderben stürzen und sie würden mich dann unsern gemeinschaftlichen Feinden überliefern. Das Loos ist geworfen, der Tod mag entscheiden!"

Den Girondisten war Danton seiner Gewaltthaten wegen und Robespierre seiner Unsittlichkeit wegen zuwider. Die Furcht, die er einflößte, schützte ihn allein gegen Ver-

achtung. Er trotzte mit frecher Stirn seinem schlechten Rufe. Er verbarg seine Ausschweifungen nicht, die er mit seiner Vaterlandsliebe beschönigte. Umgeben von verderbten, ihm schmeichelnden Leuten, hatte er einen Hofstaat um sich herum versammelt. Hébert, Fabre, Merlin, Chabot, Lacroix, Westermann, Brune, Bazire, Camille Desmoulins waren seine Tischgenossen. Von Verschwörungen ging man zu Vergnügungen über und gab der Revolution das Ansehen einer Orgie. Verse, Kunst, Musik, Sinnenrausch aller Art dienten Danton hier zur Erholung nach anstrengenden Geschäften oder nach Kämpfen auf der Rednerbühne. Wollüstige Sorglosigkeit und Atheismus ohne ein Morgen machten die Philosophie dieser Gesellschaften aus. Es waren die Schüler Helvetius', welche auf den Ruinen eines Reiches die Moral des Vergnügens praktisch ausübten.

Danton hatte übrigens auch ein Landhaus an den Ufern der Seine bei Sèvres gekauft und eingerichtet. Hier zog er sich oft, wie Mirabeau gethan hatte, mit seinen vertrautesten Freunden zurück, um Staatsstreiche zu ersinnen.

Seit dem Tode seiner Frau empfand er schmerzlich sein Alleinstehen. Wie überhaupt aller Dinge leicht überdrüßig, hatte er bald die flüchtigen sinnlichen Vergnügungen satt und träumte wieder von einer reinen Liebe. Ein junges Mädchen aus einer unbescholtnen Familie und von einer rührenden Schönheit hatte seine Blicke auf sich gezogen und seine Wahl entschieden. Sie hieß Louise Gély. Sie war sechzehn Jahr alt. Er dachte daran, sie zu heirathen. Seine erste Frau hatte bereits auf dem Todtenbette den Wunsch gegen ihn ausgesprochen, daß sie die Mutter ihrer Kinder werden möchte. Danton war nur 33 Jahre alt. Er beabsichtigte, sich aus dem Gewühl zurückzuziehen und sich wieder ein häusliches Glück zu gründen.

Der Einfluß dieser Liebe, der Wunsch sich in den Augen seiner Braut von der Berührung mit Robespierre und Marat zu reinigen, das Bedürfniß, der Revolution bestimmtere Grenzen anzuweisen, um sein eignes Loos zu sichern — dies Alles gehörte unter die Beweggründe, welche Danton in diesem Augenblicke veranlaßten, sich den Girondisten zu nähern. Die Verbindung mit diesen talentvollen und gemäßigten Männern ließ ihn vor seinen eignen Augen wieder gerecht-

fertigt erscheinen. Der Gedanke sich ihnen anzuschließen verfolgte ihn selbst dann unaufhörlich wieder, als er bereits einen andern Entschluß gefaßt hatte. Er kam immer wieder darauf zurück, als ob er sich Vorwürfe über das Vergangene machte, oder als ob er ahnete, was später kommen sollte.

III.

Luise Gély's Vater war Huissier bei dem Parlamente gewesen. Danton hatte ihm durch seine Verwendung eine einträgliche Stelle im Ministerium des Seewesens verschafft und er und seine Familie hatten stets auf das dankbarste anerkannt, wie verpflichtet sie Danton für die Verbesserung ihrer Umstände wären. Aber, wenn Danton auch als einer der bedeutendsten Männer angesehen werden mußte, so wurde sein Name in mancher andern Beziehung nur mit Abscheu genannt. Die Mutter des jungen Mädchens weigerte sich lange, in diese Verbindung einzuwilligen; sie machte Danton bittre Vorwürfe über sein Benehmen während der Septembertage und bei der Verurtheilung des Königs. Danton demüthigte sich vor dieser Frau und bekannte alles Unrecht, das er während der ersten Krisen der Revolution begangen hatte, indem er es auf das Ungestüm seines Patriotismus und seiner Jugend schob. Er bezeigte eine aufrichtige Reue, für den Tod Ludwig's XVI. gestimmt zu haben und gab als Grund für seinen damaligen Entschluß an, daß die Umstände gedrängt hätten und daß er von der Unmöglichkeit, den König zu retten, überzeugt gewesen wäre. Er versicherte, daß die Ausschweifungen der Demagogie ihm mit jedem Tage immer mehr zuwider würden, daß ihm die Errichtung einer Republik unter so verderbter Umgebung als ein Hirngespinnst erscheine, und daß er insgeheim schon seit langer Zeit dahin strebe, eine constitutionelle Monarchie wieder herzustellen. Die Offenheit und die Reue, mit der er diese Geständnisse machte, ließen die Familie Gély ihren Sinn ändern und er erhielt die Hand des jungen Mädchens.

IV.

Aus Liebe zu seiner Braut ging Danton noch weiter. Um nicht den frommen Gewohnheiten und der Religiosität der Familie, in die er aufgenommen werden sollte, zu nahe

zu treten, willigte er ein, seiner Verbindung durch die Hand eines Priesters die Weihe der Religion geben zu lassen. Zu einer Zeit, wo die Ceremonien des katholischen Gottesdienstes untersagt und die Priester mehr wie je verfolgt wurden, ließ Danton seine Heirath in dem Zimmer und durch die Hand eines unvereideten Geistlichen, Herrn von Kéravenan, der später als Pfarrer von St. Germain-des-Prés starb, vollziehen. Vor der heiligen Handlung blieb Danton mit dem Priester allein, kniete vor ihm nieder und beichtete, oder that, als ob er beichtete.

Das Gerücht, welches Danton ein ungeheures Vermögen zuschrieb, das er sich durch Unterschleif in Belgien erworben haben sollte, schien ebenfalls durch den geringen Betrag des Witthums widerlegt zu werden, welches er seiner Frau zuerkannte. Er brachte ihr als Morgengabe eine Summe von nur dreißigtausend Francs in Assignaten, die aber bald nicht mehr als zwölftausend Francs ausmachten. Als einziges Hochzeitsgeschenk gab er seiner Frau eine Börse mit funfzig Louisdor.

V.

Zu dieser Zeit war es, wo Danton einen immer größern Widerwillen gegen die Republik fühlte und insgeheim Pläne zu der Wiederherstellung der constitutionellen Monarchie durch das Heer zum Besten der Familie Orleans hegte. Einige Tage nach seiner Verheirathung fragte er seine Frau, ob sie die funfzig Louisdor verwandt hätte, die er ihr am Hochzeitstage gegeben. „Nein," antwortete ihm die junge Frau, „ich hebe sie für Dich, für den Fall der Noth auf." — „Nun," sagte Danton, „so kannst Du mir sie jetzt leihen; ich brauche sie zu einer Unternehmung, über die ich nur allein mit Dir sprechen kann." Er eröffnete ihr hierauf, daß der Plan, die Republik umzugestalten und die Regierung der Anarchie zu entreißen, der Ausführung nahe wäre. Es sollten zu gleicher Zeit in Paris und bei der Armee Bewegungen stattfinden, die Nothwendigkeit einer Centralisation der Macht proclamirt und der Herzog von Orleans auf den Thron der Revolution gerufen werden. Es fehle nur noch die Zustimmung und die Mitwirkung des Herzogs von Orleans selbst, der grade von Paris abwesend war, darum

müsse ein zuverlässiger und verschwiegner Mann zu ihm geschickt werden, um seine Ansicht darüber zu erfahren. Hierzu habe er seinen Sekretair, Namens Miger auserseh, und die funfzig Louisdor seien zu den Reisekosten bestimmt.

Danton erhielt das Geld von seiner Frau und Miger reiste ab. Der Herzog von Orleans verweigerte seine Mitwirkung zu einer Unternehmung, die ihm entweder strafbar zu sein oder zu früh zu kommen schien. Danton vertagte die Bewegung, aber nicht den Plan.

Wir wollen einige Wochen zurückgehen, um Danton's Lage während der vor dem 31. Mai stattfindenden Bewegungen richtig begreifen zu können.

Einige Tage nach Dumouriez' Abfall gab Lasource, der argwöhnischste von Roland's Freunden, in einer Rede zu verstehen, daß Lacroix und Danton um die verrätherischen Pläne des Generals, ihres Freundes, deren Zweck die Wiederherstellung des Königthums gewesen, gewußt hätten. „Das ist die Wolke, die zerstreut werden muß," sagte Lasource beim Schlusse, indem er mit der Hand nach der Bank hinzeigte, wo Danton saß. „Ich verlange, daß Sie eine Commission ernennen, um den Schuldigen zu entdecken und zu bestrafen. Lange genug sieht das Volk den Thron und das Capitol, es will jetzt den tarpejischen Felsen und das Schaffot sehen (Beifallsbezeigungen). Außerdem verlange ich die Verhaftung Egalité's und Sillery's. Ich verlange endlich, daß jeder von uns, um der Nation zu beweisen, daß wir niemals mit den Tyrannen unterhandeln, sich verbindlich mache, demjenigen, welcher sich zum König oder zum Dictator aufwerfen will, den Tod zu geben." Die ganze Versammlung stand auf und wiederholte Lasource's Schwur. Die Galerien, von dem Beispiele des Convents mit fortgerissen, schworen, indem sie Danton anblickten, dem Dictator den Tod. Der Verdacht, welcher in allen Gemüthern im Verborgnen rege geworden war, schien mit Lasource's Worten zum Ausbruch gekommen zu sein und die Luft des Convents gereinigt zu haben.

VI.

Danton's Aeußeres hatte während Lasource's Rede ausgedrückt, was sich in seiner Seele regte; zuerst das

Staunen eines Stolzes der sich für unangreifbar hielt, dann Zorn, der ihn antrieb sich auf einen frechen Feind zu stürzen, dann die Verachtung einer Popularität, die jedem Angriffe trotzen konnte, dann der mit verhaltner Energie gefaßte Entschluß, den Kampf bis aufs Aeußerste zu treiben, endlich angenommne gleichgültige Unerschütterlichkeit, mit welcher er seine Ankläger mit Geringschätzung betrachtete und im Gedanken die Waffen zurecht legte, mit denen er sie treffen wollte. Nie hatte Danton's Gesicht in so wenig Minuten alle Abstufungen der auf der menschlichen Physiognomie auszudrückenden Gefühle sichtbar werden lassen. Der Geist schwindelte dabei, wie über einem Abgrunde. Der Blick wurde wie in einem Wirbelwinde von Leidenschaften mitfortgerissen. Als Lasource von der Rednerbühne herabgestiegen war, erhob sich Danton; als er vor den Bänken des Berges, wo er saß, vorbeikam, beugte er sich zu Robespierre's Freunden hinüber und sagte halb laut, indem er mit der Faust auf die Girondisten hindeutete: „Die Nichtswürdigen, sie möchten ihre Verbrechen auf uns wälzen.“ Der Berg begriff, daß Danton endlich seinem langen Zögern entrissen sei, sich für sie entscheiden und ihre Feinde niederschmettern würde. Alle Augen folgten ihm auf die Rednerbühne nach. Er wandte sich nach dem Berg hin, indem er sich mit dem Ausdrucke einer stolzen Nachgiebigkeit verneigte, und sprach mit einer Stimme, deren Ernst nur schlecht die Aufregung verbarg, indem er durch seine Geberde anzeigte, daß er sich nur an den Berg allein wandte:

„Bürger, ich muß damit anfangen, euch meine Huldigung darzubringen. Ihr, die ihr auf diesem Berge sitzet, ihr hattet richtiger geurtheilt, wie ich. Ich habe lange geglaubt, daß, wie auch das Ungestüm meines Charakters sein möchte, ich doch die Mittel mildern müßte, welche mir die Natur verliehen, um bei den schwierigen Umständen, welche meine Mission für mich herbeigeführt hat, die Mäßigung anzuwenden, welche die Begebenheiten mir zu fordern schienen. Ihr beschuldigtet mich der Schwäche, ihr hattet Recht; ich bekenne es vor ganz Frankreich. Uns beschuldigt man! uns, die wir den Betrug und die Nichtswürdigkeit anklagen können! und diese Männer, welche wir schonen, nehmen heute die freche Haltung von Anklägern an.“

Seine donnerähnliche Stimme tönte wie die Sturmglocke lauter als das Gemurr der Girondisten und die im voraus ihm gezollten Beifallsbezeigungen des Berges. Nachdem er durch Widerlegungen und Versicherungen sein Betragen in seinen Beziehungen mit Dumouriez gerechtfertigt hatte, schwieg er einen Augenblick, als ob er über den Erfolg seiner Rechtfertigung urtheilen, den Boden unter seinen Füßen untersuchen und seinen Zorn sammeln wollte; hierauf fuhr er fort:

„Und heute, weil ich zu weise und zu vorsichtig gewesen bin, weil man so geschickt gewesen ist, zu verbreiten, daß ich eine Partei besäße, daß ich Dictator sein wollte, weil ich bis jetzt, wenn ich meinen Gegnern antwortete, nicht zu heftige Kämpfe herbeiführen, nicht Zerwürfnisse im Convente verursachen wollte, beschuldigt man mich, den Convent zu verachten und zu erniedrigen! Den Convent erniedrigen! Und wer hat denn mehr, wie ich, seine Würde zu heben, sein Ansehn zu befestigen gesucht? Habe ich nicht selbst von meinen Feinden mit Achtung gesprochen? Und warum habe ich dieses System des Schweigens und der Mäßigung aufgegeben? Weil die Klugheit eine Grenze hat, weil bei einem Angriffe von Seiten derjenigen, die sich über meine Vorsicht freuen sollten, es erlaubt ist, ebenfalls anzugreifen und sich der Geduld zu entäußern. Wir wollen einen König? Nur die, welche die Feigheit gehabt haben, den Tyrannen durch die Berufung an das Volk retten zu wollen, könnten gerechter Weise in den Verdacht gerathen, einen König zu wollen! Nur die, welche offenkundig Paris für seinen Heldenmuth bestrafen wollten, indem sie die Departements gegen Paris aufregten, nur die, welche mit Dumouriez, wenn er in Paris war, heimlich des Abends Gastmähler hielten, ja nur die sind die Mitschuldigen seiner Verschwörung."

Auf jede dieser directen Anklagen gegen Lasource, Vergniaud, Barbaroux, Brissot antwortete der Berg mit ausgelassenen Freudenbezeigungen, welche Marat's scharfe Stimme mit einzelnen Worten unterbrach.

„Nennen Sie diejenigen, welche Sie bezeichnen," riefen Gensonné und Guadet dem Redner zu. — „Nun, so hört," antwortet Danton, indem er sich zu der Gironde wendet. — „Hört die Namen derjenigen an," wiederholt Marat, „welche

das Vaterland erwürgen wollen." — „Wollt ihr ein Wort hören, das Alles in sich faßt?" sagt Danton. — „Ja, ja," wird ihm von allen Seiten zugerufen. Danton spricht hierauf mit dem Tone und der Geberde eines Mannes, der sich aller Schonung entäußert: „Nun, ich glaube, daß es keinen Frieden mehr gibt zwischen dem Berge, den Patrioten, welche den Tod des Tyrannen gewollt haben, und zwischen den Feigen, welche, als sie ihn retten wollten, uns in ganz Frankreich verleumdet haben."

Der Berg, der dieses Zeichen der Trennung zwischen ihm und den Girondisten annimmt, steht mit einem Male auf und läßt einen langen Ausruf erschallen. „Ich habe von Verleumdung gelebt," fährt Danton mit schmerzlichem Ausdrucke fort, „auf hundertfache Weise hat sie sich immer wieder auf mich gewendet und immer hat sie sich selbst durch ihre Widersprüche Lügen gestraft. Ich habe bei Beginn der Revolution das Volk sich erheben lassen und ich bin von den Aristokraten verleumdet worden; ich habe den 10. August gemacht und ich bin von den Gemäßigten verleumdet worden; ich habe Frankreich nach den Grenzen und Dumouriez zum Siege getrieben und ich bin von den falschen Patrioten verleumdet worden; jetzt geben die erbärmlichen Bußpredigten eines arglistigen Greises, Roland's, den Text zu neuen Beschuldigungen ab; so weit geht das Uebermaß seines Wahnsinns und so sehr hat dieser Greis den Kopf verloren, daß er überall den Tod erblickt und sich einbildet, daß alle Bürger bereit sind, ihn zu ermorden! Er träumt mit seinen Freunden davon, Paris zu vernichten! Nun, wenn Paris untergeht, wird es keine Republik mehr geben!"

VII.

Bei diesen Worten erschallt auf den Galerien anhaltendes Händeklatschen. Man will sie zum Schweigen bringen. Danton rechtfertigt sie und hält eine Lobrede auf das Volk von Paris und des Landes, welches von der Galerie herab sein Herz, seine Hand und seine Stimme an dem Werke seiner Freiheit hat Theil nehmen lassen. Er geht in Bezug auf seine eigne Rechtfertigung auf einige Einzelnheiten ein; hierauf wendet er sich nochmals an den Berg: „Ich werde

beweisen, daß ich ein unveränderlicher Revolutionair bin, und daß ich allen Angriffen widerstehen werde, ich bitte euch, Bürger, es als ein günstiges Zeichen gelten zu lassen." Der Berg öffnet von der Höhe seiner Bänke herab seine Arme nach Danton zu, als ob er seine neuen Führer umarmen wollte. In der Ebne ruft eine Stimme den Namen Cromwell. „Wer ist der Nichtswürdige, der gewagt hat, auszusprechen, daß ich Cromwell gleiche," ruft der Redner aus, indem er sich unterbricht. „Ja, ich verlange, daß dieser elende Verleumder bestraft und in die Abtei gebracht werde. Ich, Cromwell! Aber Cromwell war der Verbündete der Könige! Wer so wie ich den Kopf eines Königs getroffen hat, wird für alle Zeiten für alle Könige ein Gegenstand ihres Fluches!... Sammelt euch," fährt er endlich mit einer Stimme fort, welche den Berg von seinem Grunde loszureißen scheint, „sammelt euch, ihr, die ihr das Urtheil über den Tyrannen gefällt habt, gegen die Feigen, die ihn haben verschonen wollen! Schließt euch enger an einander, ruft das Volk an, um unsere gemeinschaftlichen Feinde im Innern des Landes niederzuschmettern; bringt durch die Stärke und die Unerschütterlichkeit eures Charakters alle Nichtswürdigen, alle Aristokraten, alle Gemäßigten, alle die, welche euch in den Departements verleumdet haben, zum Schweigen. Kein Friede, kein Waffenstillstand, kein Vergleich mit ihnen!..." Seine Wuth scheint sich dem Berge mitgetheilt zu haben. „Die Lage, in der ich mich in diesem Augenblicke befinde, zeigt euch die Nothwendigkeit, fest zu sein und euern Feinden, wer sie auch sein mögen, den Krieg zu erklären. Es muß eine unbesiegbare Phalanx gebildet werden. Ich schreite der Republik zu, laßt uns zusammengehen. Wir werden sehen, ob wir oder unsre feigen Verleumder das Ziel erreichen werden. Ich verlange, daß die Commission der Sechs, welche ihr auf Lasource's Antrag ernannt habt, nicht allein das Betragen derer, die uns verleumdet, die gegen die Untheilbarkeit der Republik sich verschworen haben, untersuche, sondern auch das Betragen derer, welche den Tyrannen haben retten wollen!"

Danton stieg herab und warf sich in die Arme seiner Collegen auf dem Berge. Seine Worte stimmten mit der

Ungeduld überein, welche Jacobiner und Girondisten verzehrte, den Kampf, den seine Haltung allein bis jetzt unterdrückt hatte, zum Ausbruche kommen zu lassen. Diese Rede riß den Damm zwischen beiden Parteien nieder; frei konnten jetzt der Zorn und das Blut hinströmen.

VIII.

Marat seinerseits klagte Jedermann an. Santerre zeigte an, daß hundert von Carnot und von ihm gebildete Bataillone aus Paris ziehen würden, um die Lücken auszufüllen, welche der Verrath auf der Nordgrenze hatte entstehen lassen. Custine schrieb, daß er seinen Rückzug anträte. Die Cordeliers, die Jacobiner, die Gemeine, die Sektionen verdoppelten ihre Energie und ergingen sich in Verwünschungen gegen die Girondisten, welche Zwistigkeiten zwischen Paris und den Departements verursachten und die unfähig dazu, die Republik zu leiten, in den Zusammenkünften bei Roland Anschläge machten, um den besten Patrioten den Untergang zu bringen und das Königthum wieder herzustellen. Die Mitglieder des vor kurzem von dem Convente ernannten Revolutionstribunals beklagten sich an der Schranke darüber, daß sie noch keine Verschwörer und Verräther zu richten hätten. Man zögerte nicht, ihm eine Menge Aristokraten, Emigranten und die Generale von Dumouriez' Armee, die keine Mitschuld an seinem Verrathe, aber an seiner Niederlage hatten, zuzuschicken. Carnot, der an die Nordgrenze geschickt wurde, brachte dort das Talent der militairischen Organisation, mit welchem er begabt war, mit hin; die Festungen wurden in Stand gesetzt, die Besatzungen vertheilt, die Verproviantirung vorbereitet, die Waffenfabriken und Kanonengießereien in Thätigkeit gebracht, die Generale durch Zuruf ernannt und die Armee bildete aufs neue ihre Schlachtreihen einem Feinde gegenüber, der erstaunt war eine neue Mauer von Bajonneten hinter der zu finden, welche er vernichtet hatte.

IX.

Die für die öffentliche Wohlfahrt nothwendigen Maßregeln ließen einige Tage lang die Acte, die Stimmen, die

Reden dem Anscheine nach im Convente übereinstimmen; die Gemüther schienen einträchtig, allein in ihrer Tiefe lauerten Ehrgeiz und Haß nur auf die Gelegenheit, ausbrechen zu können. Seit Danton's Rede wurde Marat's Partei, die eines so furchtbaren Helfers gewiß war, mit jedem Tage kühner.

Dieser Mann, der nichts mehr durch sich selbst war, hatte sich zum Feldzeichen des Berges gemacht; der Berg konnte ihn nicht verlassen, ohne daß es schien, als ob er nachgäbe oder mit den Girondisten unterhandele. Marat fühlte seine Kraft und misbrauchte sie, um über seinen Namen neue Kämpfe entstehen zu lassen, die ihn in den Augen des Volks mit der ganzen Wichtigkeit des Streites steigen ließen. Er war Abgott des Pöbels, Agitator der Sektionen, er konnte sich auf die Gemeine verlassen und wurde außerdem als Redner der Cordeliers von diesem Centralclub der Empörung unterstützt, aus welchem er die ausübende Gewalt der Anarchie gemacht hatte, und der in dem Saale des erzbischöflichen Palastes seine Sitzungen hielt. Dort vereinigten sich auf ein Zeichen von Marat die Leute, für welche die Empörung ein Handwerk geworden war, um aufwieglerische Petitionen zu unterzeichnen. Diese Petitionäre der Sektionen verlangten unaufhörlich vom Convente, Guadet, Vergniaud, Gensonné, Brissot, Barbaroux, Louvet, Roland sollten in den Anklagestand versetzt werden.

Péthion beschwerte sich bei dem Convente über eine dieser Adressen, welche zum Morde eines Theils der Vertreter der Nation aufforderte: „Wer verdient mehr auf das Schaffot zu steigen, als dieser Roland, hieß es in dieser Adresse; und doch athmet er noch. Ueberall, wo wir unsre Blicke hinwenden, treffen wir auf Verschwörer. Gesetzgeber, setzt durch die Todesstrafe in Schrecken! Berg des Convents, rette die Republik! oder wenn du dich nicht stark genug dazu fühlst, es zu thun, so wage es uns mit Freimüthigkeit zu sagen, wir wollen es über uns nehmen.“ Danton, der alle Grenzen überschritt, trug darauf an, dieser Zuschrift eine ehrenvolle Erwähnung zuzuerkennen. Er eilte mit Fabre d'Eglantine und mehrern Mitgliedern des Berges auf die Rednerbühne los, um Péthion herabzustürzen. „Bleib, Péthion!“ rief diesem Duperret zu, „wir haben

Kinder, sie werden uns rächen." — „Ihr seid Nichtswürdige!" antwortet Danton. Das Geschrei: „Nieder mit dem Dictator," erhebt sich in der Ebne. Die Deputirten verlassen ihre Sitze und drängen sich, wie zwei einander entgegenfluthende Ströme um die Rednerbühne herum. Ein Girondist zuckt einen Dolch. Einer vom Berge setzt die Mündung einer Pistole auf Duperret's Brust. Der Präsident bedeckt sich. Péthion fährt fort, sich über die Adresse auszusprechen und Rache gegen die gegen die Mitglieder der Nationalvertretung gerichteten Schmähungen zu verlangen. Murren, lautes Gelächter unterbrechen ihn bei jedem Worte. David, Robespierre's und Marat's Freund tritt mitten in den Saal und fordert Péthion mit Geberde und Stimme heraus. Péthion bleibt. Er läßt den Convent darüber erröthen, daß er in seiner Mitte einen Mann behält, neben welchem wenige Monate vorher sich Niemand niedersetzen wollte, und der jetzt mehr Gunst und mehr Aufmerksamkeit erlangt, als die besten Bürger, einen Mann, der offen den Despotismus predigt, der zu Mord aufruft, der Köpfe verlangt, mit einem Worte Marat!

Danton folgt auf Péthion. „Haben wir das Recht," sagt er, „vom Volke mehr Weisheit zu verlangen, als wir selbst zeigen? Hat das Volk nicht das Recht, die Aufregung zu empfinden, die es zu patriotischem Wahnsinn führt, wenn diese Rednerbühne einem Gladiatorenkampfplatze gleicht? Bin ich nicht selbst kurz vorher an dieser Stelle umdrängt worden? Hat man mir nicht gesagt, daß ich Dictator sein wollte? Ich will kaltblütig Péthion's Vorschlag prüfen. Ich will es ohne Leidenschaftlichkeit thun, ich will meine Unerschütterlichkeit behaupten, wie auch der Unwille in meinem Innern sich regen mag. Ich weiß, welchen Ausgang dieses große Drama haben wird. Das Volk wird das Ziel sein: ich will die Republik; ich werde beweisen, daß ich beständig auf dieses Ziel losschreite. Péthion beschwert sich darüber, daß man seinen Kopf verlangt hat! Hat man nicht den meinigen in mehreren Departements verlangt? Ich berufe mich auf Péthion selbst, er hat sich schon oft genug in Volksstürmen befunden; er weiß wohl, daß, wenn ein Volk die Monarchie zerbricht, um zur Republik zu gelangen, so geht es, von der Kraft der Be-

wegung, die es sich gegeben, getrieben, über das Ziel hinaus. Was müßt ihr dem Volke antworten, wenn es euch strenge Wahrheiten sagt? Ihr müßt ihm damit antworten, daß ihr die Republik rettet. Die Constitution wird um so schöner sein, wenn sie bei den Stürmen der Freiheit ihre Entstehung findet. So baute ein Volk des Alterthums die Mauern, indem es in der einen Hand die Kelle, in der andern das Schwert hielt, mit dem es sich vertheidigen mußte. Möge man uns daher nicht übertriebne Anklagen vorbringen, als ob man den Tod fürchtete. Es steht euch wohl an, euch gegen ein Volk zu erheben, weil es euch energische Wahrheiten sagt! Ich verlange, daß Péthion's Antrag nicht berücksichtigt werde. Wenn Paris Entrüstung zeigt, so hat es das Recht, gegen die den Krieg zu beginnen, welche es so oft bei allen Diensten, die es dem Vaterlande erwiesen, verleumdet haben."

Fonfrède erhebt sich entrüstet und unterstützt Péthion's Antrag. „Ich sehe nicht," sagt er, „eine Hand voll Menschen für das Volk an. Man klagt die Mehrzahl dieser Versammlung an, Mitschuldige zu sein. Und wer klagt sie an? Es ist Dumouriez. Wer will sie auflösen? Es ist Orleans, wenn er zum Feinde übergeht. Wer klagt sie an? Die Royalisten, die von euch den Tyrannen wieder verlangen, dessen Kopf ihr habt fallen lassen. Wer endlich klagt sie an? Alle Adligen, alle Priester, alle Könige. Sie klagen uns an, Mitschuldige zu sein, weil sie nicht wagen, uns anzuklagen, daß wir die Republik gegründet, dem Königthume den Krieg erklärt, endlich diese Bourbonen verbannt haben, deren Haupt uns auf diese Weise sein Lebewohl sagt; und ohne Zweifel muß man gerade auf das Ziel losschreiten, mit der einen Hand den Feind zurückstoßen und mit der andern eine Constitution gründen. Bürger! Laßt die Nation nicht in uns entwürdigen!" —

„Bürger," sagt hierauf Guadet, „die Republik ist verloren, wenn ihr leidet, daß diese Nichtswürdigen euch ungeahndet sagen, daß der Convent bestochen ist." — Robespierre steht auf und sagt: „Diejenigen, welche behaupten, daß die Majorität des Convents bestochen ist, sind sinnlos; aber diejenigen, welche leugnen wollten, daß der Convent zuweilen von einem Vereine ganz verderbter Männer

irregeleitet werden könnte, würden Betrüger sein .... ich will den Schleier etwas lüften! ...."

Bei diesen Worten wird Vergniaud unwillig und verlangt selbst, Robespierre solle gehört werden. „Obgleich wir nicht kunstvoll vorbereitete Reden haben, so werden wir doch zu antworten und die Nichtswürdigen Lügen zu strafen wissen."

X.

Robespierre klagte Vergniaud und seine Partei mit der äußersten Heftigkeit an. Er schloß damit, daß er ein Gericht über sie forderte. Der Berg beklatschte die Schlußfolgerungen dieser Rede. Vergniaud steigt nach Robespierre auf die Rednerbühne und es gelingt ihm mit Mühe sich Ruhe zu verschaffen.

XI.

„Ich werde es wagen," sagt er, „Robespierre zu antworten, der durch einen hinterlistigen, auf schlaue Weise in der Stille seines Cabinets verfaßten Roman und durch kalten Spott aufs neue in der Mitte des Convents Zerwürfniß hervorruft; ich werde es wagen, ihm, ohne lange nachzudenken, zu antworten. Ich habe nicht, wie er, Kunst dazu nöthig, mir genügt mein Gemüth. Meine Stimme, die mehr wie ein Mal von dieser Rednerbühne aus in diesen Palast, aus welchem sie den Tyrannen mit vertrieben hat, Schrecken getragen hat, wird auch Schrecken in die Seele der Nichtswürdigen, die ihre eigne Tyrannei an die Stelle des Königthums setzen möchten, tragen. Umsonst sucht man mich zu erbittern, ich werde über mich wachen. Ich werde nicht die schändlichen Pläne derer unterstützen, welche sich bemühen, uns dahin zu treiben, daß wir einander selbst umbringen, wie die Krieger des Cadmus, um unsere Stelle den Despoten, welche sie für uns in Bereitschaft haben, zu überlassen. Robespierre klagt uns an, daß wir im Juli der Entsetzung Ludwig Capet's widerstrebt hätten? Ich antworte darauf, daß ich es bin, der zuerst auf dieser Rednerbühne am 3. Juli von Entsetzung gesprochen, und

ich will hinzufügen, daß vielleicht die Energie dieser Rede nicht wenig zum Umsturz des Thrones beigetragen hat. In der Commission vom 21., deren Mitglied ich war, wollten wir weder einen neuen König, noch einen neuen Regenten, — wir wollten die Republik und ich war es, der, nachdem ich die ganze Nacht vom 9. zum 10. beim Klange der Sturmglocke präsidirt hatte, am Morgen während Guadet beim Donner der Kanonen präsidirte, im Namen der gesetzgebenden Versammlung auf die Republik antrug. Ich frage, Bürger, heißt dies mit dem Hofe unterhandeln? Ist er uns Dank schuldig, oder vielmehr denjenigen, welche durch die Verfolgungen, welche sie uns zu Theil werden lassen, ihn so gut für das Uebel, das wir ihm zugefügt haben, rächen?

„Robespierre klagt uns an, in dem Suspensionsdecrete einen Artikel eingeschaltet zu haben, welcher die Bestimmung enthielt, daß ein Erzieher des Kronprinzen ernannt werden sollte? Am 11. August verließ ich den Präsidentensitz, um in zehn Minuten das Decret der Entsetzung zu verfassen. Ich setze den Fall, daß die Beweggründe, auf welche ich mich bei Einschaltung dieses Artikels, den man mir vorwirft, stützte, irrig waren, so wäre ich vielleicht aus Rücksicht auf die Unruhe, die mich während des Kampfes erfassen mußte, zu entschuldigen, wenn ich nicht unfehlbar gewesen bin. Wenigstens würde es nicht Robespierre, der sich damals kluger Weise in einem Keller verborgen hatte, zukommen, sich gegen mich einer augenblicklichen Schwäche wegen so strenge zu zeigen. Aber als ich in der Eile den Decretentwurf verfaßte, schwankte der Sieg noch ungewiß zwischen dem Volke und dem Schlosse. Im Falle der Tyrann siegte, trennte die Ernennung eines Erziehers des Kronprinzen den Sohn auf constitutionelle Weise von dem Vater, und gab so dem Volke eine Geisel gegen die Rachsucht des Hofes.

„Robespierre klagt uns an, La Fayette und Narbonne gelobt zu haben? Ich und Guadet, wir haben trotz des Murrens der gesetzgebenden Versammlung La Fayette an der Schranke angegriffen, als er den kleinen Cäsar zu spielen suchte.

„Robespierre klagt uns an, Oestreich den Krieg erklärt zu haben? Die Frage war damals nicht, zu wissen, ob wir

Krieg haben würden; der Krieg war uns factisch erklärt. Es handelte sich nur darum, zu wissen, ob wir ruhig warten wollten, bis unsre Feinde die Rüstungen, welche sie vor unsern Thoren machten, um uns niederzudrücken, vollendet hätten, ob wir den Schauplatz des Krieges auf unser eignes Gebiet versetzen lassen wollten, oder ob wir es auf das ihrige versetzten. Der Muth der Franzosen hat auf diese Anklage geantwortet.

„Wir haben, sagt man, Paris verleumdet? Robespierre allein und seine Freunde verleumden diese berühmte Stadt. Ich habe immer mit Entsetzen an die bedauernswürdigen Auftritte gedacht, welche die Revolution befleckt haben; aber ich habe beständig behauptet, daß sie nicht das Werk des Volkes, sondern einiger Nichtswürdiger sind, die aus allen Theilen der Republik herbeigeeilt sind, um in einer Stadt, deren ungeheure Größe und deren Aufregung ihnen Gelegenheit gaben, ihre Verbrechen zu vollbringen, von Raub und Mord zu leben. Zum Ruhme des Volkes selbst habe ich verlangt, sie sollten dem Schwerte des Gesetzes überliefert werden. Andre im Gegentheil, um diesen Räubern Straflosigkeit zuzusichern und ihnen ohne Zweifel neue Gelegenheit zum Morden und Plündern zu verschaffen, haben ihre Gewaltthaten vertheidigt und sie dem Volke zugeschrieben. Wer verleumdet nun das Volk? Der Mann, welcher behauptet, daß es an den von einigen fremden Räubern verübten Verbrechen keinen Theil habe, oder derjenige, welcher darauf besteht, dem ganzen Volke das Schmähliche dieser blutigen Auftritte zuzuschreiben?" — „Sie sind Rachethaten der Nation," ruft Marat aus.

Vergniaud fährt fort, ohne ihn anzusehen: „Wir haben uns aus Paris flüchten wollen! sagt Robespierre zu uns, der nach Marseille hat fliehen wollen. Was mich betrifft, so erkläre ich, daß, wenn die gesetzgebende Versammlung Paris verlassen sollte, so könnte es nur geschehen, wie Themistokles Athen verließ, nämlich mit allen Bürgern, und indem den Feinden nur Asche und Trümmer zu erobern übrig gelassen werden, und indem man nur einen Augenblick vor ihnen flieht, um ihr Grab desto tiefer zu graben.

„Robespierre klagt uns an, die Berufung an das Volk votirt zu haben? War ich ihm schuldig, ihm eine Meinung

zu opfern, die ich für gut hielt und welche der Nation einen neuen Krieg ersparen konnte, dessen Unheil ich fürchtete!

„Und wir sind Intriguanten und Aufwiegler, fährt Vergniaud fort; aber hat man uns am 10. August darauf antragen sehn, die Minister im Schooße der gesetzgebenden Versammlnng zu wählen? Die Gelegenheit war wirklich schön, wir konnten ohne Eitelkeit glauben, daß die Wahl auf einige von uns fallen würde; wo sind denn die Beweise dieser Begierde nach Gütern, dieses Durstes nach Gewalt, den man uns zuschreibt? Danton hat sich gerühmt, für Männer, die er für gute Bürger hielt, Stellen erbeten und erhalten zu haben; wenn einer von uns, was ich jedoch nicht weiß, sich eben so betragen hat, wie könnte man ihm dann etwas als Verbrechen anrechnen, was bei Danton nicht tadelnswürdig erschien?

„Aber wir sind Gemäßigte, Feuillants? Wir Gemäßigte! Ich war es nicht am 10. August, Robespierre, als du dich in deinen Keller versteckt hattest! Gemäßigte! Nein, ich bin es nicht in der Bedeutung, als ob ich die nationale Energie ersticken wollte; ich weiß, daß die Freiheit immer regsam ist, wie die Flamme, daß sie unvereinbar ist mit vollkommner Ruhe, welche nur Sklaven ziemt. Ich weiß auch, daß in Revolutionszeiten darauf Anspruch machen, nach Belieben die Aufgeregtheit des Volks zu beruhigen, ebenso sinnlos ist, als den Wellen zu befehlen, sich zu legen, wenn sie vom Sturme gepeitscht werden. Aber dem Gesetzgeber kommt es zu, so viel er vermag, dem Unheile des Sturmes durch weise Rathschläge vorzubeugen; und wenn man, um Patriot zu sein, sich zum Beschützer des Raubes und des Mordes erklären muß, ja! dann bin ich ein Gemäßigter.

„Seit der Abschaffung des Königthums habe ich viel von Revolutionen sprechen hören; ich habe zu mir gesagt: es gibt nur noch zwei, die möglich sind, die des Besitzes oder das agrarische Gesetz, und die, welche uns zum Königthum zurückführt. Ich habe den festen Entschluß gefaßt, beide zu bekämpfen; und wenn dies Gemäßigter sein heißt, ja! dann bin ich Gemäßigter.

„Ich habe auch viel von Empörung sprechen hören, und ich gestehe es, ich habe es beklagt. Entweder hat die Em-

pörung einen Zweck, oder sie hat keinen. In dem letztern Falle ist sie eine krampfhafte Zuckung für den politischen Körper, und muß ihm, da sie ihm nichts nutzen kann, nothwendiger Weise viel Unheil bringen. Hat die Empörung einen bestimmten Zweck, was kann es dann anders sein, als der Volksrepräsentation die Gewalt zu entreißen, um sie auf das Haupt eines einzigen Bürgers zu übertragen? In beiden Fällen machen die Männer, welche zur Empörung aufrufen, Anschläge gegen die Republik und die Freiheit; und wenn es nothwendig ist, entweder ihnen beizustimmen, um Patriot zu sein, oder Gemäßigter zu sein, indem man sie bekämpft, dann bin ich Gemäßigter. Wenn die Freiheit auf dem Throne sitzt, dann kann die Empörung nur von den Freunden des Königthums hervorgerufen werden.

„Ich habe auch furchtbare Maßregeln gewollt, allein nur gegen die Feinde des Vaterlandes; Strafen und nicht Proscriptionen. Einige Männer haben geglaubt, ihr Patriotismus müsse darin bestehen, zu quälen und Thränen fließen zu lassen; ich hätte gewollt, daß der Patriotismus nur Glückliche machte. Man sucht die Revolution durch den Schrecken zu vollenden, ich hätte sie durch die Liebe vollenden mögen. Endlich habe ich nicht geglaubt, daß wir gleich den Priestern und den schrecklichen Dienern der Inquisition, die nur beim Scheine der Scheiterhaufen von ihrem Gotte der Barmherzigkeit sprechen, von der Freiheit mitten unter Dolchen und Henkern sprechen müßten. Ach! möge man uns für unsre Mäßigung danken! Wenn wir uns auf den Kampf eingelassen hätten, der uns unaufhörlich hier angeboten wird — ich erkläre meinen Anklägern, daß, welcher Verdacht auch uns umringt, mit welchen Verleumdungen man uns auch entehren will, unsre Namen doch noch geachteter sind wie die ihrigen, und man würde aus allen Departements Männer haben herbeieilen sehen, die der Anarchie und den Tyrannen auf gleiche Weise furchtbar gewesen wären. Unsre Ankläger und wir, wir würden alle bereits durch das Feuer des Bürgerkriegs verzehrt worden sein.“

Nachdem Vergniaud so auf alle Anklagepunkte Robespierre's geantwortet hatte, fährt er bei Besprechung der Petition Péthion's fort:

„Ihr habt befohlen, daß die Schuldigen vom 10. März

vor das Revolutionstribunal geschickt werden sollten. Das Verbrechen ist erwiesen. Welche Köpfe sind gefallen? Keiner. Welcher Mitschuldige ist verhaftet? Keiner. Ihr habt befohlen, daß einer der Schuldigen in Freiheit gesetzt werden sollte, um als Zeuge gehört zu werden: das ist ungefähr so viel, als wenn zu Rom der Senat den Beschluß erlassen hätte, daß Lentulus bei der Verschwörung des Catilina als Zeuge auftreten könnte. Ihr habt Mitglieder des Centralausschusses der Insurrektion vor eure Schranke gefordert? Haben sie gehorcht? Sind sie gekommen? Wer seid ihr denn? In der Petition der Getreidehalle wird im vollen Maaße der Nationalconvent mit Schmähungen überschüttet; keine Petition überreicht man euch, Befehle ertheilt man euch, man fordert frech von euch die Tagesordnung. Bürger, wenn ihr nur einfache Individuen wäret, so würde ich zu euch sagen: Seid ihr Feiglinge! nun so überlaßt euch dem zufälligen Wechsel der Ereignisse, wartet mit Stumpfsinn darauf, bis man euch vertreibt oder euch umbringt, und erklärt, daß ihr die Sklaven des ersten Räubers, der euch in Ketten legen will, sein wollt. Ihr suchet Mitschuldige Dumouriez', da sind sie! da sind sie! Es sind die, welche den Centralcomité der Insurrektion gebildet haben, es sind die, welche die von einigen ränkesüchtigen Bösewichtern im Namen der Sektion der Halle unterzeichnete Petition hervorgerufen haben: alle diese Menschen wollen, wie Dumouriez, die Vernichtung des Conventes, alle diese Menschen wollen, wie Dumouriez, einen König, und uns nennt man Dumouriez' Mitschuldige! Man hat also vergessen, daß wir unaufhörlich die Partei Orleans angeklagt haben! Wir die Mitschuldigen Dumouriez'! Man hat also vergessen, daß wir mitten unter den Stürmen einer achtstündigen Sitzung das Decret erließen, welches alle Bourbonen aus der Republik verbannte! Wir die Mitschuldigen Dumouriez'! Man hat also vergessen, wer Diejenigen waren (indem er auf Robespierre zeigt), welche dieses Decret zurücknehmen ließen! Was! Dumouriez macht eine Verschwörung zu Gunsten eines Bourbon, wir kämpfen dafür, die Verbannung der Bourbonen zu erlangen, und uns klagt man an!

„Ich habe auf Alles geantwortet, ich habe Robes-

pierre widerlegt, ich werde ruhig erwarten, daß die Nation über mich und meine Feinde ihr Urtheil spreche. Bürger, ich ende diese Discussion, die eben so schmerzlich für mein Gemüth, wie unheilvoll für die Republik ist; ich glaubte, Dumouriez' Verrath würde eine glückliche Krise herbeiführen und uns durch den Gedanken an die gemeinschaftliche Gefahr vereinigen; ich glaubte, anstatt uns bis auf den Tod zu bekämpfen, würden wir uns nur damit beschäftigen, das Vaterland zu retten. Welches Verhängniß ist denn daran Schuld, daß die Vertreter des Volkes unaufhörlich aus diesem Orte einen Herd ihrer Verleumdungen und Leidenschaften machen! Ihr wisset, ob ich seit sechs Monaten die Kränkungen, mit denen man mich überhäuft, stillschweigend ertragen, ob ich dem Vaterlande meinen gerechtesten Groll zu opfern gewußt habe! Ihr wisset, ob ich unterlassen konnte, die Hinterlist und die Verleumdung Robespierre's ans Licht zu ziehen, wenn ich mich nicht für feige, für schuldig erklären, wenn ich mir nicht die Hoffnung rauben wollte, das wenige Gute, welches zu thun mir vielleicht noch verstattet ist, zu vollbringen! Möge dieser Tag der letzte sein, den wir mit so schmählichen Verhandlungen verlieren."

XII.

Diese Rede, welche Vergniaud's Herz erleichterte, brachte die zahlreiche Partei der Gemäßigten auf seine Seite; seine beredten Worte hallten einige Tage lang in Paris und in ganz Frankreich wider. Die Girondisten beschlossen, diese für sie günstige Aenderung der öffentlichen Stimmung zu benutzen, um ihre Gegner niederzuwerfen; aber sie hatten nur Reden. Danton und Robespierre hatten das Volk von Paris in ihrer Hand. An den darauf folgenden Tagen wurden die Gemüther so erhitzt, daß Duperret den Degen zog und auf ein Mitglied des Berges losstürzte. Der Ruf des Entsetzens, in welchen der ganze Convent ausbrach, brachte ihn wieder zu sich; er entschuldigte sich und erklärte, daß, wenn er das Unglück gehabt hätte, Hand an einen Vertreter des Volks zu legen, ihm

noch eine andere Waffe geblieben wäre, um sich selbst zu tödten. Die Versammlung schrieb seine Aufwallung dem Irrsinn zu und verzieh ihm.

Péthion hielt hierauf eine Rede, welche dem Schrei der Verzweiflung seiner verlornen Popularität glich. Guadet folgte ihm und vertheidigte sich wie Vergniaud gegen jede Mitschuld an Dumouriez' und Orleans' Anschlägen. „Es ist wahr," sagte er, „Dumouriez ist nach Paris gekommen; vor ihm her ging der Ruf eines großen Feldherrn und er war vom Ruhme seiner Siege umstrahlt; ich habe ihn nicht aufgesucht, ich habe ihn zuweilen in dem Ausschusse gesehen, dessen Mitglied ich war. Ich habe ihn ein andres Mal an einem dritten Orte gesehen, wo ihm ein Fest gegeben wurde, wozu ich eingeladen war und zu dem ich aus Freundschaft für Talma ging, der es veranstaltete. Ich bin nur eine halbe Stunde dort geblieben. Er hat sich mehrere Tage in Paris aufgehalten und ich habe nicht einmal gewußt, wo er wohnte; aber wen hat man in allen Theatern von Paris stets neben Dumouriez' erblickt? Wer war unaufhörlich an seiner Seite? Euer Danton!" ....

Bei diesen Worten fährt Danton in die Höhe, als ob er plötzlich aus dem Schlafe aufgeschreckt würde. „Ah! du klagst mich an!" ruft er. „Du kennst meine Stärke noch nicht. Ich will dir antworten, ich will deine Verbrechen beweisen. In der Oper war ich in einer Loge neben Dumouriez und nicht in der seinigen; du aber warst darin, du." Guadet fährt fort. „Ja, Danton, Fabre d'Eglantine, der General Santerre bildeten den Hofstaat des General Dumouriez; und du, Robespierre, du klagst uns des Einverständnisses mit La Fayette an. Aber wo warst du denn versteckt, als man ihn im ganzen Glanze seiner Gewalt unter lautem Jubelruf, der von dieser Terrasse erscholl, als ob man die Vertreter des Volks einschüchtern wollte, vom Schlosse der Tuilerien bis an diese Schranke trug? Ja, ich ganz allein stieg auf diese Rednerbühne und klagte ihn an, nicht aus dem Dunkeln, wie du, sondern öffentlich: er war hier, und doch, du ewiger Verleumder, gibst du mir Corruption Schuld, doch sagst du, daß die Verschwörung, zu der wir gehören, eine Kette bildet, deren erstes Glied in London und deren letztes in Paris ist, und

daß dieses Glied golden ist. Nun denn, wo sind diese Schätze? Kommt in mein Haus, ihr, die ihr mich anklagt, seht dort meine Frau und meine Kinder, wie sie sich mit dem Brode des Armen nähren; seht dort die ehrenvolle Dürftigkeit, in der wir leben. Geht in mein Departement, seht nach, ob dort mein geringes Besitzthum sich vermehrt hat; seht mich in die Versammlung kommen, werde ich etwa von herrlichen Rossen hingebracht?

„Wem sollte denn Dumouriez' Verrath Nutzen bringen? Orleans. Nun, nicht heute erst, nicht im Vertrauen habe ich Orleans gesagt, was ich von ihm hielt. Ich habe ihn hier, eines Abends, angeklagt, nach der königlichen Würde zu trachten; am folgenden Morgen um sieben Uhr sah ich Orleans bei mir eintreten. Ich erstaunte nicht wenig. Er betheuerte, daß seine Verzichtung auf die königliche Würde aufrichtig wäre. Er frug mich, ob ich im Sinne gehabt hätte, ihn zu bezeichnen, und bat mich, mich offen zu erklären. — Sie bitten mich, mich offen zu erklären, antwortete ich ihm; Sie hatten nicht nöthig, mich darum zu bitten, ich kenne Ihre Nichtigkeit, und wenn Sie allein nur da wären, würde ich Sie gar nicht fürchten; aber ich sehe hinter Ihnen Männer, die Sie brauchen, und diese fürchte ich. Ich fügte hinzu: Sie haben ein ganz einfaches Mittel, diesem Verdachte ein Ende zu machen; verlangen Sie selbst von dem Nationalconvente ein Decret, das Sie und Ihre Familie aus der Republik verbannt. Orleans antwortete mir, daß ihn schon Rabaut-Saint-Etienne diesen Rath gegeben habe. Zwei Tage darauf sagte ich zu Sillery, daß Orleans nur dieses Mittel zu ergreifen hätte. Sillery antwortete mir: Ja, ich sehe es eben so gut ein wie Sie; ich will ihm eine Rede aufsetzen, in der er seine Verbannung verlangt, denn er ist nicht im Stande, etwas selbst zu machen. Wie erstaunt war ich, als ich in der Sitzung, in welcher das Decret der Verbannung vorgeschlagen wurde, Sillery das Wort verlangen hörte, um dieses Decret zu bekämpfen! Dieser Widerspruch vermehrte den Verdacht, den ich gegen Orleans hatte. Es ist also erwiesen, Bürger, daß die Verschwörung des 10. März mit der Verschwörung Orleans' in Verbindung steht. Nun denn! Wer hat die Verschwörung vom 10. März angesponnen?

Wer hat sie angesponnen? Bürger! Ich werde den Muth haben, die ganze Wahrheit zu sagen: Robespierre ist's. Während dieser neue Mahomet die Opfer, welche fallen sollten, auf geheimnißvolle Weise bezeichnete, nannte sie sein Omar in seinen Blättern und Andre nahmen es über sich, sie umzubringen. Aber Bürger, glaubt ihr, daß man euch nicht noch einmal in die Gefahr stürzen will, der ihr entgangen seid? Gebt diese Täuschung auf und hört zu."

Guadet liest dem Convente eine Adresse der Jacobiner an ihre Brüder in den Departements vor. „Zu den Waffen," sagen sie, „zu den Waffen! Wir sind verrathen! Eure ärgsten Feinde befinden sich in eurer Mitte, sie leiten eure Operationen, sie verfügen über eure Vertheidigungsmittel; ja, Brüder und Freunde, im Senate wüthen verruchte Hände in euren Eingeweiden; ja, die Gegenrevolution ist in der Regierung, im Nationalconvente; dort im Mittelpunkte eurer Sicherheit und eures Vertrauens halten verbrecherische Vertreter des Volks die Fäden der Verschwörung in der Hand, welche sie mit der Despotenhorde, die uns erwürgen will, angesponnen haben; aber schon entflammt euch die Entrüstung. Auf, Republikaner, auf, zu den Waffen!"

XIII.

„Das ist wahr!" ruft Marat. Bei diesen Worten erheben sich die rechte Seite und die Mitte, wie von Entrüstung elektrisirt und verlangen mit lautem Geschrei Marat's Versetzung in den Anklagestand. Marat, durch die unbewegliche Haltung des Berges und durch den Zuruf der Galerien ermuthigt, bietet dem Zorne der Majorität Trotz und eilt auf die Rednerbühne. „Wozu dieses leere Geschwätz," sagt er frech, „und wozu soll es führen? Man sucht bei uns den Verdacht einer erdichteten Verschwörung rege zu machen, um eine nur zu wirkliche Verschwörung zu ersticken." — „Das Anklagedecret gegen Marat!" rufen wie mit einer Stimme dreihundert Mitglieder. Marat sucht sich Gehör zu verschaffen. Dasselbe Geschrei übertäubt seine Stimme.

Jetzt steigt Danton von dem Berge herab und bedeckt

Marat mit seiner Verachtung aber auch mit seinem Schutze. „Ist Marat nicht Vertreter des Volkes?“ sagt er. „Könnt ihr den Convent angreifen, ehe ihr gegen eins seiner Mitglieder augenscheinliche Beweise habt? Wer ist der Schuldige, Marat oder die Staatsmänner? Die Zeit wird es lehren. Aber der wahre Schuldige ist Orleans. Schickt ihn vor Allem vor das Revolutionstribunal, setzt einen Preis auf den Kopf aller emigrirten Bourbonen.“ — „Und was wird das Schicksal unsrer von Dumouriez verhafteten Commissäre sein?“ fragte eine Stimme vom Berge. — „Eure Commissäre,“ erwiderte Danton, „sind der Nation und des Nationalconventes würdig; sie dürfen das Schicksal des Regulus nicht fürchten.“

Boyer-Fonfrède besteht darauf, Marat solle in den Anklagestand versetzt werden.

XIV.

Der Convent brachte am folgenden Tage die Versetzung Marat's in den Anklagestand zur Abstimmung. Sie wurde von zweihundertzwanzig Stimmen gegen zweiundneunzig entschieden. Die Jacobiner stießen einen Ruf der Entrüstung aus. Die Versetzung Marat's in den Anklagestand war der Anfang seines Triumphs.

XV.

Marat, der von vielen Cordeliers geleitet aus dem Saale herausging, wurde weder verhaftet, noch zur Abtei geführt. Niemand wagte es, an den Abgott des Volkes Hand zu legen. Er entkam, ohne verhindert zu werden, und eine unermeßliche Menge begleitete ihn am andern Tage zur Schranke des Convents. Der Redner der Sektionen war ein junger Mann, der unter Danton's Einflusse stand. „Wir kommen, um Rache an den Verräthern zu fordern, welche die Volksrepräsentation entehren. Das Volk hat die Verräther auf dem Throne verfolgt, warum sollte es sie in dem Convente unbestraft lassen? Sollte der Tempel der

Freiheit jenen Asylen in Italien gleichen, in welchen die Verbrecher Straflosigkeit finden? Sollte die Republik dem Rechte, die Volksrepräsentation zu reinigen, entsagt haben? Wir verlangen, daß Brissot, Guadet, Vergniaud, Gensonné, Grangeneuve, Buzot, Barbaroux, Salles, Biroteau, Pontécoulant, Péthion, Lanjuinais, Valazé, Hardy, Lehardy, Louvet, Gorsas, Fauchet, Lanthenas, Lasource, Valady und Chambon ausgestoßen werden." Die Versammlung hörte schweigend ihre eigne Proscription mit an. Als Danton's Organ, der junge Mann, mit Lesen fertig war, stand mitten unter den proscribirten Mitgliedern Fonfrède auf. „Bürger," sagte er, „Ihr habt mich vergessen! Ich habe das Recht, mich dadurch gekränkt zu fühlen, daß mein Name nicht mit auf der glorreichen Liste steht, welche euch überreicht worden ist." „Und wir auch, wir alle!" schrien, das Volk muthig herausfordernd, die Mitglieder der Gironde.

Der Convent, welcher seine Zerwürfnisse vergaß, um sich gegen Europa zu kehren, erließ an alle Völker eine von Condorcet verfaßte Adresse. Es war ein Aufruf zu einer allgemeinen Empörung. Man nahm die Besprechung über die Artikel der Constitution wieder vor.

Robespierre fuhr fort, jeden Abend bei den Jacobinern die Theorien der socialen Philosophie, deren Einführung in die Constitution er Tags darauf verlangte, zu entwickeln. Die Jacobiner inspirirten auf diese Weise durch seine Vermittlung den Convent. Die Erklärung der Rechte, welche der Constitution von 91 als Grundlage gedient hatte, sollte, indem sie sich unter der Hand Robespierre's erweiterte, als Grundlage zu der neuen Constitution dienen. Es waren die populären zehn Gebote, die alle socialen Wahrheiten enthielten und deren Folgerungen in Institutionen übergehen sollten. Das Volk hatte so die Gelegenheit, die Principien seiner Philosophie mit den Verfügungen seiner Gesetze und mit dem Gange der Regierung zu vergleichen. Diese socialen, von Robespierre verfaßten Axiome warfen, wie die Jean Jacques Rousseau's, die natürlichen Triebe des Menschen mit den geschaffenen und von der Gesellschaft verbürgten legalen Rechten zusammen. Robespierre vergaß, daß der Naturzustand die Abwesenheit oder die Anarchie aller Rechte war; daß die Gesellschaft, welche von Jahrhundert zu Jahr-

hundert die rohe Kraft jedes Individuums überwältigte, langsam und indem sie etwas von dem Rechte jedes Einzelnen abschnitt, dieses große System von Beziehungen, von Rechten, von Befähigungen, von Garantien und Pflichten schuf, aus denen jenes sociale Recht besteht, das die Gesellschaft an ihre Glieder vertheilt und ihnen dann garantirt.

Aber wenn auch Rousseau's und Robespierre's Erklärung der Rechte die wissenschaftliche Grundlage fehlte, so war doch jede dieser Formeln von socialem, philosophischem und christlichem Geiste durchdrungen. Es war das Ideal der Gleichheit und Brüderlichkeit der Menschen. Es war die Wahrheit der Beziehungen zwischen dem Staate und den Bürgern. Es war die intellectuelle und moralische Gesellschaft, statt der selbstsüchtigen und tyrannischen Gesellschaft; der Staat wurde zur menschlichen Familie, das Vaterland zur Mutter, nicht zur Stiefmutter, aller seiner Kinder. Ein richtiges natürliches Gefühl gab Robespierre und seinen Schülern ein, bei diesem Organisationsplane der Gesellschaft bei dem stehen zu bleiben, was ohne Verzug verwirklicht werden konnte. Sie ließen Familie und Eigenthum unangetastet. Den Baumeistern des Alterthumes gleich, welche, wenn sie den Göttern einen Tempel bauten, immer in dem neuen Gebäude einiges Gemäuer, oder einige Pfeiler des alten Gebäudes stehen ließen, bewahrte Robespierre die Ueberlieferungen der alten Gesellschaft in der neuen. Er ging so weit, als die Reform gehen konnte. Er blieb stehen, wo Utopien begann. Er machte Gott zur Quelle und zum Bürgen aller Rechte. Man sah bei den ersten Worten, daß er bis auf die höchste Wahrheit zurückgegangen war, um die untergeordnetern Wahrheiten daraus herzuleiten. Um seine Lehren zu widerlegen, hätte man damit anfangen müssen, Gott zu leugnen. „Der Nationalconvent," sagte er, „proklamirt im Angesichte der Welt und unter dem Auge des unsterblichen Gesetzgebers die folgenden Rechte des Menschen und des Bürgers:

Art. 1. Der Zweck jeder Staatsgesellschaft ist die Aufrechterhaltung der natürlichen und unverjährbaren Rechte des Menschen und die Entwicklung seiner Fähigkeiten.

Art. 2. Die vornehmsten Rechte des Menschen sind:

für die Erhaltung seines Daseins und seiner Freiheit Sorge zu tragen.

Art. 3. Diese Rechte kommen allen Menschen auf gleiche Weise zu, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit ihrer physischen und geistigen Kräfte. Die Gleichheit der Rechte ist von der Natur eingerichtet. Die Gesellschaft, weit davon entfernt, sie anzutasten, schützt sie nur gegen Misbrauch der Gewalt, welcher sie illusorisch macht.

Art. 4. Die Freiheit ist die Befugniß, welche jedem Menschen zukommt, nach Belieben alle seine Fähigkeiten zu gebrauchen; ihre Regel ist die Gerechtigkeit, ihre Grenze die Rechte des Nächsten, ihre Quelle die Natur, ihre Wache das Gesetz.

Art. 5. Das Gesetz kann nur verbieten, was der Gesellschaft schädlich ist; es kann nur befehlen, was ihr nützlich ist.

Art 7. Das Eigenthum ist das Recht jedes Bürgers, den ihm von dem Gesetz garantirten Antheil an Gütern zu genießen.

Art. 8. Das Recht des Eigenthums ist wie alle andern durch die Verpflichtung, das Eigenthum Andrer zu achten, begrenzt.

Art. 11. Die Gesellschaft ist verpflichtet, für den Unterhalt aller ihrer Glieder Sorge zu tragen, indem sie ihnen entweder Arbeit verschafft, oder Denjenigen, welche nicht im Stande sind, zu arbeiten, die Mittel des Unterhalts sichert.

Art. 12. Die den Bedürftigen zu leistenden Unterstützungen sind eine Schuld des Reichen an den Armen; es kommt dem Gesetze zu, die Art und Weise zu bestimmen, wie diese Schuld getilgt werden soll.

Art. 13. Diejenigen Bürger, deren Einnahme nicht mehr beträgt, als was für ihren Unterhalt nothwendig ist, sind davon befreit zu den öffentlichen Ausgaben beizutragen; die andern müssen sie jeder nach Maßgabe der Größe seines Vermögens tragen.

Art. 14. Die Gesellschaft muß mit allen Kräften den Fortschritt der öffentlichen Vernunft begünstigen und den Unterricht allen Bürgern zugänglich machen.

Art. 16. Das Volk ist souverain, die Regierung ist

sein Werk und sein Eigenthum, die öffentlichen Beamten sind von ihm bestallt. Das Volk kann, wenn es ihm gefällt, seine Regierung ändern und seine Mandatare von ihrem Posten wieder abrufen.

Art. 18. Das Gesetz ist für Alle gleich.

Art. 19. Alle Bürger sind ohne irgend einen andern Unterschied als den der Tugenden und Talente zu allen öffentlichen Aemtern zulässig.

Art. 20. Alle Bürger haben gleiches Recht, zu der Ernennung der Mandatare des Volkes und zu der Herstellung der Gesetze beizutragen.

Art. 21. Damit diese Rechte nicht illusorisch und die Gleichheit chimärisch seien, muß die Gesellschaft die öffentlichen Beamten besolden und dafür Sorge tragen, daß alle Bürger, welche von ihrer Arbeit leben, den öffentlichen Versammlungen, zu welchen sie das Gesetz beruft, beiwohnen können, ohne ihren Unterhalt und den ihrer Familien bloszustellen.

Art. 25. Der Widerstand gegen die Unterdrückung ist die Folgerung aus den andern Rechten des Menschen und des Bürgers: es findet Unterdrückung in Bezug auf den socialen Körper statt, wenn ein einziges seiner Glieder unterdrückt wird.

Art. 34. Die Menschen aller Länder sind Brüder, und die verschiednen Völker müssen einander je nach ihrer Macht, wie die Bürger des nämlichen Staates beistehen.

Art. 35. Derjenige, welcher eine einzige Nation unterdrückt, ist der Feind aller.

Art. 37. Die Könige, die Aristokraten, die Tyrannen sind, wer sie auch sein mögen, Sklaven, welche sich gegen den Souverain der Erde, das menschliche Geschlecht, und gegen den Gesetzgeber der Welt, die Natur, empören.

XVI.

Diese Erklärung war mehr eine Sammlung von Maximen, als ein Regierungsgesetzbuch; sie gab indeß von der Bewegung Zeugniß, welche ihrer Vollendung entgegenging.

Was die Revolution mitten unter ihren Stürmen, ihren anarchischen Zuständen, ihren Verbrechen so groß macht, ist, daß sie eine Lehre war. Ihre Urheber waren zu gleicher Zeit ihre Apostel. Ihre Dogmen waren so heilig, daß, wenn man aus diesem Gesetzbuche die Spur der blutigen Hand, die sie eingeschrieben, verwischt hätte, so hätte man sie von Sokrates' Weisheit oder von Fénelon's christlicher Liebe verfaßt glauben können. Die revolutionairen Theorien, welche einen Augenblick an Popularität verloren, durch die Geburtsschmerzen, welche Frankreich dabei empfand, leben wieder mehr und mehr in den sehnsüchtigen Wünschen der Menschen auf und werden wieder darin aufleben. Sie sind befleckt worden, aber sie sind göttlich. Verwischt das Blut und es bleibt die Wahrheit.

XVII.

Die Grundwahrheiten der Theorie des Conventes gingen in jeder Sitzung, in welcher er sich mit der Constitution, oder mit Besprechung der volksthümlichen Gesetze beschäftigte, in Institutionen über, welche das Gepräge dieses demokratischen Geistes trugen. Sobald die Versammlung ruhig wurde, traten ihre Dogmen in ihren Handlungen hervor; der Zorn ihrer gegeneinander erbitterten Redner verwandelte sich in unendliche Liebe zu der socialen Wahrheit, zum Volke, zum Menschengeschlechte. Diese unerfahrne Liebe zum Guten trug Unwissenheit, Ungeduld, Irrthum an sich. Sie war zuweilen der Wahnsinn der Wahrheit, aber doch immer Wahrheit. Darum ist dieser Zeit viel verziehen worden und wird ihr noch viel in Zukunft verziehen werden. Kein menschliches Wirken ist verloren, kein für die Idee vergossnes Blut ist fruchtlos, kein Traum der Tugend ist eine Täuschung. Das beständige, sehnsüchtige Wünschen des Menschengeschlechtes ist für die Gesellschaft, was der Kompaß für das Schiff ist; er sieht das Ufer nicht, allein er führt zu ihm hin.

XVIII.

Der von den Girondisten ausgegangne und von Condorcet verfaßte Entwurf der Constitution war, wenn auch

seinem Mechanismus nach eben so demokratisch, doch weniger populär als Robespierre's Constitution. Er beschränkte sich darauf, die Souverainetät des Volkes in ihrer unbestimmtesten Bedeutung festzusetzen und jedem Bürger den größten mit der Gesammtwirkung des Staates vereinbaren Antheil an der Freiheit wieder zuzustellen. Die Einheit der Gesellschaft war ebenfalls die Grundlage desselben; aber nach dem Sinne der Girondisten war diese Einheit die nationale Einheit, nach dem Sinne Robespierre's die menschliche Einheit. Die von den Girondisten vorgelegte Constitution war eine französische Institution, die von dem Berge ausgegangne war eine allgemeine Institution.

XIX.

Die als Regierung constituirte Demokratie gestaltete sich in jeder Weise der Anwendung zu populären Institutionen. Der Convent wollte nicht, daß die Demokratie todter Buchstabe wäre. Die Seele des Volks belebte alle Gesetze, die vorgeschlagen wurden. So die Abschaffung der Bettelei durch Arbeitshäuser, durch Zufluchtsörter, durch Unterstützung, welche dem bedürftigen Theile des Volkes gereicht wurde; so Anleihen bei den Reichen, um sie zu zwingen im Verhältniß nach ihrem Besitzthum beizusteuern; so Adoption aller Findelkinder von der Republik; der Absicht nach menschliche, den Folgen nach unmoralische Ermuthigungen unverheiratheter Mädchen, Mütter zu werden; Bestimmung eines höchsten Preises der dem Volke nothwendigsten Waaren; Beschränkung der Freiheit und der Habsucht der Concurrenz bei den Kaufleuten; der Staat, der sich als Vermittler zwischen den Producenten, den Kaufmann und den Consumenten stellt, und der umsonst sich anstrengt, Allen Gerechtigkeit zu Theil werden zu lassen, indem seine Willkür den einen wie den andern trifft; eine allgemeine Organisation des öffentlichen Unterrichtes, welche durch den Staat allen Bürgern moralische Bildung gewährt.

In Bezug auf öffentliche Erziehung verlangte Robespierre noch mehr. Indem er diese erste Erziehung allen Familien als Verpflichtung auferlegte und indem er die

ganze Generation von dem fünften bis zum zwölften Jahre gleichsam in dieselbe Form warf, stellte er, da es keine Gütergemeinschaft gab, Kinder- und Ideengemeinschaft her. Er betrachtete das Menschengeschlecht wie einen Vater, welcher den Generationen des Vaterlandes ein gleiches Vermächtniß an allen Gedanken, allen Ueberzeugungen, allen Meinungen machen müßte, mit denen die Zeit es selbst bereichert hatte. Die Erziehung erschien dem Convente wie die Luft, welche die Gesellschaft allen Bürgern zum Athemholen umsonst lassen muß.

Die Arbeit mußte dieser Theorie nach einen Theil der Erziehung ausmachen. Die Schulen waren Werkstätten. Der Feldbau war die erste Arbeit. Robespierre betrachtete, wie alle Gesetzgeber des Alterthums, die auf die Erde verwendete Arbeit als die am meisten moralische und sociale Arbeit des Menschen, weil sie ihren Arbeiter unmittelbar ernährt, weniger Sucht nach Gewinn erregt, weniger Laster und weniger Elend erzeugt, als die Arbeit der Manufakturen. Die Zucht, unter welche diese gemeinschaftliche Erziehung die Kinder bei guter Zeit beugen mußte, gewöhnte an das Joch der Pflichten, denen die Bürger später unterworfen sind. Diese Zucht hatte etwas Spartanisches. Sie erinnerte an die Institutionen Fénelon's in seiner Republik von Salente und an die Pläne Jean Jacques Rousseau's in seinem Emil.

Was die Kenntnisse betraf, welche das Vaterland dem Kinde mitzutheilen schuldig war, so bestanden diese darin, es lesen, schreiben, rechnen zu lehren, ihm die in der Civilisation zu Dogmen gewordnen Principien der allgemeinen Moral einzuprägen, ihm die Gesetze des Landes beizubringen, sein Gedächtniß mit Erzählungen aus der Geschichte der Völker auszurüsten, im Geiste des Kindes das Gefühl des Schönen, welches dem Gefühle der Tugend so nahe steht, durch Recitation der bewundernswürdigsten Bruchstücke der Philosophie, der Poesie, der Beredsamkeit, welche den Jahrhunderten von dem menschlichen Geiste vermacht worden sind, zu entwickeln.

In Bezug auf die Religion sollte das Kind diesem Systeme nach eine wählen, wenn diese Erziehung seinen Verstand und seine Vernunft gnügend entwickelt haben würde,

damit die Religion für den Menschen nicht eine gedankenlose Gewohnheit seiner Kindheit, sondern eine bedachte Wahl des verständigen Wesens wäre.

XX.

Robespierre schlug, um den Aufwand dieser Anstalten, die Nahrung der Kinder, den Gehalt der Lehrer und Lehrerinnen zu bestreiten, eine verhältnißmäßige Steuer, Kindersteuer genannt, vor. Er verlangte auch eine Armensteuer, vermittelst welcher die Gemeinden die bedürftigen Greise und Kranken erhalten sollten. Dem Reichen wurde nach und nach sein Ueberfluß genommen, dem Armen umsonst Bildung, Arbeitsfähigkeit mitgetheilt und er zur Ausübung eines Gewerkes gebracht; alles in Robespierre's Plan ging augenscheinlich auf Gütergemeinschaft und Gleichheit der Stellungen aus. Es war der Geist des ursprünglichen Kommunismus, das Ideal der ersten Christen, welches das Ideal der Philosophen wieder geworden war.

Diese gleiche Vertheilung der Kenntnisse, der Fähigkeiten und der Gaben der Natur ist ohne Zweifel das unverkennbare Streben des menschlichen Herzens. Die, welche sich auf Offenbarungen stützten, die Dichter und die Weisen, haben stets diesen Gedanken in ihrer Seele erwogen und haben ihn beständig in ihrem Himmel, ihren Träumen oder ihren Gesetzen, als ferne Zukunft der Menschheit gezeigt. Es ist also ein natürlicher Gerechtigkeitstrieb im Menschen, folglich ein göttlicher Plan, welchen Gott seinen Geschöpfen dunkel erkennen läßt. Alles, was diesem Plane entgegensteht, das heißt, alles was darauf ausgeht, Ungleichheit der Kenntnisse, des Ranges, der Stellung, des Vermögens unter den Menschen herzustellen, ist gottlos. Alles, was darauf ausgeht, diese Ungleichheiten, welche oft Ungerechtigkeiten sind, nach und nach auszugleichen und das allen Menschen gemeinschaftliche Erbe mit der größten Billigkeit zu vertheilen, ist göttlich. Jede Politik kann an diesem Zeichen erkannt werden, wie jeder Baum an seinen Früchten erkannt wird: das Ideal ist nur die in die Weite gerückte Wahrheit.

Aber je erhabner ein Ideal ist, desto schwieriger ist es, dasselbe auf der Erde in Institutionen zu verwirklichen. Bis jetzt hat die Schwierigkeit darin bestanden, mit der Gleichheit der Güter die Ungleichheit der Tugenden, der Fähigkeiten und der Arbeit, welche die Menschen von einander verschieden machen, in Uebereinstimmung zu bringen. Zwischen dem thätigen und dem trägen Menschen wird die Gleichheit der Güter zur Ungerechtigkeit; denn der eine schafft und der andre verzehrt. Damit diese Gütergemeinschaft gerecht sei, muß man bei allen Menschen die nämliche Gewissenhaftigkeit, den nämlichen Fleiß, die nämliche Tugend voraussetzen. Eine solche Voraussetzung ist ein Hirngespinnst. Welche sociale Ordnung könnte sicher auf einer solchen Lüge beruhen? Von zwei Dingen kann nur eins stattfinden. Entweder müßte die Gesellschaft, überall gegenwärtig und überall unfehlbar, jeden Einzelnen zu der nämlichen Arbeit und zu der nämlichen Tugend zwingen können, aber was wird dann aus der Freiheit? Dann ist die Gesellschaft eine allgemeine Sklaverei.

Oder die Gesellschaft müßte mit eignen Händen jeden Tag, Jedem nach seinen Werken, den mit seiner Arbeit und seinem Dienste im allgemeinen Verbande genau im Verhältniß stehenden Antheil, zustellen. Aber wer wird dann Richter sein?

Die menschliche, unvollkommne Weisheit hat es leichter, weiser und gerechter gefunden, dem Menschen zu sagen: „Sei dein eigner Richter, belohne dich selbst durch deinen Reichthum oder deine Noth.“ Die Gesellschaft hat das Eigenthum zur Institution gemacht, die Freiheit der Arbeit verkündigt und die Concurrenz legalisirt.

Aber das feste Eigenthum ernährt nicht den, der nichts besitzt. Aber die Freiheit der Arbeit gibt nicht demjenigen, der nur seine Arme hat, und demjenigen, der Tausende von Aeckern auf der Oberfläche des Bodens besitzt, die nämlichen Elemente der Arbeit. Aber die Concurrenz ist nur das Gesetzbuch des Egoismus und der Krieg auf Leben und Tod zwischen dem, der arbeitet, und dem, der arbeiten läßt, zwischen dem, der kauft, und dem, der verkauft, zwischen dem, der im Ueberflusse schwimmt, und dem, der Hunger hat! Ueberall Unbilligkeit! Unverbesserliche Ungleichheiten der

Natur und des Gesetzes! Die Weisheit des Gesetzgebers scheint darin zu bestehen, für eine nach der andern, Jahrhundert für Jahrhundert, Gesetz für Gesetz Palliativmittel zu erfinden. Wer mit Einem Schlage Alles besser machen will, zerstört Alles. Das Mögliche ist die Bedingung der elenden menschlichen Weisheit. Die Gerechtigkeit unvollkommner Wesen, wie wir, besteht darin, ohne darauf Anspruch zu machen, verwickelte Unbilligkeiten mit einem Male zu lösen, unaufhörlich das Schlechte zu verbessern, das Gute immer besser zu machen. Nach den Absichten Gottes scheint die Zeit ein Element der Wahrheit selbst zu sein; in einem Tage die absolute Wahrheit verlangen, heißt von der Natur der Dinge mehr verlangen, als sie zu geben vermag. Die Ungeduld schafft Illusionen und Trümmer anstatt Wahrheiten. Täuschungen sind vor der Reife gepflückte Wahrheiten.

XXI.

Die Wahrheit ist offenbar die christliche und philosophische Gemeinschaft der Güter der Erde; die Täuschungen sind die Gewaltthaten und die Systeme, durch welche man bis jetzt diese Wahrheit ins Leben einzuführen und zu organisiren geglaubt hat. Die sociale Nivellirung, das Gesetz der Gerechtigkeit, scheint eben so logisch der Plan der Natur in der moralischen Welt wie die Nivellirung auf der Oberfläche des Erdballs in der physischen Welt zu sein. Die Berge werden einst, nach der Ansicht einiger Geologen, in die Thäler gleiten und aus den Thälern werden durch Einfluß der Winde, der Gewässer und nach einander folgender Senkungen und Hebungen des Bodens Ebnen werden. Fände diese Nivellirung in einem einzigen Augenblicke statt, so würde eine Sündfluth die Folge davon sein, welche alle auf der Oberfläche der Erde lebenden Wesen vernichten würde. Diese langsame stufenweise und unmerklich fortschreitende Nivellirung wird die Gleichheit des Niveaus und der Fruchtbarkeit herstellen ohne daß eine Ameise erdrückt wird. Das Gesetz Gottes in den Gesellschaften entdecken und das Gesetz des Gesetzgebers mit demselben in Uebereinstimmung

bringen, ohne der Wahrheit durch Hirngespinnste und der Zeit durch Ungeduld zuvorzukommen, das ist die Weisheit! Den Wunsch für Verwirklichung nehmen und das Unbekannte verehren, das ist der Wahnsinn; sich gegen das Hinderniß und gegen die Natur erbittern und ganze Geschlechter unter den Trümmern unvollkommner Institutionen zerschmettern, anstatt sie sicher von einer Form der Gesellschaft zur andern zu führen, das ist das Verbrechen!

Von diesen drei Dingen lag in der Seele des Convents: ein wahres und praktisch zu verwirklichendes Ideal; Hirngespinnste, die entschwanden, wenn sie Anwendung finden sollten; Anfälle von Wuth, die mit Gewalt die Verwirklichung einer Ordnung der Dinge hervorzubringen suchten, welche die menschliche Natur noch nicht enthielt. Heilige Wünsche, leere Träume besserer Zeiten, schreckliche Mittel waren die Elemente, aus denen die sociale Politik dieser Versammlung bestand, welche ihre Stelle zwischen zwei Civilisationen fand, um die eine zu vernichten und der andern vorauszueilen. Robespierre personifizirte mehr wie jeder andre seiner Collegen diese Richtungen. Seine ihrem Zwecke nach religiösen, ihrer Anlage nach chimärischen Pläne wurden in dem Augenblicke, wo sie an der Unmöglichkeit der Praxis scheiterten, blutdürstig. Die Wuth, Gutes zu thun, ergriff den Utopisten; die Wuth, Gutes zu thun, hat die nämlichen Folgen, wie die Wuth, Böses zu thun. Robespierre hing eben so hartnäckig an Hirngespinnsten, wie an Wahrheiten. Wäre er mehr erleuchtet gewesen, würde er geduldiger gewesen sein. Sein Zorn fand seine Entstehung in seinen Täuschungen. Er wollte der Arbeiter einer socialen Wiedergeburt sein; die Gesellschaft widerstand; er griff zum Schwerte und glaubte, es wäre dem Menschen erlaubt, sich zum Henker Gottes zu machen. Halb durch Fanatismus, halb durch Schrecken theilte er seinen Geist den Jacobinern, dem Volke, dem Convente mit. Daher kam der Widerspruch bei einer Versammlung, welche mit der einen Hand sich auf das Revolutionstribunal und die Guillotine stützte, mit der andern eine Constitution schrieb, welche an die idyllischen Republiken Plato's und Telemach's erinnerte, und welche auf jeder Seite Gott, das Volk, die Gerechtigkeit und die Menschenliebe trug. Niemals wurde die Wahr-

heit so von Blut überströmt. Das Werk der Geschichte ist es, diese Flecken wegzuwaschen und die sociale Gerechtigkeit nicht zurückzuweisen, weil Ströme Blutes auf die Dogmen der Freiheit, der Nächstenliebe und der Vernunft geflossen sind.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lamartine, Alphonse <<de>>

Geschichte der Girondisten aus dem Französischen

Bd.: 5

Leipzig 1847

Gall.rev. 478 gb-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10619179-1